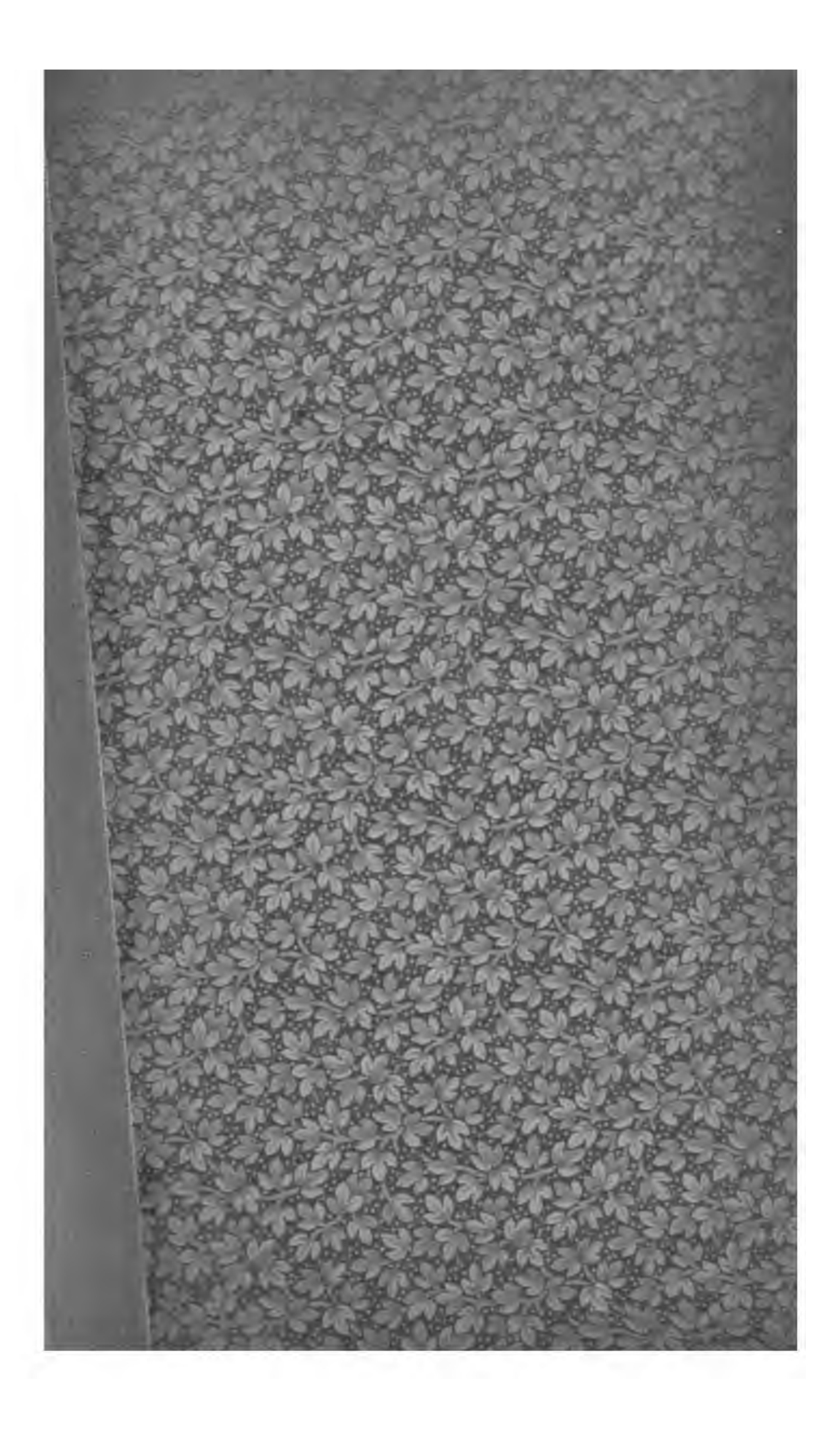
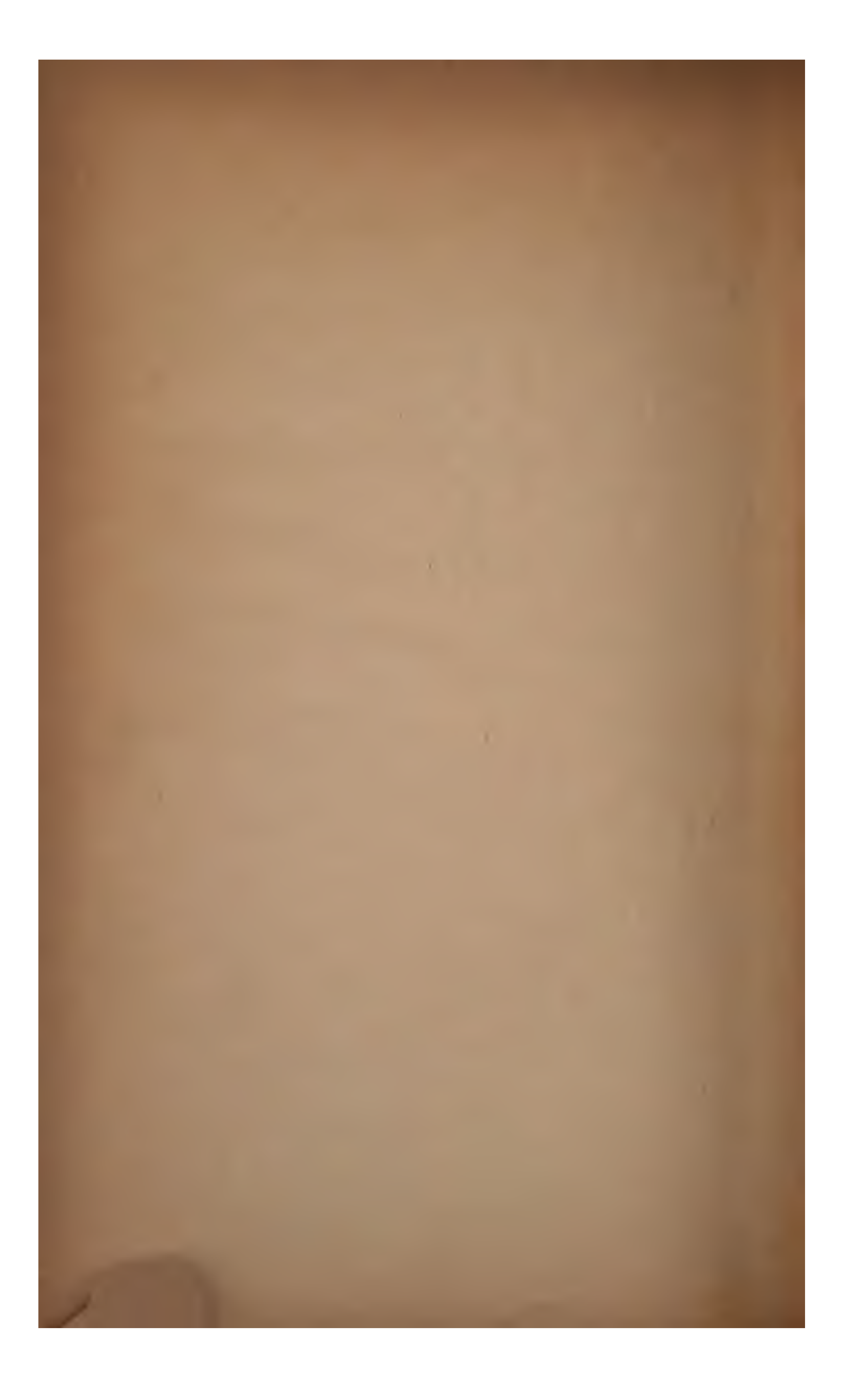

Erinnerungen
alter und neuer Zeit
von
Eckbr. Dürckheim.







Erinnerungen
alter und neuer Zeit

von

Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim.

Dritte Auflage.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzlerschen Buchhandlung.
1891.

Vorwort.

Autobiographien, Memoiren, Denkwürdigkeiten des öffentlichen oder des Privatlebens: davon wimmelt die neue Literatur, während die ältere Vorzeit nur sparsam, oder gar nicht, mit dergleichen Ergüssen die Nachwelt bedacht hat.

Bei den Griechen und Römern finden wir, daß ich wüßte, keine Memoiren; Alcibiades und Perikles haben keine geschrieben. Wenn Plutarch die wunderbaren Bildnisse der großen Männer des Alterthums in seinem Werk „Vitae parallelae" der Nachwelt schenkt, so ist das Geschichte und nicht Memoiren, ebenso wenn Juvenal die Laster und Gebrechen der hohen römischen Welt zu geißeln versteht.

Dem eiteln Seneca, dem selbstsüchtigen und ebenfalls eiteln Horaz fiel es nicht ein, Denkwürdigkeiten im eigentlichen Sinne des Wortes niederzuschreiben.

Meisterhaft hat Julius Cäsar seinen Gallischen Krieg verewigt; wenn er aber in großen Zügen den Verlauf der Kriegs-

begebenheiten beschreibt und mitten in das Gemälde, wie zur Erholung des Lesers, interessante Bilder über Land und Leute zu streuen weiß, so spricht er von sich selbst nur, wenn er nicht anders kann.

Ist diese Enthaltsamkeit der Alten eine Tugend gewesen, oder ist sie der Gleichgiltigkeit der Zeitgenossen zuzuschreiben?

Keines von beiden, denke ich, ist anzunehmen; die Griechen waren so eitel wie die Franzosen es heute noch sein können, sie schwärmten in Begeisterung für ihre großen Männer, und die Römer beteten ihre erfolggekrönten Sieger an: das Memoirenschreiben war einfach nicht gebräuchlich, weil der schnellen Verbreitung solcher Actualitäten die materiellen Mittel, das heißt die nöthige Vervielfältigung der Exemplare, nicht zu Gebote standen.

Im Mittelalter taucht die Chronik auf, die in Städten, Burgen und Klöstern meist in Priestern und Mönchen ihre fleißigsten Vertreter fand; da wurden alle Landplagen, Naturerscheinungen und Lokalereignisse naiv und nüchtern verzeichnet, während die Minnesänger und Troubadours uns die Geschichten und Sagen von tapfern Rittern und tugendsamen Frauen überliefern.

Als Autobiographie ist jedenfalls die von Götz von Berlichingen, dank ihrer originellen und dreistaufrichtigen Schreibart, die merkwürdigste.

Doch das 16. Jahrhundert bringt uns noch nicht jene Fülle von Memoiren, die das 18. Jahrhundert aufzuweisen hat: da fängt die Memoirensucht erst recht an, sie entspringt aus dem Bedürfniß, die frivole Welt von frivolen Dingen zu

unterhalten, die in der ernsten Geschichte keine Aufnahme finden. Damit soll gesagt sein, daß von dieser Klasse von Memoiren die rein geschichtlichen ausgenommen sind; die ersteren sind nur unterhaltend, während die letzteren einen hohen wissenschaftlichen Werth mit dem Reiz der direkten Ueberlieferung verbinden.

Unter Ludwig XIV. in Frankreich fängt jene Sensations- und Klatsch-Literatur an, die alle Geheimnisse des Privatlebens, der Boudoirs und Alkoven rücksichtslos aufdeckt.

Nennen wir nur gleich St. Simon und seine zahlreichen Nachahmer; es wird genügen, um in den frivolen Memoiren unbescheidene Spiegel jener Zeit zu erkennen.

Später zeigt sich diese Literatur ernster und würdiger: Graf Ségur, der geistreiche und edle Zeitgenosse des witzigen Prince de Ligne, hat wohl die besten und interessantesten Memoiren hinterlassen.

Jean Jacques Rousseau's schamlose Konfessionen gehören zu den cynischsten Selbstbiographien; man nehme lieber die Bekenntnisse des heiligen Augustin zur Hand, da wird man erkennen, wie ein edler Mensch würdig und doch wahrhaft seine menschlichen Fehler und Schwächen zu bekennen weiß.

Napoleon I. hat in seinen Mémoires de St. Hélène die Kunst der Selbstverherrlichung aufs höchste getrieben; mit heroischer Frechheit alle Thatsachen fälschend, hat er sich ein Tugendmonument errichten wollen, das vor den Enthüllungen der unparteiischen Geschichte längst zusammengebrochen ist.

Wären wir nicht um Talleyrands Memoiren, die im Jahre 1865 (wenn ich nicht irre) erscheinen sollten, betrogen

worden, so hätten wir ein gutes Stück Wahrheit über das erste Kaiserreich aus dem Munde des Fürsten der Lüge selbst erhalten. Napoleon III. unterdrückte weislich die Veröffentlichung der Bekenntnisse eines Mannes, dem keine Falte im Herzen des großen Corsen verborgen geblieben war.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo der Welterschütterer Napoleon auf einem fernen Fels im Ocean seinen schuldbeladenen stolzen Geist dem Herrn aller Welten zurückgeben mußte, der ihn als Geißel der Menschheit wie einen zweiten Attila gesendet hatte, schrieb ein anderer Heros in Dichtung und Wahrheit die Erinnerungen seines geistigen Lebens nieder.

„Dichtung und Wahrheit!“ Wunderbuch, in welchem die Dichtung wie eine liebe, schlaue Wahrheit hindurchlächelt und die Wahrheit unter dem Schleier der Dichtung ihren Zauber wohlthuend und beruhigend ausübt!

Auch Göthe hat die Veröffentlichung dieses schönen Denkmals, das er sich gesetzt, lange hinausgeschoben. Wollte er warten, bis die Abendsonne seines Lebens ohne Gluth, doch mit Wärme noch, auf die Tage der Vergangenheit herablächelte oder bis die letzten Lebens- und Zeitgenossen verschwunden waren? — Lilli war ihm vorausgegangen, und er deutet in seinen Gesprächen mit Eckermann zweifellos an, daß er vor ihrem Tod nichts über sie veröffentlichen wollte.

Wenn wir endlich die Memoiren unserer unmittelbaren Zeitgenossen angeben wollten, würde das Zitiren und Kritisiren kein Ende nehmen: soll ich Unbedeutender diese Fluth von Bekenntnissen noch mit einigen Bögen vergrößern? Zu welchem Zweck?

Lange sträubte ich mich gegen die Aufforderungen vieler Freunde, — unter welchen ernste und bedeutende Männer wie Emanuel Geibel, Bodenstedt, Conrad Ferdinand Meyer, Helvetiens bester Dichter, und Andere mehr — etwas über meine Erlebnisse niederzuschreiben; doch den Bitten meiner Kinder konnte ich nicht widerstehen. Diesen und den nächsten Freunden allein zu Liebe ergreife ich mit schon zitternder Hand die Feder, um in schlichter Wahrheit und frei von Eigenliebe das Erlebte und Empfundene der gänzlichen Vergessenheit zu entziehen.

Ich thue es, wie man eine schwere, ernste Pflicht erfüllt, und nicht ohne ein Gefühl von tiefer Wehmuth, wenn ich auf eine Reihe von 60 Jahren zurückschaue, in welcher so manches verfehlt, so vieles versäumt und so wenig geleistet wurde. Da drängen sich mir unwillkürlich die Worte des unvergeßlichen Dichterfreundes auf, wenn er ausruft:

Ach, das ist der Schmerz der Schmerzen,
Daß mit seinem Schwall der Tag,
Selbst ein heilig Leid im Herzen,
Trüb uns überfluthen mag.

Daß wir Göttliches erfahren,
Aber nimmer ungestört
In der Brust es mögen wahren,
Weil der Sinn dem Staub gehört.

Wie der Geist inbrünstig ringe
Um ein stilles Friedensglück:
Der gemeine Strom der Dinge
Reißt uns mächtig stets zurück.

Und auf's neu von Schuld belastet
Und auf's neu verzehrt von Reu',
Bleibt im Zwiespalt, der nicht rastet,
Nur die Sehnsucht uns getreu.

Ach, dann fühlen wir's, uns bliebe
Nichts, als trostlos Selbstgericht,
Wär' auf Erden nicht die Liebe
Und die Gnad' im Himmel nicht.

Ja das ist die Stimmung, in welcher ich meine Erinnerung flüchtigen Blättern vertraue. Mögen sie hingehen und in verständnißvollen Seelen hie und da ein Echo finden!

Kinder-Jahre

1812—1821.



Der 1. Juli 1812, voll Sonnenschein und Blumenduft, wäre für die Bewohner des Schlosses Thürnhofen*) ein Freudentag gewesen, wenn nicht die Schauer und Schrecken des Krieges auf alle Gemüther ihre düstern Schatten verbreitet hätten.

Der Schloßherr, Graf Karl Friederich Eckbrecht Dürckheim-Montmartin, erwartete mit seiner Gemahlin Amalie Freiin Eckbrecht von Dürckheim (einer Cousine meines Vaters) und mit sechs Kindern die Geburt eines siebenten Mitgenossen des irdischen Daseins, und siehe, dieser Ankömmling war ein Knabe und derselbe, der jetzt nach 75 Jahren sein bescheidenes Erdenwallen beschreiben will.

Ernst und traurig waren die Insassen des Schlosses gestimmt, trauriger noch die Unterthanen des Grafen, die mit ihrem Schutzherrn alle Drangsale, Entbehrungen und Leiden der harten Zeit in redlicher Ergebenheit getheilt hatten und dieselben noch mit ihm Jahre lang theilen sollten.

Keine Festlichkeiten, keine Böllerschüsse verkündeten die Geburt eines neuen Sprößlings des alten Stammes; Vater und Mutter jedoch nahmen den kleinen Gast mit herzlicher Liebe auf und die Schwestern freuten sich eine lebende Puppe zu erhalten, weil ja doch die Zeiten zu hart waren, um Nürnbergs Kinderschätze nach Thürnhofen gelangen zu lassen.

---

*) Thürnhofen bei Feuchtwang im Rezatkreis (Baiern).



Gut, daß es ein Knabe ist, sagte der Vater, er wird sich schon durchhelfen. Ach! seufzte die arme Mutter, wieder ein Knabe, der Soldat werden muß.

Kein Wunder, wenn so die Mutter dachte; denn jeden Tag kamen Trauerbotschaften: der oder jener Freund oder Verwandte war verwundet oder gefallen; im deutschen Heere wie im französischen dienten Bekannte und Anverwandte der vielverzweigten Familie.

Um die Wiege her konnte also keine freudige Stimmung herrschen, Einsamkeit umgab das Schloß, zur Taufe kamen weder Freunde noch Verwandte, der Vater hob das Kind selbst über die Taufe und der würdige alte Dekan von Feuchtwang, Archidiakonus Meidenbaum, war mit dem Rentamtmann Balthäuser der einzige Gast des bescheidenen Taufmahles.*)

*) Der Taufschein lautet: Ferdinand Felix Karl Eckbrecht Dürckheim Montmartin, des hohen Herren Karl Friedrich Grafen Eckbrecht Dürckheim Montmartin, Herrn zu Thürnhofen und Kaierberg, Königlich Würtembergischer Kämmerer, vormalig. königl. Würtemberg. bevollmächtigter Minister in Holland und der Frau Gemalin, der hochgeborenen Frau Amalia Gräfin Eckbrecht Dürckheim Montmartin geborne Freiin Eckbrecht von Dürckheim, ehelich erzeugtes Söhnlein ist geboren in Thürnhofen, Mittwoch den 1. Juli Eintausend achthundert und zwölf, Nachts um 10 Uhr, darauf am Montag den 27. Juli 1812 im hochgräflichen Schloß daselbst durch Herrn Archidiakonus Meidenbaum von Feuchtwang nach unserer evangelischen Kirchenordnung getauft worden; die erwählten hohen Taufzeugen sind:

a) Der Königl. Würtemb. H. General-Major, Commandeur des W. Militär-Verdienstordens, Ritter der Kaiserlich Französischen Ehrenlegion, von Brüssel.

b) Der Königl. Würtemberg. Herr Kämmerer Regierungs- und Criminal-Gerichtsrath Karl von Gemmingen zu Stuttgart.

Die Stelle der abwesenden Taufpathen ist beim Taufakte vom hochgräflichen H. Vater selbst vertreten worden.

Thürnhofen den 27. Juli 1812.

Zum Gegensatze dieses Dokumentes gebe ich hier den französischen

Während ich ruhig die ersten Wintermonate dieses verhängnißvollen Jahres im warmen Bettchen schlief, war Moskau's schreckliche Brandfackel über dem Haupte Europa's geschwungen worden und in unaufhörlichen langen aufgelösten Reihen kamen nach und nach die Ueberbleibsel der großen Armee von dem schauerlichen Feldzuge zurück; Fünfmalhunderttausend waren ausgezogen, kaum Hunderttausend kehrten heim.

Dieses welterschütternde Ereignis, das den Thron Napoleons stürzte, erfüllte noch lange nachher die französische Nation mit Furcht und Trauer; die meisten Familien hatten dem wahnsinnigen Unternehmen des Kaisers die schmerzlichsten Opfer zu danken. Das berühmte Buch La retraite de Russie vom Grafen Ségur, welches den Feldzug so dramatisch schildert, war in Aller Händen; von der Jugend mit Begeisterung gelesen, trug es viel dazu bei, den Nachhall der furchtbaren Katastrophe zu verewigen. Thiers in seiner Geschichte des

---

Geburtsschein meines Sohnes Wolf Friedrich, der während der 1848er Republik in Schlettstadt von der Civilbehörde ausgestellt ist:

Im Jahre 1849 den 15. Dezember, 4 Uhr Abends, erschien vor uns Leopold Hebenstreit, Maire der Stadt Schlettstadt (Elsaß), der Bürger (citoyen) Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim Montmartin, Ritter der Ehrenlegion, Unterpräfekt des Bezirkes Schlettstadt; derselbe stellte uns ein Kind männlichen Geschlechts vor, welches er erklärte Wolf Friedrich nennen zu wollen und in rechtmäßiger Ehe mit Frau Josephine Elisa Fanny von Dürckheim, geborene Freiin von Türkheim, gezeugt zu haben.

Diese Erklärungen, von zwei Zeugen bestätigt, haben wir in den Registern der Civilakten aufgenommen.

Schlettstadt den 15. Dezember 1849.

Vor der französischen Revolution von 1793 trug der älteste der Eckenbrecht von Dürckheim der älteren Linie den Titel Herr zu Busenberg, Dahn u. a. O.; derjenige der jüngeren Linie (Linie meiner Mutter) den Titel Herr zu Windstein, Schöneck, Berwardstein, Drachenfels, Wittschloß, Fröschweiler, Nähweiler, Sulzbach und anderer Orte.

Kaiserreichs hat es ebenfalls an ergreifenden Schilderungen über dasselbe Thema nicht fehlen lassen.

Wenn ich als Jüngling diese Bücher mit Begierde verschlang und mir dieselben einen unauslöschlichen Eindruck zurückließen, so war ich doch im hohen Alter noch durch die mächtige Schilderung Victor Hugo's (aus seinem Gedichte Les Châtiments) weit mehr ergriffen. Weil dieses Fragment noch nicht ins Deutsche übersetzt ist, wird man mir vielleicht Dank wissen, wenn ich versuche, es hier wiederzugeben.

„Der Kaiser war geflohen. Moskau's Brand loderte hinter ihm, der rauhe Winter goß seine Schneelawinen über die unermeßlichen Gefilde, die stets zu wachsen schienen, je weiter man vordrang. Die Armee, gestern noch so kühn und groß, war heute nur noch eine verworrene, aufgelöste Herde: kein Zentrum, keine Flügel mehr, keine Fahnen, keine Führer. Es schneite fort und fort; die Verwundeten krochen Nachts unter die todten Rosse, die Reiter, starr auf ihren matten Thieren, schwanden dahin, bleichen Schatten gleich; Trompeter leimten die blutenden Lippen an das eisige Erz, umsonst, kein Ton kam heraus, um die zerstreuten Rotten zu sammeln; durch das dichte Schneegestöber sauste der feindliche Kugelregen; die alten Grenadiere, erstaunt, zum ersten mal eine Anwandlung von Furcht zu spüren, marschierten stumm und bleich, gesenkten Hauptes, die Bärte mit starrem Eis behangen. Es schneite fort, der eisige Nordwind heulte über ein Meer von Glatteis dahin; wankend ging es weiter in die unbekannte Eiswüste hinaus; kein Brod, keine Deckung; jedes Leben erstarrte in der Brust; es waren keine Krieger mehr. Die Armee glich einem dunklen, schaurigen Ungeheuer, das gespensterhaft am finstern Horizont verschwand, immer sich erneuernd, um von der ge-

heimnißvollen Oede, einem Sühnopfer gleich, stets verschlungen zu werden, und der unerbittliche Himmel bereitete täglich in stummer, grausamer Majestät für die erschöpfte Masse sein unermeßlich Leichentuch.

Jeder fühlte den Tod in sich und fühlte sich allein; zwei grausame Feinde: der Czar und der Nord, dieser der furchtbarste; die Kanonen warf man um, verbrannte Wagen und Lafetten; wer sich niederlegte, starb; in bewußtloser Flucht gieng es dahin, der Weg zehrte die Wandelnden auf, an wellenförmigen Schneehügeln zählte man morgens die todten Legionen. O Untergang Hannibals! Attila's grauenhafter Tag! Wo zehntausend einschliefen, erwachten kaum hundert."

Während des ganzen Jahres 1812 gab es Einquartierungen und Truppenmärsche in Thürnhofen.

Unter den hervorragenden französischen Führern hatten wir auch den würdigen, menschenfreundlichen Marschall Mortier, Herzog von Treviso, mehrere Wochen im Quartier; er hielt strenge Disciplin unter seinem Corps und benahm sich wie in Freundesland.

Im Jahre 1834 stattete er meinen Eltern einen Besuch auf ihrer Villa in Bläsheim im Elsaß ab; er war ein großer stattlicher Herr, noch in den besten Jahren und von blühendem Aussehen. Gesicht und Benehmen zeugten von Güte und Wohlwollen; auch sein ältester Sohn, der ihn als Adjutant begleitete, war ein hübscher eleganter Offizier.

Als meine Mutter mich vorstellte mit der Bemerkung, ich sei der kleine Knirps, den er in Thürnhofen oft auf den Armen herumgetragen, drückte er mich an die Brust und sagte freundlich: Jetzt kann ich Ihnen noch besser dienen, wenn Sie nach Paris kommen und Carriere machen wollen.

Sechs Monate nach diesem Besuche fiel der edle Mann als eines der Opfer der Höllenmaschine Fieschis auf der place royale in der Umgebung Ludwig Philipps, dessen Flügeladjutant er war. Frankreich verlor in ihm einen seiner besten Feldherrn und würdigsten Menschen, ich einen wohlwollenden Beschützer.

Das Jahr 1813 verfloß in Thürnhofen unter kriegerischen Vorbereitungen: der dringende Aufruf des Königs von Preußen an das deutsche Volk war bis in die kleinsten Dörfer gedrungen und erweckte allenthalben ein mächtiges Befreiungsgefühl. Steins und Scharnhorsts Geist drang überall durch und Deutschlands Wiedergeburt war gesichert.

Mein Vater; der alte Diplomat, ergriffen von dem allgemeinen Befreiungsdrang, legte den Waffenrock an, bestieg als Major eines Landwehrbataillons seinen großen Mecklenburger und drillte die guten Bauern mit unermüdlichem Fleiß, um sie so schnell als möglich wehrhaft und waffentüchtig zu machen.

Meine Mutter erzählte oft, wie rührend und komisch zugleich diese kleine Armee im Schloßhofe aufmarschirte; es war wohl, sagte sie, eine noch unbeholfene, schwer bewegliche, aber dennoch eine kreuzbrave Truppe, viele marschierten in Holzschuhen, aber unter den leinenen weißen Kitteln schlugen brave treue Herzen.

Im Frühjahr 1815 zogen meine Eltern endlich nach dem lang verlassenen Elsaß, aus welchem die Revolution ihre Eltern vertrieben hatte und wo jetzt so viele Freunde und Verwandte sie erwarteten.

In jener Zeit war die Reise von Thürnhofen nach Straßburg per Extrapost noch eine wenigstens dreitägige und mit eigenen Pferden eine achttägige.

Meine Eltern eilten mit Post voraus und wir Kinder, meine drei Schwestern, mein Bruder Otto und ich (Gustav, der Zweitälteste, war damals schon in einem Institut) reisten mit unserer alten Bonne Kadisch und dem Hauslehrer unter Führung des Kutschers Johann mit vier mächtigen Braunen, welche Mühe hatten, die schwere Berline über Berg und Thal zu schleppen, gemächlich in kleinen Tagreisen den Eltern nach.

Von dieser Reise schweben mir noch zwei Erinnerungen lebhaft vor: Ein Achsenbruch am Wagen an einem steilen Berg, und ein herrlicher Pudding mit Mandeln und Zibeben im Gasthaus zur Krone in Heilbronn.

Ich weiß wahrlich nicht, ist es Illusion oder Wahrheit, reicht das Gedächtnis so weit zurück oder hat man dem Knaben später durch Erzählen diese Erinnerungen aufgefrischt? Doch gewiß ist: in späteren Jahren, wenn ich vor der Krone in Heilbronn anhielt, so duftete es mächtig nach Pudding und ich ermangelte nicht, mir dieses Gericht serviren zu lassen.

Jedenfalls waren diese beiden Episoden der Reise dem Kinde weit wichtiger als alle welterschütternden Begebenheiten der drei verflossenen Jahre: Moskau, Dresden, Leipzig, Elba, Waterloo, Montmirail, Paris, das waren ihm noch unbekannte Namen, die doch auch auf sein kleines Schicksal einen mittelbaren Einfluß ausüben sollten. Einem Staubatome gleich, das, durch irgend eine Erschütterung vom Weltkörper, dem es angehörig war, getrennt, dann umhergetrieben, sich doch endlich wieder durch das Gesetz der Anziehung irgendwo anhängt, so wird auch der Mensch von dem Schicksal hin und her getrieben, bis er seine Bestimmung findet; seine irdische Laufbahn hängt stets von den Umständen ab, er wählt weder Vaterland noch Familie, von der Vorsehung wird ihm sein Loos beschieden.

Der Sturz des Kaiserreichs und in dessen Folge die Restauration der Bourbonen gab meinem Vater einen kleinen Theil der großen Besitzungen seiner Familie im Elsaß zurück und so wurde ich unbewußt und willenlos auf Einen Schlag zum französischen Bürger, weil die Bourbonen allen wiederkehrenden Emigrirten die Nationalität wiedergaben, wenn dieselben nur ein einfaches Begehren zu dem Zweck einreichten; das that mein Vater und nach französischem Civilrecht folgt der minderjährige Sohn der Nationalität seines Vaters. Zum Verständnis der Rückerstattung eines Theiles unserer Familiengüter muß Folgendes gesagt werden:

Der französische Convent (la convention nationale) legte Beschlag auf alle Güter sowohl der Ausgewanderten als auch derjenigen seiner Opfer, die auf dem Blutgerüste ermordet wurden. Alle eingezogenen Güter konnten gegen sogenannte Assignate*) auf dem Licitationswege angekauft werden. Lange fanden diese Güter keine oder doch nur wenig Käufer; die redlichen Menschen scheuten sich, so ungerecht geraubtes Gut an sich zu ziehen, doch die Meisten hatten kein Zutrauen in die Dauer der revolutionären Herrschaft. Erst nach Robespierre's Sturz wurden die Güter veräußert und es bereicherte sich damit eine Masse früher mittelloser Familien.

Napoleon I. bestätigte die Acquéreurs de biens nationaux in ihrem Besitz und eignete sich später als Krongüter

---

*) Vom Staat ausgegebenes Papiergeld, welches durch Mangel an Zutrauen in die Dauer der Schreckenszeit und durch den Zwangscours dermaßen entwerthet war, daß 1000 Fr. kaum hundert und am Ende gar nichts mehr galten. Mit diesen werthlosen Papieren zahlte man dem Staat den Kaufschilling der erstandenen Güter, dem Staat, der von seinem Güterraub nicht den geringsten Nutzen zog und nebenbei den Werth der Güter selbst aufs schädlichste herabdrückte.

(domaines de la couronne) alle nicht veräußerten größeren Nationalgüter an.

So geschah es, daß die nichtveräußerten Dürckheim'schen Güter durch die erste Restauration im Jahre 1814 meinem Vater zurückerstattet, dann in den hundert Tagen nach der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba aufs neue eingezogen und endlich durch die zweite bourbonische Restauration zum zweitenmal dem rechtmäßigen Besitzer wieder übergeben wurden.

Napoleon hatte zwar vielen adeligen Familien ihre eingezogenen Güter wieder erstattet, unter der Bedingung, daß sie nach Frankreich zurückkehrten und um die Rückerstattung unterthänigst baten; mein Vater jedoch weigerte sich mit der Hartnäckigkeit eines alten Gothen, ein Unterwerfungsgesuch an den frechen Corsen zu richten. Man kann solches Verfahren als eine zu weitgehende Abneigung oder als übertriebenen Stolz belächeln, allein respektiren muß man es doch, besonders wenn man weiß, daß es von einem Manne ausging, der sich nur durch seine innere Ueberzeugung leiten und bestimmen ließ.

Wenn heute ein geduldiger ernster Forscher den französischen Grundbesitz geschichtlich und dokumentarisch vom Jahre 1793 bis auf unsere Tage verfolgen und öffentlich darlegen wollte, so würde er ein hochinteressantes Stück Geschichte zur Chronik einer jeden Provinz liefern.

Es gab Provinzen, wie die Bretagne und das südliche Frankreich, wo die Einziehung der Güter dadurch vereitelt wurde, daß die treuen und biederen Unterthanen, Pächter oder Bedienstete, die Herrschaften an sich zogen, um dieselben später den beraubten Familien wiederzuerstatten.

Manche Häuser retteten ihren Besitz, indem eines oder

das andere Mitglied, auf die Gefahr hin guillotinirt zu werden, nicht auswanderte, sondern in seinem Dorfe verborgen und still zurückblieb. Frauen wurde das oft leicht, wenn sie nicht wie Madame Rolland eine politische Rolle spielten; so blieb auch eine Schwester meiner Großmutter mütterlicherseits, Wilhelmine v. Bock, auf ihrem Schlößlein zu Bläsheim und erhielt dadurch meiner Mutter (ihrer Nichte) das nicht unbedeutende Gut.

Auf einer andern Seite sehen wir heute so manche Schloßbesitzer, mit hocharistokratischem Gebahren, deren Väter unter den exaltirtesten Schreckensmännern eine thätige Rolle gespielt hatten.

Bemerken wir hier noch ausdrücklich, daß mein Vater nicht ausgewandert war, sondern als junger Studierender auf die Emigrantenliste gesetzt und, da er nicht Lust hatte, seinen Kopf auf die Guillotine zu tragen, einfach aller seiner Besitzungen mit einem Federstriche beraubt wurde.

Nehmen wir indessen den abgebrochenen Faden unserer kleinen Geschichte wieder auf.

Die erste Rast, welche der wandernden Familie gegönnt wurde, war Straßburg, die wunderschöne Stadt.

Da war wohl manches anders gestaltet als vor dreißig Jahren; das Volk in den Städten fing an, französisch und deutsch durcheinander zu radebrechen; mit den Worten „Monsieur, Madame“ begrüßte man Hoch und Nieder, das Bürgerthum hatte sich vermehrt und fühlte sich zu einer bedeutenden Stelle im Staatsleben wie berufen. Nur auf dem Lande bei den guten Bauern sah es noch ganz patriarchalisch, beinahe mittelalterlich aus; die deutsche Sprache war, wie sie es heute noch ist, die einzige für das Volk verständliche.

In den Städten war die Gesellschaft, wenn es je noch eine solche geben konnte, sehr zerrissen und in Parteien abgeschieden. Die durch Schmuggel, Kriegslieferungen, Emigrantengüter-Erwerb, Handel und Industrie schnell reich gewordenen Familien lebten unter sich, die französischen Eingewanderten, Beamte und hohe Militärchargen bildeten, was man damals „die Colonie“ nannte, und die alten aristokratischen Familien, die mit ihren hohen feinen Manieren, ihrem Stolz, ihren Tugenden und auch mit ihren Vorurtheilen und Fehlern aus der Emigration zurück gekommen waren, verkehrten nur offiziell mit den Franzosen und gar nicht mit den Parvenu's.

Zwischen so heterogenen Elementen war auch kein geselliger Verkehr möglich, ein Herr Humann oder Saglio wollte von einem Grafen Dürckheim nichts wissen. Diese Leute sahen in den alten Familien Feinde, die mit den Bourbonen eingezogen waren. Die Revolution hatte so gründlich mit der Vergangenheit aufgeräumt, daß Tradition und Geschichte in diesem Zeitpunkt weder Werth noch Einfluß hatten; ein Du Guesclin, ein Bayard wären im Vergleich mit den Revolutionshelden unbedeutende Erscheinungen gewesen, wenn sie hätten auferstehen können. Das machte natürlich, daß die alten Familien sich absonderten und nur unter sich verkehrten; von den hohen Behörden, Präfekten und Generälen wurden sie jedoch aufgesucht und mit der größten Auszeichnung behandelt.

Mein Vater hielt sich fern von jeder politischen Kundgebung, vermied sogar politische Gespräche und hatte nur den Wunsch, Gutes zu thun, wo ihm Gelegenheit dazu geboten wurde; es dauerte nicht lange, so kam diese von selbst ihm entgegen.

Schon einheimisch geworden durch seinen Elsäßischen

Namen, seinen größeren Grundbesitz und am allerersten durch seinen liebenswürdigen Charakter und seinen durchaus anspruchslosen menschenfreundlichen Geist, hatte er sich bald die Landbevölkerung befreundet. Man liebte in ihm den vornehmen, leutseligen Mann, der stets versöhnend und zuvorkommend auftrat; die nicht wohlwollende Bourgeoisie sogar war ihm nicht abgeneigt, sie verzieh dem trefflichen Menschen seine aristokratische Abkunft. Weil er die Popularität nicht suchte, kam sie ihm desto freudiger zu: schon im Jahre 1818 sah man ihn im Landrat und im höheren Schulrat unermüdlich thätig, und von dem Augenblick an verflossen ihm die folgenden Jahre in segensreichem Wirken.

Meine Eltern verkehrten damals nur mit den vertrautesten Freunden und Verwandten. In Straßburg fanden sie Türkheim's, Andlau's, Berkheim's, Oberkirch's und Wurmser's wieder; bei Türkheim's war die Hausmutter Lilli, die liebliche Braut Göthe's, an Baron Bernhard von Türkheim verheirathet und Mutter von vier Söhnen und einer Tochter, die auch Lilli hieß*); Lilli und ihr Gatte waren treue Freunde meiner Eltern, sie ahnten aber nicht, daß der kleine Knabe, den die Letzteren oft bei ihren Besuchen mitbrachten, einst durch zwei ihrer Enkelinnen ihnen so nahe angehören würde.

Zu Ende des Jahres 1815 wählte mein Vater zum momentanen Aufenthalt die kleine Stadt Hagenau, um in der Nähe des größten Gütercomplexes, der ihm wiedererstattet

---

*) Diese interessante Familie wohnte damals in dem Haus Brandgasse Nr. 1, das früher das Dürckheim'sche Familienhaus war und im Jahre 1783 von Johann von Türkheim käuflich erworben ward. Durch die Beschießung Straßburgs im Jahre 1870 wurde dieses Haus theilweise zerstört und nach dem Kriege abgetragen und neue Gebäude an dieser Stelle errichtet.

worden war, die Verwaltung desselben überwachen zu können. Damals war noch österreichische Besatzung im Elsaß; hunderttausend Mann sollten zurückbleiben, bis die Kriegsentschädigung vollkommen ausbezahlt sein würde. Dies geschah erst im Jahre 1818, wo Ende desselben die letzten österreichischen Truppen wieder heimkehrten*). In und um Hagenau lag viel Volk, besonders Kavallerie; die Besatzung der Stadt befehligte der General Baillet Latour, der unglückliche Kriegsminister, der im Jahre 1848 in Wien der Volkswuth zum Opfer fiel; er war in Hagenau mit seiner jungen bildschönen Frau und zwei Kindern ein täglich willkommener Freund und

*) Wie viel Leid und Elend wäre dem Reichsland damals erspart worden, wenn es wieder zu der alten Wiege in dem günstigen Moment zurückgekommen wäre! Frankreich zahlte 700 Millionen Kriegsentschädigung, eine milde Strafe für das unsägliche Leid und die langjährige Kriegsnoth, die es über Deutschland frevelhaft verhängt hatte.

Zweimal stund es sehr nahe, daß Elsaß wieder mit Deutschland vereinigt worden wäre; das erste Mal noch zu Lebzeiten Ludwig's XIV. Da mußte um ein Haar der geschwächte Räuber seine Beute wieder fallen lassen und es hätte geheißen: wie gewonnen, so zerronnen.

Die Verhandlungen in Gertruitenberg (sagt Mignet in seinen Memoiren über die Geschichte Frankreichs) versetzten Ludwig in eine noch viel größere Noth als die Präliminarien von Grafen-Haag. Dort forderte man nicht mehr die Schleifung einiger Festungen oder die Uebergabe anderer fester Plätze, sondern bestand darauf, daß der unglückliche König mit seinem Heere, vereint mit den verbündeten Mächten, seinen Enkel Philipp V. von dem Thron jage, welchen er ihm durch den Pyrenäer Frieden erlangt hatte; außerdem sollte Frankreich alle bisher gemachten Eroberungen preisgeben.

Um der äußersten Demüthigung zu entgehen, bot Ludwig das Elsaß an; dieses Anerbieten wurde jedoch abgewiesen, weil man den stolzen König noch härter treffen wollte.

Dann zum andern Mal wurde beim zweiten Pariser Frieden die Frage der Rückerstattung des Elsaßes ernstlich aufgeworfen und lange bestritten; endlich gab man den Vorschlag Englands auf, weil die Mächte den Bourbonen das Odium der Losreißung einer Provinz nicht hinterlassen wollten.

Besucher meiner Eltern. In unserem Hause war auch ein Husarenrittmeister, von Größer, einquartirt, der einen so schönen und verdienten Ruf der Tapferkeit in der Armee besaß und später als Oberst dasselbe Husarenregiment, bei dem er in Hagenau war, in Ungarn befehligte; der Zufall wollte, daß im Jahre 1825 mein Bruder Otto als Cadet in dieses Regiment eintrat und das Glück hatte, noch 12 Jahre unter Oberst Größer, der ihn wie einen Sohn liebte, zu dienen.

In Hagenau war das gesellige Leben allein auf die höheren Offiziere beschränkt, einheimische Familien gab es nicht, die wohlhabende Bürgerschaft bestand aus eingewanderten Fremden, meistens kürzlich bereicherte Kaufleute. Es kamen da ganz welschklingende Namen vor, wie Saglio, Paganetto, Polidoro, Marocco; das waren Italiener, die im Kolonialwaarenhandel während des Kontinentalblockus Vermögen erworben hatten.

Ein witziger Straßburger Präfekt, Herr Pron, hatte in seinem Generalrath einen Herrn Paganetto, von dem er sagte: da habe ich einen Herrn vor mir sitzen, der einen drolligen Namen führt; man weiß nie, ob er Paganini oder Rigoletto heißt.

Der Schmuggel mit Kolonialprodukten war während jenes Blockus so ergiebig, daß die meisten Handelsleute sich ihm unverfroren hingaben. Da war z. B. eine reiche Familie Manieres, deren drei Stämme sich drei aristokratische Beinamen erlaubt hatten: Manières de Maisonneuve, Manières de Grandpré und Manières de Manière; von diesen drei Brüdern sagte man spottweise: il n'y a que trois Manières pour faire la contrebande.

Eine merkwürdige Erscheinung jener Zeit ist die Wuth, mit welcher bereicherte Parvenu's sich mit fremden Namen

schmückten, wie Neger in bunte Lappen sich hüllen, um den Weißen ähnlich zu sehen. Sie fühlten, daß ihnen etwas fehle, um vornehm zu scheinen und glaubten, es in einem Titel zu finden. Ludwig XVIII., ein gescheidter, geistreicher Herr, wurde bei einer der ersten cours, die er hielt, so überrascht, lauter fremdklingende Namen und angenommene Titel zu hören, daß er halb ernst halb spöttisch zu einem Pseudomarquis sagte: Le roi ne peut faire un gentilhomme, Monsieur, trois générations sont indispensables, mais je vous fais Baron. Der Betreffende verneigte sich dankend und kam wirklich zu einem Titel, aber er kam dazu, (man verzeihe das triviale Wort) wie der Hund zum Tritt.

Es scheint unglaublich heute, daß ein Volk, welches kaum vor 25 Jahren den Adel geächtet, seinen besten Vertretern die Köpfe abgeschlagen, Tausende vertrieben und beraubt hatte, jetzt, auf einmal umkehrend, das Bedürfnis fühlte, wieder eine Aristokratie zu besitzen; denn in Paris hatte das Volk eine gewisse Freude daran, den neuen Adel zu bewundern und beinahe jeder Fremde wurde Monsieur le Baron genannt. Ja, es ist heute noch unter der Republik gerade so: wenn man die Communards ausnimmt, so findet man den Pariser Bürger, Handelsmann oder Arbeiter, durchaus nicht adelsscheu, er ist stolz, wenn er sagen kann: ich bediene den Herzog X oder den Marquis von W. Und da will man eine dauerhafte Republik gründen? Das ist nur eine vorübergehende Nothilfe, weil nichts Anderes im Augenblick zu hoffen ist. Die Bourbonen sind ausgestorben, die Orleanisten haben gründlich abgewirtschaftet und die Napoleoniden sind unter den Trümmern von Metz, Sedan, Straßburg und Paris auf lange, lange Zeit begraben.

Das künftige Schicksal Frankreichs muß wieder durch ein

nicht voraus zu berechnendes Abenteuer entschieden werden; sollte das Wort Napoleons I. „après moi la France sera républicaine ou Cosaque*)" sich noch lange bewähren?

Die meinem Vater unfern von Hagenau bei Niederbronn restituierten Güter waren meistens Waldungen: 4000 Hectaren in Einem Komplex bildeten kaum den zehnten Teil des durch den Konvent eingezogenen Dürckheimschen Grundbesitzes.

„Wenn man von Niederbronn gegen Dahn und Pirmasens einen großen dunklen Fleck auf den alten elsäßischen Karten sieht, so kann man die Dürckheimschen Waldungen erkennen", sagt der Bibliograph Spach in seiner Beschreibung jenes Theiles der Vogesen.

Ein Deutscher macht sich heute keinen Begriff von der Zerrüttung, ich möchte sagen der Ausrottung des elsäßischen Adels; der dreißigjährige Krieg mit seinen Verheerungen, die Horden Louvois' mit Brand, Raub und Mord, die religiösen Verfolgungen der Protestanten unter Ludwig XIV., endlich die französische Revolution mit Beil, Haft und Verbannung, Alles das ging über die unglückseligen Geschlechter hin wie die Völkerwanderung über Roms stolze Patrizier.

In deutschen Landen hat der Adel seine Güter meistens durch Majorate und Fideikommisse bewahrt, keiner Familie ist etwas geraubt worden, unsere Vettern Berlichingens besitzen noch unbeirrt jede Scholle Erde, die dem alten Götz gehörte.

Ich erinnere mich sehr gut, im Elsaß alte adelige Herren und Damen bettelarm von Schloß zu Schloß wandelnd und Hilfe suchend gekannt zu haben: Gottesheim, Truxes, die das Reichspanier einst getragen hatten, waren arme Landstreicher

*) Es ist beides geworden, die Communards sind die Kosaken, die er meinte.

geworden; einen alten Baron Witzthum kannte ich in Weißenburg im Jahr 1840; als anständiger Bauer gekleidet stattete er mir seinen Besuch ab. Ein mildes, freundliches Männchen, von blühendem Aussehen und sehr guten Manieren, erzählte er mir, wie er im 12. Jahre von den revolutionären Verfolgungen durch eine gute Bauernfamilie gerettet, von ihr freundlich aufgenommen und erzogen wurde, mit ihr Freud und Leid geteilt und endlich die Tochter des Hauses, als armer Bauer, geheiratet habe. Er habe in glücklicher Ehe gelebt und diesen guten Leuten, wie er sagte, endlich alles reichlich vergelten können, weil er auch wieder in den Besitz eines Teils seiner Güter gelangt sei; er könne ihnen jetzt alles Gute thun, da er keine Nachkommen habe.

„Berlichingen ist arm“, sagt der alte Götz in seiner Selbstbiographie; wie kommt es aber, daß seine Nachkommen ein fürstliches Vermögen besitzen? — Weil Götz meistens große Waldungen hatte und dieselben im 16. Jahrhundert keinen Ertrag an baarem Geld lieferten. So war es auch in unseren Besitzungen im Mittelalter; die Familientradition erzählt: im Jahre 1209 auf dem Tournier zu Worms begrüßte der Kaiser den Ritter Johann Eckbrecht Dürckheim mit den Worten: siehe da, mein wackerer Buschritter. Der alte Recke nahm den Spaß übel und erwiderte: Majestät sind nicht reich genug, um ein Ei unter jede Eiche zu legen, die ich besitze. — Ja, lachte der Kaiser, ich könnte meine Eier verkaufen; er aber seine Bäume nicht! — und das war richtig in jener Zeit; Brenn- und Bauholz wurde den Vasallen umsonst oder um kleine Gegendienste ausgeliefert, und besonders mit letzterem war man sehr freigebig, um eine dichtere Bevölkerung anzuziehen.

Die Geschichte der Wälder in Mittel- und Südeuropa

ist so eng mit der Kulturgeschichte der Völker verbunden, daß es mir wohl erlaubt ist, ein Wort aus eigener und Familienerfahrung zu erzählen:

Da wo vor hundert Jahren noch undurchdringliche Hochwälder standen, wo der Edelhirsch dem Auerochsen und der Fuchs dem Luchsen in der Jagdfauna folgten, da ist nun leider alles gelichtet; Niederwaldschläge und kleine Wäldchen geben dem scheuen Reh und dem verächtlichen Lampe den dürftigen Schutz; Dörfer und gebautes Land verdrängten schnell die einsamen Waldungen; mit der wachsenden Bevölkerung wuchs auch schleunig die Industrie; die plötzlich populär gewordene Baumwolle schuf die großen Fabriken; Handel und Gewerbe bedingten neue Verkehrsmittel; wo früher unfahrbare Feldwege kaum den Saumtieren zugängig waren, entstanden Straßen und Kanäle. Allein trotzdem kam erst im Jahre 1824 der Wald zu einer Bedeutung, und endlich erreichte er mit den vierziger Jahren, als die ersten Eisenbahnen geplant wurden, einen hohen wirtschaftlichen Wert.

Wie alsdann unsinnig und wahrhaft frevelhaft mit den Waldungen gehaust wurde, ist zu bekannt, als daß ich davon weiter reden sollte; nur bemerke ich noch, daß zum Schutz der Wälder die gesetzlichen Maßregeln leider zu spät ergriffen wurden. Die Entwaldungen schädigten nicht nur die wirtschaftlichen Interessen, sie brachten uns die grausamen Überschwemmungen der neueren Zeit und wirkten schädlich auf klimatische und hygienische Verhältnisse.

Nach dem was hier vorausgeht, wird man wohl erkannt haben, daß im Jahr 1816 meinem Vater mit der Rückgabe seiner großen Besitzungen eigentlich pekuniär wenig oder gar nicht gedient war: Die Waldungen kosteten an Grundsteuern

und Hutkosten ein gutes Geld und trugen nichts ein, weil die Holzausfuhr der schlechten Wege halber nicht möglich war. Streitigkeiten ohne Ende entstanden mit Gemeinden, deren Bevölkerung seit 50 Jahren gewöhnt war, in den, so zu sagen, herrenlosen einsamen Gebieten nach Willkür zu schalten; nicht genug, daß sie die Wälder ausplünderten, sie trieben sogar ihre Schafherden und ihr Rindvieh in den Revieren herum. Daraus entstanden Prozesse, das Forstpersonal war zum Schutze der Wälder unzureichend, kurz alles trug dazu bei, dem guten Vater seine Freude an dem neuen Besitztum zu verbittern.

Was mit Waldungen anfangen, frage ich nochmals, wenn sie kein flüssiges Einkommen bringen und man doch Geld braucht? und Geld brauchte man auf einmal mehr denn je: da war es aus mit Zehnten und Gebühren; Güterzinsen gingen nicht ein wegen der allgemeinen Hungersnot, die infolge der schlechten Jahre und des langen Krieges über Elsaß ausgebrochen war.

Das Majorat und Fideicommiß war arg verwüstet und verschuldet. Die Kapitalien, die mein Vater an der Wiener Bank liegen hatte, trugen damals 1 Perzent, kurz Geldnot, und Sorgen für die nächste Zukunft plagten den armen Vater, der trotz seines Reichtums augenblicklich kein beneidenswerter Mann zu nennen war. Da drang sich natürlich dem Familienvater der Gedanke an Verkauf der Wälder unwillkürlich auf, aber niemand wollte damals sein Geld an unproduktive Waldungen wagen; endlich im Jahr 1824 brachte Graf Dürckheim einen Teil seiner Wälder an die Eisenwerke Dietrich und Söhne in Niederbronn an.

Diese Eisenwerke, welche damals in Folge der Kriege schwach betrieben wurden und in den schlechtesten Verhältnissen nur kümmerlich fortlebten, hoben sich mit der wachsenden In-

dustrie und waren im stande, das Holz der nahe gelegenen Waldungen, in Kohle verwandelt, einträglich zu verwerten.

Frau Amalie, Witwe von Dietrich, eine geborne Freiin von Berkheim, war eine Cousine meiner Eltern und eine wackere und tüchtige Leiterin der Werke. Der Verkauf von 2000 Hectaren Hochwald wurde für den Preis von 500,000 Fr. abgeschlossen.*)

Dietrichs nahmen sofort nicht nur das Kapital des Kaufschillings, sondern auch ein bedeutenderes, zum Betrieb ihrer Industrie dringend notwendiges, bei Merian in Basel auf und sicherten durch den Kredit, welchen der große Besitz hypothekarisch geschaffen hatte, das fernere Gedeihen ihres stets wachsenden und seither blühenden Geschäfts.

Den Eisenwerken**) wurde dadurch geholfen, und mein Vater, im Besitz einer halben Million Franken, konnte nun ruhig bessere Zeiten erwarten.

Nichtsdestoweniger haben wir auf ewig die Veräußerung dieses so viele Jahrhunderte in der Familie gewesenen Besitztumes zu bedauern, ja es muß sie sogar die vaterländische Geschichte beklagen, weil sie gewohnt war, in den alten Burgen und bis in deren Trümmer ein gut Stück der elsäßischen Lokalgeschichte zu finden, und diese Burgen Windstein, Schöneck,

*) Die übrigen Waldungen wurden später in einzelnen Parzellen an verschiedene Güterkonsortien wie Rausch, Couleau & Co. ebenfalls billig veräußert.

**) Die Niederbronner Eisenwerke sind schon vor der französischen Revolution an die Familie Dietrich gekommen. — Dietrichs sind Lothringischen Ursprungs, sie nannten sich vormals Didiers. — Ludwig XIV erhob sie in den Adelstand, wie er zu gleicher Zeit die Glashüttenmeister, um der Spiegel- und Glasindustrie seine Gunst zu erweisen, baronisierte, deswegen nannten die Heraldiker überhaupt und durch Ausdehnung alle geadelten Industriellen gentilshommes verriers (Glasbarone).

Berwardstein, Drachenfels, welche die Historiker Koch, Schöpflin, Frise, Schweighäuser so oft erwähnen, liegen alle in den veräußerten Gebieten. Da hat Hartwig Eckenbrecht (der schwarze Ritter genannt) im 13. Jahrhundert die Zinnen von Schöneck auf die ergrimmten Stürmer geschleudert und sich mit seinen Mannen über Schutt und Trümmer durch die erschütterten und erstaunten Feinde durchgehauen. Dort hat Kuno, der alte Held, im 16. Jahrhundert, durch eine Geistererscheinung gewarnt, seinen Sohn Philipp Eckebrecht von der Belagerung des Schlosses Altwindstein befreit. Später, im Jahre 1676, verteidigte Wolf Friedrich Eckbrecht Dürckheim die letzte Scholle deutscher Erde im Elsaß gegen Louvois' räuberische Horden; in seinen Burgen Neu- und Altwindstein (die den Engpaß gegen Baiern zu vollkommen absperren) belagert, hielt er sich, so lange seine Vorräte auslangten, und als die groben Geschütze der Franzosen die Riesenmauern gesprengt hatten, flüchtete er sich mit den Seinigen durch das enge Thal, während die Feinde noch immer die leere Burg beschossen und dieselbe endlich in eine ungeheure Ruine verwandelten, wie der Wanderer sie heute noch staunend betrachtet und vor den himmelhohen Felswänden ausrufen muß: wahrlich mit solchen Mauern und den Recken, die sie verteidigten, mußte man rechnen, bis das Pulver sie beide bezwungen hat.

Ein geistreicher einheimischer Dichter, Karl Hackenschmidt, erzählt diese letzte Begebenheit in recht anmutiger Weise; das sinnige Gedicht darf ich wohl hier anführen:

I. 1676.

Stolz trotzet Burg Windstein der Stürme Wut,
Von ewigem Epheu umschlossen;
Hier hat die Treue ihr letztes Blut
Für ein deutsches Elsaß vergossen. —

Dem Burgherrn Louvois entbieten thät:
„Ihr sollt, Graf, Treue uns schwören,
Sonst kann das Volk seiner Majestät
Die Pfalz nicht ruhig verheeren!“

Wolf Friedrich Dürckheim bescheidet sogleich:
„Es lasse Frankreich das Werben!
Ich bin ein Freigraf vom deutschen Reich,
Und frei und deutsch will ich sterben!“

Nun legt sich ein Haufen Franzosen vors Schloß,
Auf dem Berg erheben sich Schanzen,
Zur Wehre stehet der Graf und sein Troß
Und höhnet dem Zorne der Franzen.

O Gräflein, Gräflein, was wagst du den Strauß
Mit der mächtigsten unter den Kronen?
In deinem gen Pfeile gesicherten Haus
Willst trotzen du den Kanonen?

Bald klaffet die Bresche und bröckelt die Wand,
Es türmt sich der Schutt in den Gräben,
Die Besten der Treuen decket der Sand, —
Herr Graf, nun rettet das Leben!

Die Fallbrücke fällt, es knarret das Thor
Am frühen neb'ligen Morgen,
Eh' der Feind es erschaut, bricht das Fähnlein hervor,
Bald hält sie der Waldpfad geborgen.

Und weiter geht es in schleuniger Flucht
Hinab zu dem pfälzischen Hügel,
An der Sauer, am Rande der waldigen Schlucht,
Da lassen sie sinken die Zügel.

Noch einmal wendet der Graf sich zurück
Zum Lande, dem er entsprossen,
Betrübnis umflort den spähenden Blick,
Und er frägt die Verbannungsgenossen:

„Sagt an! was ist in der Ferne der Brand?“ —
„„Herr Graf! euer Schloß dort versinket!““ —
„Was wälzt sich links wie ein Strom in das Land?“ —
„„Die französischen Reiter! das blinket!““

Da stößt er das Schwert zurück mit Gewalt
Und giebt dem Rosse die Sporen,
Und seufzt hinein in den herbstlichen Wald:
„Das Elsaß, das Elsaß verloren!“

II. 1870.

O Sauer, was eilst du geschwätzig und laut
Das Thal hinab über Steine?
Sag', willst du, was einst deine Ufer geschaut,
Erzählen dort unten dem Rheine?

Dein Wasser, das silbern und spiegelklar
Hervorblinkt aus Erlenzweigen,
Von Menschenblut einst gefärbet war
Und aufgestauet durch Leichen.

Die Wälder, wo jetzt der Vogel singt,
Kanonenschall wiederhallten;
Und wo der Schnitter die Sense schwingt,
Hat der Tod einst Ernte gehalten.

O sechster August im siebziger Jahr,
Wie klingst du den deutschen Herzen!
Dein wird man gedenken immerdar,
Gedenken mit Freuden und Schmerzen!

Dort oben am Hohlweg, den Abhang hinan,
War heiß und furchtbar das Streiten;
Da liegen gefallen Mann an Mann
Im Graben zu beiden Seiten. —

Verwundete, bleich, im zerstampften Gras,
Die stöhnen um Hilfe und Trinken;
Und Tote, das offene Auge wie Glas,
Das Gewehr in der treuen Linken.

Stumm ziehen die Truppen dazwischen hin
In endlos geschlossener Kette,
Und mancher denkt, mit gesammeltem Sinn:
„Wird bald auch mir solch ein Bette?“

Jetzt plötzlich ein Hurrah! was braust die Musik:
„Heil dir, der du siegreich gestritten?“
Noch einmal leuchtet der Sterbenden Blick:
Es kommt der Kronprinz geritten!

Mild neigt sich und traurig die hehre Gestalt
Und grüßet die Helden am Boden:
„Der schöne Sieg ward teuer bezahlt,
Gott schenk' euch den Frieden, ihr Todten!“

Doch vor ihm der blutigen Arbeit Frucht:
Zerschmettert die feindlichen Horden,
Das gefürchtete Heer in der wildesten Flucht,
Und offen des Wasgau's Pforten.

Da strahlet sein Auge aufs neue voll Mut,
Er schwingt sein Schwert in der Sonnen,
Und ruft hinein in die Abendglut:
„Das Elsaß, das Elsaß gewonnen!“

Wir sind weit abgeschweift von dem eigentlichen Thema unserer Erzählung, die leider kein Tagebuch ist, sondern bloß eine teils aus Erinnerungen teils aus Überlieferung in bunten Bildern skizzierte Geschichte der von mir durchlebten Jahre; im gedrungenen Zusammenhange lassen sich die Kinderjahre nicht schildern, es müssen notwendig einige Digressionen gestattet sein, damit die Gestalten der Umgebung des Kindes sowohl als die Ereignisse, welche dieselben interessant erscheinen lassen, beschrieben werden können.

Wir haben den Knaben im Nachsommer des Jahres 1815 mit seinen Eltern ins Elsaß wandern sehen; nun müssen wir berichten, wie er von Schloß zu Schloß von der Mutter

herumgefahren wird, wer ihn aufgenommen, auf welchen Armen er liebend getragen wurde. Schon ist gesagt, daß mein Vater die Stadt Hagenau zum augenblicklichen Aufenthalte gewählt hatte, was nicht hinderte, daß wir jüngern Kinder viel mit unserer guten Mutter umherzogen, doch meistens bei unserer Großmutter, von der wir bald sprechen werden, weilten.

Lilli, die edle Frau, haben wir schon als Freundin der Eltern genannt, ihre Söhne Fritz (der mein Schwiegervater wurde), Karl, Wilhelm und Heinrich wie auch ihre Tochter Lilli, sie alle waren dem Kinde freundlich, wie sie später dem Jüngling und dem Manne treue Ratgeber und Freunde geworden sind.

Doch die lieblichste Beschützerin der Kinder war die 75jährige Großmutter*) (Mutter meiner Mutter), geborne Freiin von Bock zu und auf Bläsheim. Jung noch hatte sie ihren Gatten (auch ein Türkheim) durch ein jähes Unglück verloren; im dreißigsten Lebensjahr Oberjägermeister des Herzogs von Württemberg, stürzte er auf einer Hofjagd mit dem Pferde von einem Fels und wurde tot nach Hause gebracht. Die Großmutter, untröstlich über den Verlust ihres innig geliebten Mannes, der, nach dem Portrait zu urteilen, welches uns geblieben, ebenso schön gewesen sein muß als er liebenswürdig war, heiratete nicht mehr; tief erschüttert und müde vom Weltleben zog sie sich gleich nach dem Wiener Kongreß in die kleine Stadt Mutzig zurück, um dort in der Nähe ihrer beiden Schwestern ruhig und zurückgezogen ihr Leben zu beschließen.

---

*) Die Mutter meines Vaters, geb. Gräfin Louise Montmartin, Tochter des Württembergischen Premierministers unter dem letzten Herzog, ist gestorben, als mein Vater ein kleines Kind war.

In jeder Beziehung war sie eine ausgezeichnete Frau; von mittlerer Größe, mit feinen Gesichtszügen, eleganten und doch höchst einfachen Manieren, im hohen Alter noch eine niedliche graziöse Erscheinung. Nie sah ich eine feiner gebildete Hand noch kleinere Füßchen, auf welchen sie elastisch und lebhaft einhertrippelte, wie ein junges Mädchen; ihre Kleidung, stets schwarz, wußte sie so zierlich zu tragen, mit wenig weißem Atlas die schwarze Tracht mildernd, daß sogar für uns Kinder die beständige Trauer nichts Abschreckendes hatte. Ihre Herzensgüte und Wohlthätigkeit waren unumschränkt; ebenso milde und ruhevoll, als entschieden streng und ernst, wenn es sein mußte, imponierte sie uns, ohne uns einzuschüchtern.

Nie waren wir glücklicher als unter dem Schutze dieser lieben, alten Großmutter, die ihr stilles Häuschen und ihren kleinen Garten mit dem köstlichen Obste und den hübschen Blumen auch den Kindern zum Paradiese gestaltete durch den Zauber, der sie überall umgab.

Sehen wir uns Mutzig, die kleine niedliche Stadt, ein bischen näher an, weil doch durch das Andenken an ein so geliebtes Wesen der Ort wie gefeiet vor uns schwebt: zwischen hohen Weingärten, im grünen üppigen Thalkessel der geschwätzigen Breusche liegt sie da, ein kleines Ithaka, wie zur Ruhe und Erholung geschaffen; heute, obgleich eine Eisenbahn an ihr vorüberzieht, scheint sie stiller noch als im Jahre 1815, denn die zwölfhundert rührigen Waffenschmiede, die damals in der Gewehrfabrik*) den friedliebenden Bourbonen ihren Vorrat an Flinten und Säbelklingen Tag und Nacht be-

*) Manufacture royale d'armes hieß es damals in den geographischen Beschrieben.

reiteten*), sind längst verschwunden, die Fabrik ist heute nur noch eine harmlose Sensen- und Blechwaarenschmiede.

Der Anblick des inneren Städtchens ist freundlich, überall rauscht fließendes Wasser und auf dem Marktplatz steht ein sprudelnder stattlicher Brunnen; die Bevölkerung ist arbeitsam und friedlich. In der Rathausstraße, am Rathaus anlehnend, sieht man ein bescheidenes, einstöckiges Häuschen, rötlich angestrichen (ich glaube es trägt noch heute sein altes verblaßtes Röckchen), da wohnte die beste der alten Damen jener Zeit und jedenfalls für uns die interessanteste. Das war für uns alle wie eine stille Heimat, in der man sich, trotz der großen Einfachheit, so wohl fühlte, daß es keinem von uns einfiel, das schöne Schloß Thürnhofen mit seinen geräumigen Sälen und dem großen Park zu vermissen. Wir alle hatten die Großmutter unendlich lieb, auch mein Vater hatte für sie die Verehrung eines Sohnes; aber mein Schwesterchen Louise und ich, die wir sie öfter umgaben, hingen an ihr mit jener besonderen Zärtlichkeit, die nur Enkelchen den Großeltern schenken. Ist es nicht mit diesem geheimnisvollen Bande zwischen den beiden Extremen des Lebens, wie mit dem Kommen und Scheiden zweier Liebenden, die nur eine Stunde haben, um sich anzugehören und sich dann desto fester an einander schmiegen, weil sie fühlen, daß die Trennung naht? Ja, diese kurze Stunde erheitert dem Alter das fröhliche Kind und dieses selbst fühlt instinktmäßig die Wohlthat des ruhigeren Alters: wohl dem, welchem rosige Enkelchen noch Blüten auf die schnell abschüssige Bahn streuen!

*) Die Vorräte an Waffen waren in den Arsenalen verschwunden und die Restauration mußte nach dem Grundsatz „si vis pacem, para bellum“ wieder aufs neue rüsten.

So lebte und schied auch die teure, liebe Großmutter; in unseren Armen schlief sie ruhig ein ohne den Tod zu spüren.

Es war ein trüber Dezembertag des Jahres 1819, als man die sterbliche Hülle der treuen alten Freundin in den Sarg legte und sie zur letzten Ruhestätte nach dem nahen Bläsheim führte.

Das war meine erste Schmerzensstunde. Vom Tod hatte ich wohl nur einen undeutlichen Begriff, allein die Trennung war gewiß, da man ja nicht auf mein Schreien hörte und die Teuere vor meinen Augen hinwegtrug.

Wie öde schien mir das Haus, als der Leichenzug fort war; wir waren alle vereinigt und doch fühlte ich mich allein.

Mit meiner Großmutter ging auch der Name von Bock zu Grabe, ihre beiden Schwestern waren kurz vor ihr gestorben und ihr Vater war der letzte männliche Erbe des alten Stammes.*)

Von den zwei Schwestern meiner Großmutter war nur eine verehelicht und zwar an den Baron von Landsberg von Niederehnheim; die jüngste, Wilhelmine, starb ledig in einem Schlößchen zu Bläsheim, welches sie unfern des großen Bockschen Schlosses sich hatte bauen lassen.**)

Der alte Onkel Landsberg, den ich mir noch recht lebhaft vorstellen kann, war eine zu merkwürdige Gestalt aus

*) Einer seiner Ahnen, Ritter Ruprecht von Bock, war im 15. Jahrhundert lebenslänglicher Stettmeister der freien Stadt Straßburg und schenkte seiner Vaterstadt die schöne Promenade, nach ihm Ruprechtsau genannt, (wie man sie heute noch nennt). Er wurde im Münsterdome beigesetzt, sein Grabmal ist noch wohl erhalten in der Seitenkapelle rechter Hand, wenn man vom Hauptportal gegen den Chor geht.

**) Das alte Schloß in Bläsheim, welches sehr prachtvoll gebaut und ausgerüstet war, hatte der geizige Baron von Landsberg abreißen lassen, um die Materialien zu Geld zu machen.

dem vorigen Jahrhundert, als daß ich ihm nicht eine kurze Beschreibung widmen sollte.

Groß, hager, korrekt in Haltung und Manieren, ein eigentümlicher Typus der alten Aristokratie, wäre er schön zu nennen gewesen, wenn nicht eine eisige, nie durch ein Lächeln gemilderte Härte sein Gesicht abstoßend gemacht hätte; große dunkle, von dichten, grauen Brauen beschattete Augen, eine starke Habichtnase, ein feiner Mund, dem die gepreßten Lippen ein boshaft sarkastisches Ansehen verliehen, so schaute der Kopf unter der sorgsam gepuderten Perrücke hervor.

Sein Anzug war der des 18. Jahrhunderts: ein perlgrauer, seidener oder auch sammtner Rock, à la française geschnitten, mit großen Perlmutterknöpfen, kurze Hosen von gleicher Farbe, seidene Strümpfe, eine lange helle Weste mit großen Taschen, in welchen er stets die eine oder die andere Hand stecken hatte, Schuhe mit Goldschnallen und unter dem linken Arme stets den kleinen Dreispitz Louis XV, — so sehe ich den bereits damals 80jährigen Onkel durch den Familiensaal in Niederehnheim*) wandeln. Wer diese Figur gesehen hat, kann sagen, daß er zwei Jahrhunderte wie mit Händen gegriffen hat.

In seiner Jugend war er ein flotter, eleganter Kavalier, der mit Rohan und dem berüchtigten Grafen Cagliostro**)

---

*) Niederehnheim bei Obernai oder Oberehnheim, am Fuße des Odilienberges. (Heute sagt man der Kürze wegen Niedernai und Obernai.) Das Schloß ist vor 40 Jahren restauriert worden.

**) Cagliostro war ein welscher Abenteurer, der dem französischen und elsäßischen Adel, namentlich dem leichtlebigen Kardinal Rohan, viel Geld abschwindelte unter dem Vorwand, er sei im Begriff Gold und Edelsteine zu fabrizieren. Rohan war Fürst-Bischof von Straßburg und lebte viel auf seinem prachtvollen Schlosse in Saverne. Napoleon III hatte das Schloß von der Stadt Saverne zum Geschenk erhalten, wußte aber nicht

in vertrautem Umgang lebte und ihr lockeres Leben so ziemlich mitgemacht hatte; die französische Revolution überraschte ihn im Jahre 1793 in seinem Schlosse zu Niederehnheim und machte ihn plötzlich zu einem armen Manne, der nicht mehr wußte, wohin er sich flüchten sollte.

Da entschloß er sich, während alles um ihn her floh, auf seinem Sitze zu bleiben, geschehe was da wolle; mit zähem Eigensinn klammerte er sich an seinen Besitz und behielt auch die Seinigen im Schlosse, da seine wackere Frau nicht von seiner Seite weichen wollte.

Ringsumher, in Oberehnheim, Barr, Heiligenstein, Meistratzheim und anderen größeren Gemeinden promenierte der berüchtigte Blutmensch Alois Schneider*) die Guillotine und

---

was mit anfangen; da geriet er auf den unglücklichen Einfall, es, restauriert und mit allem Comfort eingerichtet, als Asyl für Witwen hoher Beamten und Offiziere zu verwenden. Als aber die Einrichtung vollendet war, fanden sich nur vier Damen, um die kaiserliche Gnade zu benützen; diese langweilten sich jedoch so gründlich in dieser Einsiedelei, lebten mit einander in so schlechten Beziehungen, daß eine nach der andern wieder abzog, bis das Schloß leer war. Die deutsche Regierung hat eine Kaserne daraus gemacht.

*) Dieser frevelhafte, niedrige Schurke, ein Mainzer von Geburt, war Priester, dann Lehrer; begabt und einschmeichelnd, hatte er sich die Gunst des damaligen Bürgermeisters von Straßburg, F. von Dietrich, zu erwerben gewußt. Er lehrte anfangs an einer Volksschule; doch, sobald die Revolution in Paris ausbrach, wuchs der Hyäne der Mut, und er wetteiferte in Straßburg an revolutionärer Raserei mit den ärgsten Jakobinern. Robespierre machte ihn zum Kommissär des Konvents, also zum Diktator mit Gewalt über Leben und Tod. Nachdem er sich in Strömen Blutes gebadet hatte, wurde er selbst, nach Robespierres Fall, in Straßburg auf dem Paradeplatz (Place Kleber), wo er so viele Opfer hatte schlachten lassen, guillotiniert. Dietrich fiel noch unter seiner Herrschaft und auf seine Angaben ebenfalls unter dem Schreckensbeil. — Auch in Colmar wollte Schneider mit starker Bedeckung die Guillotine einführen und den Oberrhein damit beglücken, allein als er an der Grenze zwischen dem Niederrhein und dem Oberrhein ankam, fand er da fünfhundert mutige Männer mit Gewehren bewaffnet, die auf ihn anlegten mit dem Ruf: „geh wieder

ließ ein halbes Jahr lang tausende von ehrlichen Bürgern willkürlich und auf einfache Anzeige von 3 Zeugen, hinrichten.

Landsberg blieb still und unangefochten auf seiner Burg, die Bauern waren ihm zugethan und Feinde muß er wenige oder keine gehabt haben, denn er blieb unbehelligt; um den alten Vater oder die Mutter vollends sicher zu stellen, traten die beiden Söhne Landsbergs als Freiwillige in die revolutionäre Armee. Dennoch ist es wunderbar, daß A. Schneider den alten reichbegüterten Baron verschont hat; er ist meines Wissens der einzige Adelige, der nicht geflohen ist.

Daß die würdige, gute Tante Landsberg ein furchtbares Opferleben geführt haben muß, kann man sich denken; die brave, milde und dabei so tüchtige Frau widmete sich ganz der Erziehung ihrer Kinder. Wie sie schon ihre Söhne ausgebildet und unterrichtet hatte, so erzog sie auch ihre beiden Töchter; diese Damen, die ich noch genau gekannt und hoch verehrt habe, waren durch und durch gebildet und mit reichen Kenntnissen ausgestattet, ohne deswegen Blaustrümpfe gewesen zu sein. Beide lasen Virgil und Horaz im lateinischen Text und besaßen ein inniges Verständnis der alten wie der neuen Litteratur.

Als die beiden Söhne Landsbergs, Fritz und Alexander, in der Armee den härtesten Entbehrungen preisgegeben waren, machte ihre Mutter, hinter dem Rücken des geizigen Gemahls, Schulden über Schulden, von denen sie ungeheure Wucherzinsen zahlen mußte. Lange wurde die Schuld verheimlicht, als aber der verhängnisvolle Tag der Heimzahlung erschienen

---

heim, du Lump, hier hast nix zu schaffen" und die feige Canaille ging und kam nie wieder; ein Beweis daß, wenn die rechtlichen Bürger, untereinander einverstanden, mutig aufgetreten wären, die Schreckenszeit nicht so viele Opfer geschlachtet hätte.

war und Landsberg Kenntnis erhielt von dem in mütterlicher Seelenangst um das Leben der Söhne begangenen Fehler, da brach sein arger Groll über die arme Tante los; erbittert und durch die Drangsale der Zeit zum einseitigen Grübler, beinahe zum Misanthropen umgewandelt, machte von nun an der alte grausame Despot sein sanftes, treues Weib zum Opfer seiner beständigen bösen Laune.

Trotzig, verschwiegen lebte er allein in einem Pavillon des Schlosses und, wenn er im Familiensaale augenblicklich erschien, war es nur, um in kurzen, harten Worten seiner Galle Luft zu machen; bisweilen sah man ihn langsam durch die Räume schreiten, den Hut unter dem Arm, das lange Meerrohr, von dessen Stößen der Boden dröhnte, in der Hand, mit einem grollenden Blick die Tante von oben herab betrachtend; dann hörte man die harten Worte: Vous avez tort, Madame, il y a 40 ans que vous avez tort, je vous le dis! Langsam entfernte er sich, um den folgenden Tag dieselbe Formel zu wiederholen.

Die Tante neigte ihr blasses Haupt und schwieg, war aber meine Großmutter gegenwärtig, so richtete sie sich wie ein gereizter kleiner Drache empor, wurde plötzlich groß und rief ihm mit fester Stimme zu: Vous êtes un méchant homme, mon frère, il y a 40 ans que je le sais, ayez honte de martyriser un ange. Darauf schlich er weg, indem er, sich verneigend, spöttisch murmelte: toujours aimable ma soeur. Diese Folter wiederholte sich so oft, daß sie für den Despoten wie für sein Opfer zur Gewohnheit wurde; es war auch wirklich bei Landsberg eine wahre Monomanie, andere zu quälen. Nur die kleine wackere Großmutter imponierte ihm, er wich ihr aus, wie einem Geist, der ihn bannen könnte.

Als Landsberg im Jahre 1818 starb, war er ein hoher Achtziger, seine Frau überlebte ihn kaum ein Jahr. Von den Söhnen Landsbergs erreichte nur der ältere, Alexander, ein hohes Alter; Fritz fiel in der Schlacht bei Valmy, und, da jener nicht heiratete, erlöschte mit ihm das alte Geschlecht. Die älteste Tochter Charlotte verehelichte sich mit dem Freiherrn von Reinach Werth, dessen Enkel Felix von Reinach das Schloß zu Niederehnheim noch heute besitzt. Die zweite Tochter Landsbergs heiratete einen Baron von Speth, ihre kurze Ehe blieb kinderlos.

Ich habe mich so lange bei dieser Familie aufgehalten, weil ich mit den Kindern Reinachs in trauter Freundschaft die Jugendjahre verlebte und mir alle bis ins Alter wert und teuer geblieben sind, aber besonders auch, weil das Bild des alten Onkels und dasjenige seiner Umgebungen zu einem Blick in jene grausame Zeit und ihre Nachwehen Anlaß gegeben hat*).

Nach dem Hinscheiden der teuern Großmutter wurde meiner Mutter und uns Kindern das kleine Häuschen in Mutzig zu eng und zu traurig; wir traten demnach im Mai 1820 eine Uebersiedlung nach Thürnhofen an. Meine Mutter, mein

---

*) Die alte Burg Landsberg, deren Ruinen heute noch hoch über Oberehnheim, die Berge zierend, den Stürmen Trotz bieten, war im Mittelalter der Sitz des ritterlich berühmten Geschlechtes; das reizende Truttenhausen am Fuße des Ottilienberges war ein Kloster von Heradis von Landsberg, Aebtissin des Klosters St. Ottilien, erbaut. Diese Heradis, eine fromme, poetisch und künstlerisch hochbegabte Frau, hinterließ ein berühmtes Kunstwerk von ihrer Hand, ein Tage- und Gebetbuch, mit tausend schönen Farbenskizzen geziert und mit feiner Feder gemalter Schrift; es trug den Titel Hortus deliciarum und ist bei der Belagerung von Straßburg mit der wertvollen Bibliothek dieser Stadt ein Raub der Flammen geworden.

Bruder Otto, meine Schwestern und ich mit der guten Bonne Kadisch bestiegen wieder die Familienberline; die vier Braunen, die bereits alte Diener geworden, spannte der Kutscher Johann ein. Der Kammerdiener Zöger saß auf dem Bock und es ging dem Rheine zu, während mein Vater und mein Bruder Gustav nach Hagenau zogen; der älteste, Alfred, war schon Forstjunker am Württembergischen Hof.

Die Reise ging ohne besondere Abenteuer vorüber, nur ein kleines Mißgeschick traf meine älteste Schwester Pauline: die Gute hatte ihre sämtlichen geistigen Produktionen, fleißig geschriebene Aufsätze, poetische Versuche, kleine weibliche Arbeiten, Hefte und Bücher, alles zusammen in einer großen alten Reisetasche dem Kammerdiener Zöger anvertraut, der sie unter seinen Füßen auf dem Bock in Verwahrung hatte. An dem zweiten Tag der Reise hielt der Wagen plötzlich stille, Zöger erwachte aus einem tiefen Schlaf und streckte die Arme gen Himmel. Wir glaubten alle, es sei den Pferden ein Unglück zugestoßen und sprangen aus dem Wagen; da stand der Kammerdiener kerzengerad und sprachlos den schwarzen Sack in den Händen. Großer Gott, er war leer; während Zögers Schlaf war die treulose Tasche zerrissen und hatte Paulinens Herzensergüsse und Geistesprodukte auf der endlosen Chaussee unbarmherzig ausgestreut. Als Zöger endlich stammelte: der Sack ist leer! brach das arme Paulinchen in einen Strom von Thränen aus. Mama schickte von dem nächsten Dorfe Boten aus, um die zerstreuten Schätze zu sammeln und schrieb auch an verschiedene Postmeister mit der Bitte, das Gefundene nach Thürnhofen senden zu wollen, aber trotzdem blieb das Opfer der Katastrophe ganz untröstlich über ihren Verlust. Ach! rief sie schluchzend aus: jetzt kann der erste beste Strolch,

oder gar ein vorwitziger, naseweiser Student, meine Aufsätze lesen und es sind so viele Fehler darin; auch der Styl kommt mir jetzt so elend vor. Die gute Mutter tröstete mit allen möglichen Hoffnungen; allein es half nichts, die Schwester war hart getroffen. Endlich rief sie verzweifelt aus: ihr müßt nicht lachen, es ist für mich entsetzlich, auf dem einen Heft habe ich Erinnerungen mit einem R und zwei N geschrieben! Da brach ein so heiteres schallendes Gelächter im Wagen aus, daß die Gekränkte selbst mitlachen mußte; meine Mutter sagte: O sei das doch unser größtes Unglück auf der Reise, dann trösten wir uns gern. Aber Paulinchens Kummer heilte nur die Zeit.

Wir kamen auch wirklich gut an und wurden von den treuen Thürnhofern mit ungeheuchelter Freude empfangen. Die guten Leute wußten, welche schwere Zeit ihre Herrschaft mit ihnen durchgemacht und welch treue Stütze sie an ihr hatten, sie ahnten aber nicht, daß bald die Neugestaltung der Verhältnisse das Band lösen sollte, welches sich in Leidenstagen fester geknüpft hatte, als in glücklichen Zeiten.

Der Frühling breitete schon seinen lieblichen Zauber über das einsame Land, farbig fing die Erde an zu glänzen und festlich heiter glänzte auch der Himmel, obgleich Pfingsten, das liebliche Fest, noch nicht erschienen war. Anfangs Mai war's, die Tannenwälder hauchten schon ihren balsamischen Duft in die reine laue Luft, Blumen schmückten die grünen Auen und das silberne Bächlein rauschte geschwätzig, munter durch die Flur, von Hoffnung und Freude plauschend.

Schloß und Park waren auch festlich mit Blumen geschmückt, die alten Freunde, Dekan Meidenbaum und Amtmann Balthäuser, fehlten nicht, uns zu begrüßen.

Bald waren wir wieder ganz häuslich eingerichtet in dem

schönen Haus; mir schien jeder kleine Winkel bekannt, jeder Baum und Strauch war ein alter Freund, so lebhaft hatten die Erzählungen dem Kinde die wenigen Eindrücke, die es hatte erhalten können, stets wieder aufgefrischt.

Auf dem Gute herrschte ein reges Leben; die ausgedehnte Landwirtschaft, das große Bräuhaus in vollem Betrieb, die Viehherden, alles trug dazu bei, die weitläufigen Höfe, Gärten und Felder zu beleben.

Der siebenjährige Knabe, dem von Mutter und Schwestern ein mäßiger Unterricht im Lesen und Schreiben gegeben ward, hatte den größten Teil des Tages hindurch eine fast unbeschränkte Freiheit; da keine tiefen Wasser, keine Abgründe noch steilen Berge, auch in den Wäldern keine Wölfe vorhanden waren, sah man nirgends eine Gefahr und ließ ihn umherstreifen, mit Pfeil und Bogen, wo er hin wollte. Höchstens empfahlen die Schwestern den Wildfang dem Kutscher Johann, dem alten Zöger und dem graubärtigen Jäger, der ihn oft in den Wald mitschleppte, Rehe und Hasen versprechend, die aber sich wohl hüteten, einem so furchtbaren und lärmenden Schützen nahe zu kommen.

Das war ein Leben so recht nach eines Knaben Sinn! Alles zog lebhaft an und beschäftigte Geist und Körper auf die bezauberndste Weise; verwildern konnte ich wohl ein wenig, aber ich wuchs kräftig heran und wurde herzhaft und selbstvertrauend dabei. Das war meiner guten Mutter, die keinen Weichling wollte, recht; oft wurde ich bestraft oder hart gerügt wegen all zu großer Zerstreutheit oder gar wegen Versäumnis der Lehrstunden, aber ein Sprung durch den Park — und der Kummer war verschwunden. Bald hatte ich mir bei meinem Freund Johann die Gunst erschmeichelt, auf den ruhigsten

der Braunen gehoben zu werden, erst im Stall, dann im Hof herum und endlich eines schönen Morgens in den Wald hinaus. Da gab es gleich beim zweiten Ritt ein kleines Malheur: Johann mochte wohl ein Gläschen Schnaps zu viel genossen haben, denn er trieb die Pferde rasch an und ließ sie herzhaft traben, ich hielt mich so gut es ging an Decke und Mähne festgeklammert wie ein kleiner Affe auf einem Kamel, aber da schreckte der Braune vor einem alten Baumstamm, machte einen Seitensprung und ich flog über den Hals des Pferdes in den hohen, feuchten Ginster hinein. „Jeßes, Maria und Josef," heulte der Alte, „das is mer a saubere Geschicht, junger Herr, dürfens nimmer mit, s'is scho aus!" — „Na, na, Johann," lacht' ich, indem ich mich aufpudelte, „geb' dich zufrieden, ich will alles wieder gut machen, heb' mich nur wieder aufs Pferd." — „Ja, aber anbinden werd' ich den Herrn mit mei'm Gurt, daß er mer nimmer abkolvert wie an Mehlsack." Dann hob er mich wieder auf den Gaul, band mich fest und lenkte die Pferde zum Schloß zurück. Als wir in den Hof einritten, war meine Mutter mit den Schwestern beschäftigt, die Rosen im Parterre zu ordnen; als sie mich sah, rief sie mir zu: mein Gott! Ferdel, wie siehst du aus! dein Jäckchen zerrissen, Hose und Mütze besudelt, was ist passiert? Abspringend vom Gaul lief ich lustig hin, küßte die Mama und rief: Juchhe! Mütterchen, ich bin vom Pferd gefallen, weil ich ungeschickt war; Johann kann nichts dafür, der Braune auch nicht, es soll mir aber nicht mehr geschehen, jetzt hab' ich Courage gelernt und bin ein rechter Reiter geworden. Die gute Mutter lächelte und sagte nur: Johann, geb' er mir ein andermal besser Achtung auf den kleinen Mann, er ist ihm anvertraut. Der Alte fuhr schnell mit den Pferden ab und ich begütigte Mutter

und Schwester mit allerlei Liebkosungen und erzählte alles haarklein, wie es zugegangen war; meine Schwestern jammerten wohl noch ein bischen, allein Mama schwieg und ich durfte reiten wie zuvor.

Die kleine Episode des ersten Knabenlebens führte ich an, weil sie über die Erziehung bessern Aufschluß giebt, als lange Erläuterungen es zur Ermüdung des Lesers thun würden.

Neben dem ungebundenen Treiben des Kindes, von dem man eine gewisse Rauheit der Sitten fürchten konnte, lag ein milderndes Element: der innige gesellige Umgang mit drei lieben, zarten Schwestern und einer geistreichen Mutter; auch lernte ich mehr durch den lebendigen Austausch der Gedanken und Empfindungen, als ich in diesem Alter in Büchern hätte lernen können. Doch gelesen wurde auch mit meinen Schwestern: Heinrich von Eichenfels, die Ostereier, diese lieben Freunde der Kindheit, wurden mir vertraut; Robinson Crusoe und sein Nachfolger, der schweizer Robinson, machten auf mich einen überreizenden Eindruck. Ich dachte an nichts anders mehr als an Jagd, Fischerei, Tierbändigen und freies Herumstreifen; unsere ganze Herrschaft, der Ackerbau, die Stallungen, alles kam mir eng und alltäglich vor, weil der Reiz der Einsamkeit, der Wildnis und des Abenteuers, der in jenen Büchern so verführerisch wirkt, in der Realität vermißt wird.

Meine Mutter hatte Mühe, mich wieder in eine gesündere Stimmung zu versetzen; sie that es, indem sie mit vieler Vorsicht die Einbildungskraft des Knaben auf praktische und nützliche Dinge hinlenkte. So sagte sie z. B. eines Tages zu mir: Komme, Ferdel, wir wollen nach unseren Ziegen sehen, wir lassen sie vor unseren Augen melken und vielleicht läßt sich die eine oder die andere zähmen und einspannen. Flugs

war ich dabei; es ging in den Stall, wo ein Dutzend stattlicher Ziegen unter der Schafherde lagerte. Der Ziegenbube mußte eine der stärksten herbeiführen und melken, damit wir die herrliche Milch kosteten; dann wurde das sanfte Tier an der Halfter herumgeführt und ich darauf gesetzt. Allein auf der Ziege reiten, wenn man schon zu Pferde gesessen, das wollte nicht munden. Einspannen ließ ich mir besser gefallen; ein Kinderwägelchen war schon vorhanden, es wurde vom Wagner zum Ziegenfuhrwerk eingerichtet, der Sattler vom Dorfe machte zwei saubere Geschirrchen und in wenigen Tagen waren die Ziegen eingespannt und dressiert und dabei gab es lustige Robinsonaden, wenn der Wagen umfiel und die Tiere reißaus nahmen. Aber ein schöner Triumph wurde gefeiert, als Louischen zum erstenmal in der schmucken Equipage, von dem Brüderchen gelenkt, durch den Park fuhr; da war wieder ein Ideal verwirklicht worden.

Ein andermal führte mich meine Mutter in die Felder, wo die Brachäcker umgepflügt wurden; im Plauschen mit den Arbeitern über die Tüchtigkeit der Gespanne oder die Verwendung des gepflügten Landes deutete sie an, wie glücklich der Mensch ist, wenn ihm zur Erhaltung des Daseins alle Mittel zu Gebote stehen. Sieh, sagte sie dann zu mir, der arme Robinson hat nicht pflügen können; wie kümmerlich mußte er leben ohne Brot, und die Früchte, die er genoß, konnte er mit niemanden teilen. Jede Familie bei uns, wenn sie noch so arm ist, hat ihre kleine Insel, auf der sie mit vereinten Kräften schaffen und wirken kann.

So wurde ich nach und nach etwas positiver, und jede Beschäftigung im Feld und im Garten interessierte mich dann erst recht.

Die Gärten und besonders der große schattige Park von

Thürnhofen waren wunderschön und gut gehalten. Das Schloß an sich selbst war stattlich und schmuck und in anmutigem Styl gebaut, auch die innere Einrichtung machte einen wohlthuenden Eindruck durch ihre harmonische Einfachheit; es war wohl ein schöner reicher Luxus darin, aber er blendete das Auge nicht mit prunkendem Flitter, noch beleidigte er den Beschauenden durch insolenten Glanz. Kunstgegenstände, besonders schöne wertvolle Gemälde von guten Meistern holländischer und deutscher Schule bildeten den vornehmsten Schmuck; die große Marmortreppe, die Hausflur und alle Säle waren mit Bildern geziert; im reichsten Farbenglanz strahlten die Blumen- und Fruchtstücke an den Wänden der Treppe; in der Hausflur sah man Landschaften mit Tier- und Jagdstücken, abwechselnd und stets harmonisch passend, angebracht, während die Säle mehr den Porträten und Historienbildern gewidmet waren.

Im Park, in der großen Lindenallee, standen wunderschöne Marmorstatuen von guter Hand ausgeführt. Besonders gefiel mir ein Herkules, auf die mächtige Keule gestützt und nachdenkend den sprudelnden Springbrunn des Bassins betrachtend; auch eine leichtgeschürzte Diana, mit anspringenden Rüden an der Leine, war eine befreundete Gestalt, die ich nicht vergessen habe. In einem der Flügelgebäude holländischen Styles, welche zu beiden Seiten des Schlosses mit demselben durch gedeckte Gänge verbunden waren, befand sich die reiche wertvolle Bibliothek des Großvaters, Graf Montmartin; geschichtliche, litterarische, philosophische und wissenschaftliche Werke waren da in Prachtausgaben zu tausenden gesammelt, so auch wertvolle Urkunden, Manuskripte und Kupferstiche. Der Knabe, der sich oft in die offenen Räume hineinschlich, konnte sich natürlich von dem Wert dieser Schätze keinen

Begriff machen, aber die stillen feierlichen Räume mit ihrem eigentümlichen Geruch fesselten ihn und reizten seine Neugierde. In der Mitte eines der Gemächer lag auf dem Fußboden eine Menge von Karten und Kupferstichen mit großen Büchern durcheinandergemengt; es mag wohl diese Unordnung noch ein Andenken der oft sehr unbescheidenen Einquartierungen gewesen sein; wohl hat sich da mancher Offizier stundenlang verweilt, sich seine Bücher und Albums gewählt, auch manche Karte zum Gebrauch im Feldzug mitgenommen. Wie dem nun sein mag, dieser ungeordnete Haufe bot mir die bequemste Gelegenheit zum Bilderschauen und zum Herumstöbern in dem unbekannten überraschenden Funde: unter andern lag da Bertuchs großes Bilderbuch — welch ein Schatz für einen Knaben! Man kann sich denken, daß ich stundenlang, trotz der Furcht entdeckt zu werden, in den schönen Bänden blätterte; auch eine uralte Bibel, mit holländischem Text und sehr naiven Bildern, fesselte oft lange meine Wißbegierde, ich verstand so ziemlich den Text und eignete mir alle Worte an, die mir komisch, wie ein schlechtes Deutsch, vorkamen. So hatte ich im Kopf behalten, wie der Herre den Kindern Israels die Huischrecken schickete und de Wackelen; diese Worte, die ich oft meinen Schwestern vorplapperte, sie selbst Huischrecken oder Wackelen nennend, verrieten mich, die holländische Bibel wurde entdeckt und die Bibliothek geschlossen, was der Herr Amtmann schon lang hätte thun sollen. Doch den geliebten Bertuch erlangte ich von meiner Mutter durch lebhaftes Erzählen und Beschreiben von allen Wundern, die das Buch mir erschlossen hatte: Neuseeländer, Lappländer und Kaffern kannte ich besser als Bayerns zivilisierte Völker.

Während der Abende, die jetzt schon bedeutend sich ver-

längerten, war das Bilderbuch für uns alle eine wertvolle Entdeckung.

Der Winter nahte heran und die feuchten Tage machten dem Streifen durch Wald und Flur bald ein Ende; jetzt hieß es: fleißiger lernen, sich anstrengen, um das Versäumte nachzuholen. Ich gab mir auch wirklich Mühe und lernte leicht, weil ich ein sehr gutes Gedächtnis hatte; nur die verzweifelte Rechenkunst war mir unhold und ich ihr, die Ziffern waren mir wie Spinnen widerlich, lange wollte ich nicht begreifen, von welchem Nutzen es sein könne zu wissen, daß zweimal zwei vier ausmache, meine Mutter jedoch brachte mich zur Erkenntnis durch zweimal zwei Apfelsinen: welch liebliche Art, einem verstockten Kopfe die arithmetische Wahrheit beizubringen.

Wenn ich nach Jahren diese Kleinigkeiten aufzeichne, so drängen sich meinem Geist und Herzen die unendlichen Wohlthaten einer intelligenten mütterlichen Erziehung, mit dem wärmsten Dankgefühl, recht lebhaft auf. Wir erkennen erst im Alter, wie ernst und wichtig jeder kleine Umstand in der Erziehung der Kinder ist. Dank sei dir, liebe Mutter, heute noch von deinem alten Kinde nachgerufen für alles, was du an mir gethan, Dank, daß du Geist und Herz in so reichem Maaß für mich verschwenderisch hingegeben! Ach, wenn viel davon verloren ging, etwas ist doch geblieben: dein Drang nach Forschen und Wissen, deine Abneigung gegen engherzigen Zwang und Vorurteil; dein Geist war mir eine Leuchte in der langen Umnachtung der Kindheit, dein Herz ein Feuer zur Erweckung alles Guten, Ewigen und Schönen.

Ende November kam auch mein lieber Vater mit meinem Bruder Otto; da war dann die kleine Kolonie beinahe vollständig, und im häuslichen Kreis verschwanden die Monate so

schnell, als wären es Stunden gewesen. Mein Vater unterhielt sich gern mit seinen Kindern und war belehrend und angenehm im Umgang.

Doch jetzt tönte schon die Glocke der baldigen Trennung für mich; wie traurige Vorboten eines bevorstehenden Unglücks hörte ich oft vom Vater die Worte: bald ist er zu alt, um unter Schwestern erzogen zu werden, — Institut, Pension, Studieren. Diese barbarischen Worte, deren Sinn ich eher erriet als ich ihn verstand, machten auf mich den trostlosesten Eindruck. Der Vorsteher der Lehranstalt, in welche ich geschickt werden sollte und von dem öfter gesprochen wurde, erschien mir wie der Totengräber des Dorfes mit seinem schmutzigen schwarzen Rock, seinem Schlapphut und seinen stets kotigen Stiefeln; ich fühlte: es war jener grimme Professor der Totengräber meiner holden Freiheit; diese Ahnung, diese Ungewißheit waren viel ärger als die Wirklichkeit, die schon an sich bitter genug ist.

Ich verfiel einige Wochen lang in eine dumpfe Knabenmelancholie, die dümmste Kinderkrankheit, die es giebt; ich weinte bei den Schwestern und diese weinten mit, während mein Bruder mich lustig auslachte. Das war gut, ich schämte mich und suchte die einfältige Furcht zu überwinden. Nun kam auch mein ältester Bruder Alfred, für mich eine ganz neue Bekanntschaft; seine Erscheinung war mir gleich eine freundliche und wohlthuende. Ein hübscher, eleganter, junger Herr von einfach vornehmem Wesen und großer Herzlichkeit, zwanzig Jahre älter wie ich, war er eher ein väterlicher Freund als ein kameradschaftlicher Bruder; von ihm hatte ich keine Neckereien zu befürchten, gleich wußte er mich zu trösten, mir Mut einzuflößen, indem er mir erzählte, wie auch er

vor Jahren in dasselbe Institut hatte wandern müssen, wie er sich auch, wie ich jetzt, davor gefürchtet, aber bald in dem guten Haus, bei der lieben Familie des Professors Redslob eine zweite Heimat gefunden habe. Ich war, sagte er, ganz glücklich und zufrieden dort in dem schönen Straßburg, habe auch etwas dort gelernt; du sollst Gott und den guten Eltern danken, daß du dort hinkommst. Da war ich wieder ein anderer Junge geworden, und wenn mein Bruder Otto neckte: Warte nur, du Wildling, man wird dir die Flügelchen stutzen, — warf ich ihm trotzig hin: lasse nur meine Flügel, ich will sie so hoch tragen, daß sie niemand erwischt.

Ja, ich war ein ausgelassener, wilder Knabe, aber es war mir so wohl im Gefühl meines freien ungebrochenen Willens, daß ich mit einem andern Knaben jauchzen konnte:

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf;
Ich bin der Knab' vom Berge.

Doch der Mensch darf hienieden kein bleibendes Eden haben. Wenn er recht glücklich ist, so wird er von Station zu Station geschoben und wie er sich ein kleines Paradieschen geschaffen, wird er entweder daraus vertrieben oder es wird ihm auf die eine oder die andere Weise verbittert, — und das zum Heil, wenn er daran erkennen lernt, daß er hienieden nur ein wandernder Schüler ist und endlich scheiden muß.

Thürnhofen war schon die zweite Station meines kurzen Daseins, das zweite kleine Paradies, von dem geschieden werden mußte; zu Ostern desselben Jahres sollte ich in die Lehranstalt nach Straßburg ziehen, in der Schule Jammerthal.

Wie es mir da erging, soll im Kapitel der sogenannten Tölpeljahre kurz erzählt werden.

Knaben-Jahre

1821—1830.



In welchem Alter die sogenannten Tölpeljahre beginnen, ist nicht festzustellen, ebensowenig die Zeit ihres Abschlusses; das hängt von jeder Individualität ab. Der Eine reift schnell, der Andere langsam, ich meinesteils blieb lang ein Kind.

Ins neunte Jahr ging ich, als wir Thürnhofen verließen, und im Juni 1830 wurde ich 18 Jahre alt; da darf ich kaum behaupten, daß schon in dem Jahre die fatale Periode der Knabenzeit ganz hinter mir lag, allein das Jahr 1830, mit seiner neuen Revolution, war für mich und für alle jungen Leute, die in französische Verhältnisse einen Blick geworfen hatten, ein zu bedeutendes (wie ich es später erzählen werde), als daß ich es nicht wie eine Hauptepoche in meinem Leben betrachten und als Wendepunkt annehmen sollte.

Im April 1821 nahm ich von Thürnhofen einen desto schwereren Abschied, als ich ohne meine Eltern und Schwestern, nur von meinem Bruder Otto begleitet, abziehen mußte. Diesmal ging es nicht gemütlich mit den vier Braunen und in der Familienberline, sondern prosaisch in der gelben Kutsche, wie Goethe den deutschen Eilwagen nannte.

Noch vor unserer Abreise vernahm ich die frohe Kunde der Verlobung meines Bruders Alfred mit der Fürstin Sophie von Oettingen-Wallerstein, ein Familienereignis, welches meine Eltern und uns alle sehr glücklich machte, da die fürstliche

Braut nicht nur durch äußerliche Vorzüge glänzte, sondern auch versprach, durch ihren inneren Wert und ihre Liebe zu meinem Bruder ein schätzbares Kleinod mehr in unserer Krone zu werden: dieses Versprechen hat die Gute, Edle gehalten; sie verschönerte ihrem Gatten sein ganzes Leben, blieb den Eltern eine zärtlich ergebene Tochter, uns eine wahre liebevolle teilnehmende Schwester.

Mir besonders haben beide Gatten eine nie veränderte Zuneigung bis ans Ende in Treue bewahrt; ihre wohlwollende Zärtlichkeit erbte sich auch auf ihre Kinder und Enkel fort. Gott segne sie alle für ihre pietätvolle Liebe und Nachsicht für den letztlebenden Bruder ihrer braven Eltern.

Mein Vater, meine Mutter und die Schwestern begleiteten uns bis nach Ansbach, wo wir, mein Bruder Otto und ich, unter Segenswünschen, Ermahnungen und nicht ohne Thränen den Eilwagen bestiegen; mein gutes Schwesterchen Louise war bei dieser Trennung die Betrübteste, sie verlor ja ihren lustigen Gespielen, ihren intimsten Freund. Auch mir that der Abschied von ihr und den guten Eltern, von allen, unendlich weh; während der langen Reise hörte und sah ich nichts als Thürnhofen und die teueren dort Zurückgebliebenen.

Die Reise dauerte drei Nächte und zwei Tage. Sie kam mir lang und schleppend vor; mein Bruder und ich hatten allein das sogenannte Coupé, den vorderen Teil des Wagens, eingenommen, so daß wir wenigstens in der Nacht nicht gestört wurden und den Tag über mit einander vertraulich plauschen konnten. Als wir Straßburgs Münsterpyramide vom Rhein aus erblickten, neigte sich schon die Sonne; ihre letzten Strahlen färbten den prachtvollen Erwinsbau mit glühendem Rot, die ganze Gegend lächelte freundlich unter dem

ersten Frühlingshauch und ein bläulicher Duft umschleierte die heimatlichen Berge.

In Straßburg angelangt, eilten wir sogleich zum Gefängnis des angehenden Tölpels, der mit klopfendem Herzen jede Straße, jedes Haus musterte: ist es hier? nein, nur immer weiter! jetzt in jene kleine, düstere Gasse eingebogen, vor einem alten braunen Thor Halt gemacht, die Glocke angezogen, und wir traten in einen geräumigen Hof, in welchem dreißig andere Leidensgefährten eine lärmende Hetzjagd hielten. Bei unserem Erscheinen blieben sie plötzlich stehen, näherten sich scheu und glotzten uns an, die meisten wie rechte Tölpels; ich hatte jedoch nicht Zeit, sie in dem Augenblick lange zu betrachten, denn schon stand der kleine lebhafte Professor Dr. Redslob vor uns, begrüßte uns wie zwei alte Bekannte*) und führte uns sogleich in sein Studierzimmer. Nach den ersten Begrüßungen und Erkundigungen über unsere Eltern und Geschwister fing er an, mit mir humoristisch und wohlwollend zu plaudern; der gute alte Herr wollte wahrscheinlich sehen, welch Geistes Kind ich war und zu dem Zweck versetzte er mich so anmutig und natürlich in die Sphäre, die ich verlassen hatte, daß ich mich fassen mußte, um nicht in lautes Weinen auszubrechen; es gelang mir mich zu überwinden und ich erzählte freimütig, was ich in Thürnhofen getrieben. Das schien ihn zu freuen, er küßte mich herzlich und sagte: Mein Junge, du sollst auch hier munter und fröhlich sein; freilich kann ich dir die lieben Eltern nie ganz ersetzen und dir kein Thürnhofen schaffen, aber du wirst auch bei uns eine Familie finden und dich unter Kameraden bald recht heimisch fühlen.

*) Mein Bruder Otto war auch ein ehemaliger Zögling des würdigen Lehrers.

Er hatte mich schon gewonnen; beinahe heiter folgte ich ihm und meinem Bruder in den großen Speisesaal, wo schon der Tisch zum Abendessen bereit und auch für uns gedeckt war. Wir wurden dann im anstoßenden Salon der Frau Doktorin, ihren drei Töchtern und dem einzigen Sohn des Hauses vorgestellt; die Hausmutter war eine ungefähr 50jährige, stattliche Frau von mildem, ruhigem Wesen, die älteste Tochter, Henriette, 21 Jahre alt, eine liebe, in jeder Beziehung anmutige Erscheinung, die zweite, Sophie, klein, etwas untersetzt, weniger hübsch, aber auch sehr freundlich; die dritte Tochter war in meinem Alter, ein munteres, hübsches Kind voll Natur und Herzlichkeit, Heinrich, der Sohn, ein fuchsroter angehender Studiosus theologiae mit aller förmlichen Geniertheit seines Standes und Alters.

Als man zu Tische läutete, polterte ein Sturm von Zöglingen ziemlich unverfroren und geräuschvoll in den Saal; jeder stellte sich hinter seinen Stuhl. Professor Redslob verrichtete das Tischgebet: Sei mit uns, Herr, zu jeder Zeit und laß uns nie vergessen, daß du allein nährest und erhältst mit Wohlgefallen, was da lebet auf Erden. Deinem heiligen Namen sei Ehre, Preis und Anbetung, jetzt und immerdar, Amen.

Bei Tisch herrschte Ruhe und gehörige Stille; nur Dr. Redslob erlaubte sich hie und da einen kleinen Spaß, eine wohlwollende Neckerei dem Einen oder dem Andern gegenüber; nach Tisch (ungefähr 9 Uhr) zogen sich die Schüler zurück, wir aber durften noch eine halbe Stunde im Salon die Bekanntschaft der Familie fortsetzen.

Als wir in unser Schlafzimmer traten, sagte mein Bruder: Nun, Ferdel, du siehst, es sind keine Menschenfresser, schlaf

wohl, morgen müssen auch wir auseinander gehen, mich ruft die Freiburger Universität. Ich fiel ihm um den Hals und weinte dann lange in meinem Bette, doch die Ermüdung der Reise senkte mich in den tiefsten Schlaf, den ich je noch geschlafen hatte; es war acht Uhr, als ich erwachte. Ottos Bett war leer, sein Reisepäckchen verschwunden, auf dem Tisch lag ein Blatt, auf dem ich las: Adieu! lang Abschied nehmen zu langweilig, komme bald wieder, dich zu besuchen — dein treuer Otto. Der herzgute, trockene Patron wollte mir und sich selbst den Abschied ersparen und war um 6 Uhr abgereist.

Wie verschieden sind doch die Gemüter und die Art eines Jeden, zu empfinden und darnach zu handeln! Mich schmerzte dieses stumme Weggehen tief, aber der Forteilende dachte nicht, daß er für mich das letzte schwimmende Blättchen war, an dem sich die verlassene Ameise anklammert, wenn sie zu ertrinken meint. Ich ärgerte mich und heulte wie ein verlorenes Tierchen, das seinen Herrn sucht. Wie oft ist mir diese Stunde wieder vor die Seele getreten, wenn meine Knaben weinend von mir schieden.

Nun kam mein guter Pflegevater heiter ins Zimmer, drückte mir schweigend beide Hände und zog mich mit sich fort in sein Zimmer; da war ein kleines Tischchen mit Kaffee und gutem Gebäck für zwei Personen sauber gerichtet. Herr Langschläfer, sagte er, ich habe auf ihn gewartet, wollte nicht, daß er allein frühstücke. Zuerst heiterte er mich auf, dann, immer im Ton der Unterhaltung, fühlte er mir, wie man sagt, auf den Zahn, um zu sehen, was ich eigentlich schon wisse und in welche Klasse er mich einreihen solle. Nach zwei Stunden führte er mich in die siebente Klasse, die zweite von unten. Ich fand da einen alten Lehrer, der deutschen Unterricht er=

teilte, ein Rheinbaier aus Pirmasens; er diktierte eine Gellertsche Fabel, ich schrieb mit und beim Korrigieren war ich der vierte unter sieben Mitschülern; ich war zufrieden, nicht der Letzte gewesen zu sein und der Lehrer murmelte: es wird schon gehen. Ein Schönschreiblehrer, ein französischer Sprachlehrer, der auch Geographie und Geschichte lehrte, Redslobs Sohn als Arithmetiker, das waren die Lehrkräfte für diese Klasse; Redslob selbst erteilte den Religionsunterricht, an welchem alle Klassen teilnahmen. Die Stunden folgten von 8 bis 11 Uhr morgens und nachmittags von 2 bis 5 Uhr aufeinander; mir schien das anfangs ungeheuerlich viel, doch bald gewöhnte ich mich an die Regel und, wie der Lehrer sagte, es ging! Überarbeitet habe ich mich sicher nicht, auch half eine gute Dosis Zerstreuung das Anstrengende zu mildern.

Es begann nun für mich jenes einförmige Schülerleben, in welchem ein Tag dem andern ohne Abwechslung folgt und in dem die Spielstunden eine versöhnende und erholende Rolle einnehmen.

Der Unterricht, ohne gerade schlecht gewesen zu sein, war jedoch nicht anziehend; Vater Redslob und der französische Lehrer, Herr Engelhardt, sprachen allein nach meinem Geschmack und bei ihnen lernte ich am meisten. Die Methode war urdeutsch, die deutsche Sprache die vorherrschende, der französische Accent bei Lehrern wie Schülern sehr germanisch. Im ganzen genommen genügte der Unterricht für die niederen Klassen; für die höheren sollte ich, zu spät und zu meinem großen Schaden, erkennen, daß er den Anforderungen der französischen Akademie nicht gewachsen war. Doch greifen wir nicht vor und betrachten wir noch einen Augenblick, wie es in den ersten paar Jahren ging.

Eigentümlich ist, daß ich mir selbst das Zeugnis eines trägen, launenhaften und höchst flatterhaften Schülers ausstellen muß und daß man nichtsdestoweniger stets zufrieden mit mir war und ich selten gestraft wurde: man forderte eben zu wenig und dies Wenige nicht streng genug. Dr. Redslobs Prinzip war: keinen Zwang, unbedingte Freiheit des Geistes wie der Seele. Wer nicht wollte, den strafte er nur dadurch, daß er ihn bedauerte und so lang mit dem Bedauern zusetzte, bis er arbeitete. Diese Art gelang bei den meisten Zöglingen; sie hatte den großen Vorteil, selbständiges Schaffen und Streben zu erwecken; Redslob wollte vor allem Menschen erziehen und keine Automaten dressieren; in dem Thun und Treiben der Schüler mußte alles wahr und edel bleiben, keine Spionage, keine Anklagen wurden geduldet; nie mischte er sich in unsere Händel, er ließ uns die kleinen Duelle mit der Faust ritterlich ausfechten, nur wollte er nicht, daß der Ältere, Stärkere den Schwachen mißhandelte. Um dies zu verhindern, hatte er ein Schiedsgericht, beinahe ein Ehrengericht, geduldet, welches schon lange Jahre eingeführt war und durch Überlieferung sich fortpflanzte; das unterhielt einen guten Geist im Institut, die Polizei wurde durch die Zöglinge selbst ausgeübt, Moral und Anstand hatten nichts dabei eingebüßt. Redslob war durch und durch eine edle, schönbegabte Natur. Er schenkte sein Zutrauen den Zöglingen wie ein biederer Freund, der nicht glauben kann, daß der Freund ihn betrügen könne. Hatte er sich in einem geirrt, so dauerte es nicht lang, sein scharfer Blick ließ ihn ins Innere hineinschauen und dann, wenn er Falschheit sah, wurde er unerbittlich streng; manchen Schüler hat er entlassen, damit die andern nicht durch ihn verdorben würden. Mit Einem Wort: Redslob war ein praktischer

Psychologe, aber kein Pedant und kein sogenannter Suppenhändler; seine Anstalt war ihm Bedürfnis der Seele, Freude und Genugthuung; Liebe und Hingebung waren die Triebfedern seines Wirkens. Im allgemeinen gaben wir ihm auch unsere ganze Zuneigung; wir verehrten ihn wie einen Vater und fürchteten seinen Tadel, weil es uns bedrängte, wenn er unzufrieden und nicht heiter war: oft kam es vor, daß er böse, traurige Tage hatte und sich ernstlich über grobe Unarten kümmerte; in diesen Fällen trösteten ihn stets die kleinen Schüler durch ihre besondere Freundlichkeit.

In religiöser Richtung war Redslob ein frommer, gläubiger Philosoph*) und Christ, ohne Frömmelei und fern von jedem Parteigeist; seine Predigten sind in zwei Bänden gedruckt und zu bekannt, als daß ich mich darüber weiter auszulassen hätte. Sie zeugen von einem gesunden Glauben, der nicht im leeren Formenzwang, sondern in der lebendigen Anwendung des Christentums auf das praktische Leben seine Kraft schöpfte und bewährte.

Lange war Redslob ein unbestrittener, bewunderter christlicher Redner, als ihm plötzlich im hohen Alter von Parteien, deren jede glaubte, das einzig wahre Christentum erfunden zu haben**), der Vorwurf gemacht wurde, den Rationalismus in

---

*) Da die Weisheit mühevoll er fand,
Büßte doch er nicht den Glauben ein. Platen.

**) Ist es doch die Meinung eines Jeden,
Daß nur seines Glaubens Lehr' alleine
Richtig zeige nach dem Jenseits Eden.
Wenn der Erde Toten einst erstehen,
Auferwecket vom Posaunenschallen,
Und hervor aus ihren Gräbern gehen, —
O wie wird's den Glaubensstarken allen,
Die sich hier so oft und heiß befehden,
Dann wie Schuppen von den Augen fallen. Vorhofklänge.

seinen Lehren beinahe zu streifen, oder doch wenigstens einem höheren Spiritualismus das reine Christentum zu opfern. Die religiösen Streitigkeiten, die in Straßburg erst im Jahre 1829 zum Ausbruch kamen, haben dem edlen Denker seine letzten Tage verbittert.

Ich bin kein Theologe und werde mich hüten, als Schiedsrichter zwischen den religiösen Parteien im Elsaß aufzutreten, allein niemand wird es mir verargen, wenn ich dem verehrten Lehrer, dem ich meinen unbeirrten Glauben zu verdanken habe, das Zeugnis ausstelle, daß er mir und meinen Mitschülern nie andere Überzeugungen beibrachte, als diejenigen, die ein Johannes selbst bekräftigen würde. Auf Liebe, mit Aufopferung der verächtlichen Selbstsucht stützte er sein Christentum:

„Wenn ich mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz, eine klingende Schelle; und wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse, und hätte alle Erkenntnis, allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und ermangelte der Liebe, so wäre ich nichts. — Und wenn ich all meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze.“ —

Diese Worte Pauli an die Korinther hielt Redslob uns oft vor und prägte sie tief in unsere Herzen, als den Leitfaden jedes christlichen Denkens und Wirkens; er prägte sie aber um so mächtiger ein, weil er in der völligen Hingabe seiner selbst, an uns und an alle, die seiner Hilfe bedurften, beständig übte, was Paulus von der Liebe spricht.

So war der treffliche, geistreiche Mann, unter dessen liebender Leitung ich meine Knaben- und Jugendjahre verleben durfte. Seinem moralischen Einfluß verdanke ich das Wenige, das aus mir geworden ist; man wird mir daher wohl Glauben

schenken, wenn ich versichere, daß die vierzehn Jahre, die ich in seinem Hause zugebracht, überaus glückliche und segensreiche waren.

Wenn auch der wissenschaftliche Ballast, welcher in mein kleines Lebensschiffchen damals gelegt ward, nicht all zu schwer wog, so waren doch stets die Segel mit gutem Wind gebläht: ein Streben nach höheren, idealen Zwecken, die Begeisterung für alles, was edel und groß auf den verschiedenen Gebieten des menschlichen Wissens erscheint, wußte Redslob, auch in den wenigst begabten Schülern, trefflich zu wecken. Es wurde für das künftige Leben ein guter Grund gelegt, das Gemeine konnte nicht den Jüngling ergreifen, weil es das Kind schon verachten lernt.

Glücklich und munter waren wir durch die Gewährung einer großen Freiheit in Spielen und körperlichen Übungen. Unsere Lieblingsspiele waren alle der Art, daß sie uns ritterliche Thaten, Kriege und Kämpfe, Befreiung von Gefangenen, oder Jagd auf reißende Tiere vorstellten, auch wurde fleißig und wetteifernd geturnt, im Sommer Schwimmunterricht genommen*); im Winter war das Schlittschuhlaufen die große Passion des Instituts, und, da wir nicht jeden Tag, sondern bloß Donnerstags und Sonntags ins Freie hinaus durften, so erlaubte man uns, den schönen großen Hof mit Wasser zu überschwemmen, um einen leidlichen Eissport am Hause selbst zu haben. Das war wirklich die Liebe weit getrieben; die gute Hausfrau jammerte schrecklich, wenn die dreißig Ungeheuer oft bis 10 Uhr nachts Wasser schleppten und der Hausbrunnen leer wurde. Da glichen wir den Besen des Zauberlehrlings,

*) Der edle Redslob rettete selbst einmal einen 16jährigen Zögling, der sich zu sehr auf seine Kraft verlassen hatte und dem Ertrinken nahe war.

die auf keine Formel mehr hörten, und wenn auch die besorgte Pflegemutter jedem von uns zugerufen hätte:

O du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh' doch wieder still!

wahrlich, wir wären nicht stehen geblieben; denn Redslob, statt mit der Zauberformel Halt zu gebieten, lachte: Bah! für das Bischen Wasser haben sie so viel Freude und ich behalte sie unter meinen Augen — und wir schleppten unzählige Kübel und verursachten bei Tauwetter ein entsetzliches Gewässer. Wenn hingegen ein schöner Eisspiegel im Hofe war, kam Dr. Redslob und schaute uns zu, gab auch Anleitung zum schönen, ruhigen, kunstvollen Laufen, das er selbst meisterhaft verstand.

An Sonn- und Donnerstagen machten wir sehr hübsche längere Fußtouren, bei welchen die Schmetterlings- und Käferjagd eifrigst betrieben wurde; keine Gegend im Elsaß ist reicher an solchem Knabenwilde, als die unmittelbaren Umgebungen Straßburgs, auch war das Sammeln eine ungemeine Lust. Was wir da für Zeug in unsern Blechbüchsen heimschleppten, ist rein fabelhaft: Vom schönsten Falter bis zum Laubfrosch und Salamander war alles vertreten, was da fleucht und kreucht in den Wäldern, Wiesen und Sümpfen der glücklichen Rheinufer; da war einer unter uns, ein Botaniker, der schleppte große Bündel Schilfe, Feld- und Wasserpflanzen auf dem

Kopf nach Hause, ein anderer fing Igel und setzte sie im Hof in eine Kiste.

Mein lieber Leser, wer du auch sein magst, lächle nur über das alte Kind, das seine Kinderwonnen so umständlich erzählt. Lächle, wenn du willst; aber glaube mir, es ist dem Alter Lust und Freude, diese unschuldigen Wonnen wieder heraufzubeschwören*). Sie haben ja auch ihren Zweck erfüllt, das Knabenleben erträglich zu machen.

Im Sommer des Jahres 1822 waren meine Eltern mit meinen Schwestern nach Bläsheim gezogen, wo mein Vater das kleine Bockische Schlößchen mit seinem hübschen Park recht niedlich eingerichtet hatte. Von Zeit zu Zeit bekam ich ihren lieben Besuch und durfte bei ihnen zu Mittag essen; das waren recht freudige Überraschungen. Louischen schickte mir auch sehr oft ganze Körbe herrlichen Obstes, welches ich mit der Familie und den Kameraden teilte.

Die Oster- und Herbstferien brachte ich meistens bei den Meinigen in Bläsheim zu. Da fand ich mein drittes Paradieschen, das mir um so schöner däuchte, als ich es seltener genießen durfte; aber ich genoß es dann auch in vollkommener Glückseligkeit. Meine Eltern und meine Schwestern hatten an dem losen Burschen dieselbe Lust und Freude, wie früher, und gestatteten ihm seine alte Freiheit von Thürnhofen wieder. Da durfte ich springen, baden, mit den Bauernburschen auf den großen Weidesteppen auf Pferden herumjagen, Schmetterlinge sammeln, kurz alles treiben, was mir am besten gefiel.

Im Lernen verfolgte mich dann auch wieder dieses Bedürfnis nach Unabhängigkeit. Gern und eifrig lernte ich, was

*) Ich staune, daß ich, da mein Lenz entwichen,
Vom Blütenstaub noch überflogen werde. Platen.

mir am besten zusagte, das Übrige betrieb ich nur lau und weil es eben sein mußte: gleichgültig, oberflächlich behandelte ich Mathematik und Arithmetik, sammelte nur davon das Notwendigste, um den Erklärungen in den Lehrstunden folgen zu können, hingegen bekam ich nach und nach Freude an Geographie und Geschichte. Aber besondere Neigung zog mich zur Litteratur und deren Geschichte; mit Passion verschlang ich Bücher, die ich hätte viel später mit mehr Gewinn lesen können. Meinen ganzen Schiller las ich in den ersten fünf Jahren so voreilig, daß ich eigentlich die Zeit zu anderem Notwendigen daran verschwendete. Vieles davon konnte ich ja gar nicht verstehen und es war nicht klug gethan, mir das ganze Werk in Händen zu lassen; da ich aber eine Ausgabe in zwei großen Bänden hatte, verschlang ich alles ohne Wahl und man glaubte, ich könnte nichts Böses daraus lernen. Das Böse war aber, daß meine Phantasie durch diese Lektüre überreizt und die Lust zu positiveren Studien verdrängt wurde. Als vollends der gute Lehrer, Herr Engelhardt, an meinem feurigen Deklamieren ein Talent zu entdecken glaubte und mich dazu mehr antrieb, als nötig gewesen wäre, glaubte ich ernstlich, daß ich Schauspieler werden müsse und lernte vieles auswendig, nur um zu deklamieren; diese Deklamationswut wurde von Redslob bemerkt und er mäßigte sie dahin, daß ich nur auswendig lernen und überhaupt nur lesen sollte, was er mir aussuchte. Als im achten Jahr mit dem Latein und im zehnten mit dem Griechischen begonnen wurde, da war schon die Passion für Virgil und Homer vorbereitet; auch diese beiden las ich bald und lernte ganze Bücher von der Äneide und der Ilias auswendig. Auch wenn ich den Text nicht Wort für Wort verstand, so deklamierte ich dennoch die Verse mit Leidenschaft, weil mich

der Rhythmus allein schon hinriß. Der gelehrte Latinist Lachenmeier gab uns Unterricht; er skandierte Homers und Virgils Verse, daß sie verführerisch klangen, wie eine hehre Musik.

Das war alles nicht zum Besten; denn ich versäumte vieles Elementare, um es dann später mit unendlich mehr Mühe und Widerwillen nachholen zu müssen.

Ein großer Fehler in der Anstalt war, daß man nie periodische Prüfungen anstellte und die Beförderungen von einer Klasse zur andern allein, auf Gutachten der Lehrer, auf Beschluß Redslobs vorgingen; obgleich nun unser trefflicher Vorstand eines Jeden Stärke und Schwäche kannte, so beurteilte er dennoch in den meisten Fällen die verschiedenen Kräfte zu vorteilhaft und es folgte daraus, daß die Schüler, einer leichten Beförderung beinahe gewiß, die nötige Strebsamkeit nicht hatten und sich selbst stärker glaubten, als sie es wirklich waren.

So, halb strebsam, halb träge, immer schwärmend, auch oft stürmisch lärmend, bummelte ich durch die ersten sechs Klassen bis zur Sekunda, um endlich in der Prima zu erkennen, daß ich von dem Einen zu viel, von Anderem zu wenig oder gar nichts wußte. In der Sekunda fing der Jammer schon an; durch die Erkenntnis dessen, was mir fehlte, wahrhaft unglücklich, begann ich für mich selbst, und, ich gestehe es, in der heiligen Furcht vor der nahen Abiturientenprüfung, erbärmlich zu ochsen.

Bis dahin (also bis zum Jahr 1827, da ich 15 Jahre alt wurde) hörte ich von der Außenwelt fast gar nichts, weil Redslob nicht wollte, daß wir durch Tagesnachrichten oder politische Gespräche zerstreut würden. Nur ganz außerordentliche Begebenheiten, wie zum Beispiel die Ermordung des Her-

zogs von Berry (Neffe des Königs Ludwigs XVIII. und Sohn Karls X) im Jahre 1820, den Tod Napoleons auf St. Helena im Jahre 1821, erfuhren wir durch unsere in Straßburg bei ihren Eltern wohnenden Kameraden. So geschah es, daß wir in beinahe gänzlicher Unwissenheit der Zeitgeschichte bis ins 15. Jahr heranwuchsen und im allgemeinen wenig Interesse für politische Neuigkeiten an den Tag legten.

Es war vielleicht besser so, als wenn wir unbärtige Knaben, wie es heutzutage in Frankreich Mode ist, uns vorlaut in politische Gespräche gemischt und altkluge Urteile uns erlaubt hätten. Durch den Unterricht hatte ich die Geschichte von Ludwig XIV. bis zum Sturze des ersten Napoleons so ziemlich kennen gelernt, allein von da an war die Welt für mich wie verschlossen.

Mein guter Vater lachte oft herzlich über meine ungeheuere Naivetät, wenn er mir die neuesten Begebenheiten in kurzen Unterhaltungen mitteilen wollte und ich alles vernahm wie ein Mensch, der Jahre lang auf einer fernen Insel der Südsee ohne Nachricht von Europa gelebt hätte. In den Ferien wurde mir so im Vorübergehen ein Stückchen neuere Weltgeschichte nach dem andern beigebracht.

Mein Erstaunen war groß, nicht über das, was sich in der Frist von den letzten acht Jahren zugetragen hatte, sondern über die Leere an bedeutungsvollen Begebenheiten in dieser Zeit im Vergleich mit den erschütternden Weltereignissen der vorhergehenden Dezennien. Alles, was man mir erzählte, schien mir flach, interesselos und ließ mich kalt.

Es war in den ersten Jahren der Bourbonischen Restauration wie ein schlaftrunkener Geist über die ganze Gesellschaft verbreitet, sie schien von den langen gewaltigen Stürmen wie

gebrochen und ruhte aus. Wenn nicht im heißen Süden Frankreichs sich die Leidenschaften von Zeit zu Zeit geregt hätten, um legitimistische Kundgebungen, ja Gewaltthaten, wie den Mord des Generals Brünn in Nîmes, und sonstige rohe Aufstände in verschiedenen südlichen Städten hervorzubringen, so hätte man geglaubt, das französische Volk habe seinen revolutionären Charakter vollkommen abgelegt.

Die Regierung Ludwigs XVIII. war im allgemeinen eine milde und verhältnismäßig liberale. In den zwei ersten Jahren ließ er sich wohl, durch seinen Bruder und seine Nichte, die Herzogin von Angoulême, und mehr noch durch die legitimistische Partei beeinflußt, zu manchen harten Maßregeln verleiten, die er nicht ergriffen hätte ohne den beständigen Druck seiner nächsten Umgebung. Man verzieh ihm nicht, daß er an dem heldenmütigen Marschall Ney das über ihn gefällte Todesurteil vollstrecken ließ. Wohl hatte Ney das strenge Urteil verdient, weil er einen offenen Verrat an den Bourbonen begangen hatte, indem er, nach der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba, zu der aufständischen Armee seines alten Kaisers übergegangen war, nachdem er dem Könige gesagt: „Ich will Ew. Majestät Napoleon in einem eisernen Käfig überliefern, wenn ich ihn gefangen nehme“, und das Kriegsgericht mußte ihn zum Tod verurteilen, allein der König hätte wohl und weise gehandelt, wenn er das Urteil in lebenslängliche Verbannung umgewandelt hätte. Die Hinrichtung war ein Fehler, größer als ein Verbrechen, sie war ein politischer Racheakt für den durch Napoleon verübten Mord an dem Herzog von Enghien; diese Hinrichtung Neys, gleich der des braven Oberst Labedoyère, erbitterten die Gemüter aller wohlmeinenden Leute, sogar die der Mehrzahl der Freunde der Regierung.

Dazu kam noch die höchst ungerechte, unkluge Behandlung vieler alter verdienter Offiziere Napoleons, die, wegen politischer Meinung auf halben Sold gesetzt, der größten Not preisgegeben waren.

Die ganze Umgebung und Familie des Königs machte sich durch fanatischen Parteigeist bei dem Volke verhaßt. Nur der Klugheit Ludwigs und vielleicht auch dem übergroßen Bedürfnis nach Ruhe war es zu verdanken, daß die Revolution nicht schon früher als im Jahre 1830 ausbrach.

In der Armee brütete ebenfalls ein dumpfer Haß; mehrere Aufstände in verschiedenen Garnisonen verkündeten einen nichts weniger als ergebenen Geist. So brach im Jahr 1824 in Belfort eine napoleonische Meuterei in einem Chasseurregiment aus, an deren Spitze der Oberst Caron und der Oberstlieutenant Roger, beide im Felde erprobte Soldaten, standen; mehr als die Hälfte dieses Regiments zog, von den beiden Obersten geführt, gegen Colmar, um dort das Kaiserreich zu proklamieren. In Colmar jedoch blieb die Garnison treu und entwaffnete die aufständische Truppe nach kurzem Widerstand; Oberst Caron wurde zum Tod und Roger zur Verbannung verurteilt.

Das Todesurteil wurde in Straßburg vollzogen. Es war an einem Donnerstag und der Zufall wollte, daß wir Knaben dem Zuge, der den bedauernswerten alten Soldaten zum Richtplatz führte, auf unserem Spaziergang begegneten. Caron, ein schöner starker Mann von ungefähr 50 Jahren, mit energischen Gesichtszügen, saß neben einem Geistlichen im offenen Wagen und schien auf die ehrfurchtsvoll schweigende Menschenmasse nicht zu achten, die mit entblößten Häuptern den Zug wehmütig anstarrte; er war ernst und hörte an-

dachtsvoll den Ermahnungen seines Beichtvaters zu. Als der Wagen schon fern von uns war, hörten wir es aus der dichtgedrängten Volksmasse wie eine dumpfe Klage emporsteigen; es war kein Ruf, kein Wort vernehmbar, nur ein unermeßlich tiefer Seufzer preßte sich schmerzhaft aus tausend und abertausend mitleidigen Herzen, alle von demselben traurigen Gefühle durchbebt. Nie werde ich den Eindruck vergessen, es kam mir vor, als hätte ich das dumpfe Brausen eines bewegten Meeres vernommen.

Schweigend führte uns Dr. Redslob zur Stadt hinaus; kaum im Freien, hörten wir ein heftiges Knallen, dann noch einen starken Schuß: die politische Justiz war vollführt, der politische Frevel gesühnt.

Redslob entblößte sein graues Haupt und sagte tief bewegt: Gott, der unsere Fehle alle kennt, wird gnädiger sein mit dem unglückselig Verblendeten, als die menschliche Gerechtigkeit. Caron mußte sterben, denn er hat Verrat an seiner Regierung, an seinem Lande verübt, allein es ist unendlich schmerzhaft zu denken, daß hier keine Gnade obwalten konnte. Gott sei seiner Seele gnädig. —

Von diesem Tage an war ich den Bourbonen feindlich gesinnt; ohne zu erwägen und zu prüfen, verurteilte ich sie in meinem Innern und heute noch höre ich den dumpfen Seufzer des Volkes, mit dem mein eigenes Herz sich still empört hatte über einen, nach meiner Ansicht, unnötigen Mißbrauch der Gewalt.

Als ich meinem Vater den ganzen Vorfall erzählte, staunte er über die Leidenschaftlichkeit, mit welcher ich meinen Gefühlen Luft machte, doch sagte er: Sieh, mein Sohn, keine Regierung ist möglich, wenn Empörung ungestraft bleibt. Caron

war ein verrückter Fanatiker; man konnte ihn nicht begnadigen, als Oberst war er ja doppelt und dreifach strafbar. Dein Gefühl ist ehrlich, aber es verleitet dich, unrichtig zu urteilen*). —

Des Vaters Worte vermochten den Eindruck, den ich erhalten hatte, nicht im geringsten zu schwächen; ich blieb nach wie vor im stillen ein zur Opposition geneigter Bursche.

Am Todestag des Königs war ich bei meinen Eltern in Bläsheim. Als mein Vater mir die Nachricht mitteilte, sagte er, bedenklich den Kopf neigend: Jetzt wird es schlecht gehen, ich kenne den Herzog von Artois (Karl X.); er ist ein guter, aber ein beschränkter und schwacher Mann; seine Umgebung ist unvernünftig, voller Vorurteile; die Leute haben wirklich, wie man von ihnen sagt, nichts gelernt und nichts vergessen; wir gehen neuen politischen Stürmen entgegen. —

Diese Worte meines lieben Vaters machten zwar einen gewissen Eindruck auf mich, allein ich nahm sie nicht so ernst als sie es verdient hätten, weil ich die drohende Gefahr nicht einsehen konnte.

In den vier ersten Jahren der Regierung Karls ging alles gut, weil er ein liberales und ehrliches Ministerium hatte, an dessen Spitze Graf Martignac eine entschieden gerechte und weise Politik aufrecht hielt und der Finanzminister, Baron Louis, mit großer Umsicht und erprobter Rechtlichkeit die Finanzverwaltung führte. Das Zutrauen wuchs mit jedem Tag; Handel, Gewerbe und Ackerbau blühten wieder auf und ein bisher vermißter Wohlstand fing an, sich in allen Provinzen wohlthätig zu entwickeln.

*) Talleyrand hat gesagt: Das erste Gefühl ist immer gut, es muß unterdrückt werden.

Baron Louis war schon der Vertrauensmann des alten Königs gewesen, die beiden Männer standen sich oft im Rate streitbar gegenüber; der König, voll Ruhe und Zuversicht, wurde sehr oft durch die stete Emsigkeit und Dringlichkeit des Ministers beunruhigt. Wenn in der Kammer der Abgeordneten etwas stürmische Angriffe der Opposition den Baron Louis veranlaßten, dem Könige lebhaft und beängstigend darüber zu berichten, sagte dieser ruhig: Mein lieber Baron, haben Sie die Majorität für Ihre Vorlagen, die ich genehmigte? — Ja, Majestät. — Nun, schloß der Monarch, dann kann ich spazieren gehen; haben Sie aber die Majorität nicht, dann schicke ich Sie auf die Promenade. — Ein andermal, ebenfalls im Ministerrat, sprach Baron Louis mit besonderer Lebendigkeit und vergaß sich im Gestikulieren so weit, daß er neben den König sein Taschentuch, seine Tabaksdose und endlich seine Taschenuhr hinlegte; da unterbrach ihn der König lächelnd mit den Worten: Baron, wenn Ihre Taschen vollends geleert sind, werde ich Sie besser verstehen. — Der Minister richtete sich rasch auf, verneigte sich ehrfurchtsvoll und sagte: Sire, ich bitte Ew. Majestät um Entschuldigung für diese verzweifelte Gewohnheit, meine Taschen zu leeren, aber bedenke doch gnädigst der König, daß diese Taschen sich nie im Dienste des Staates angefüllt haben. — Darauf drückte Ludwig XVIII. dem ehrlichen Diener die Hand und erwiderte: Das, lieber Baron, war mir längst bekannt, ich brauchte es nicht von Ihnen zu erfahren. —

Mit solchen Ministern konnte Karl X. ruhig und sorgenlos regieren. Hätte er dieselben nur zu erhalten gewußt!

Die fünf ersten Jahre dieser Regierung verflossen in großer Stille; Frankreich schien zufrieden und unter dem Schutze

der allgemeinen Ruhe konnte auch die Jugend ungestört ihren Studien obliegen*).

Ich meinerseits reifte doch ein klein bischen heran; ich arbeitete tüchtig und meistens bis in die tiefe Nacht hinein. Kümmerlich mußte ich nachholen, was ich in der Quinta nicht gründlich mir angeeignet hatte, doch es gelang mir, eine leidliche Prüfung zu bestehen und im Frühjahr 1828 durfte ich als Fuchs die Universität Straßburg beziehen.

Das erste Universitätsjahr war nach französischem Usus den sogenannten humanités gewidmet. Zwei Fakultäten wetteiferten miteinander, die Schüler für das erste Staatsexamen (Baccalaureus) vorzubereiten: die Fakultät der Litteratur und die der positiven Wissenschaften; in ersterer wurden Vorlesungen über allgemeine Geschichte, französische Litteratur und Philosophie, in der zweiten über Geometrie, Physik und Chemie gehalten.

Daß mir anfangs in den Sälen Hören, Sehen und

*) Im Juli 1825 besuchte Karl X die Ostprovinzen und kam auch mit großem Prunk und Gefolge nach Straßburg, wo er mit brausendem Jubel begrüßt wurde. Umgeben von den Marschällen Marmon, Bourmon, Suchet, Mortier und einer großen Anzahl von Generälen, ritt der König voraus auf einem schönen Vollbluthengst, den er meisterhaft zu leiten verstand (er galt für den elegantesten und besten Reiter Frankreichs); die Marschallsuniform, geschmückt mit dem blauen Bande des Heiligengeistordens, stand ihm recht gut; seine Haltung hatte etwas Edles und Wohlwollendes. Hinter ihm ritt der Herzog von Angoulême, der Besieger der aufständischen Spanier, dem Könige ziemlich ähnlich an Größe und Figur, doch weniger gut aussehend und nicht beliebt. Einen besonders schönen effektvollen Eindruck machten 24 Pagen in altspanischer Tracht von hellblauer Seide mit weißen Achselbändern und weißer Schärpe, quer über die Brust getragen. Drei Tage hielt der König Tafel und Hof und wurde auf sechs Monate populär in Straßburg; dann vergaß man wieder, daß er je erschienen war. Ich sah meinen Vater, in Hofuniform, und meine Mutter, sehr elegant und pompös gekleidet, mehreremale zu Hofe in den königlichen Palast fahren und dachte mir: die Mama ist meine Königin.

Denken fast vergingen, daß ich mit schwerem Herzen und wüstem Kopf sehr häufig aus- und einging, wird derjenige begreifen, der schlechte oder mittelmäßige Vorträge, in einförmigem schläfrigem Ton gehalten, mit anhören mußte.

Dieses erste Studienjahr benützte ich so gut ich konnte, um mich für die Prüfung vorzubereiten; es ging mir aber nicht recht von statten. Casimir Delavigne, mit seinen begeisterten Gesängen für die Befreiung der Griechen vom türkischen Joch, die Kunde von allen Grausamkeiten, die an dem unterdrückten Volke begangen wurden, die heroischen Kämpfe des kleinen Völkchens gegen die überlegene Macht seiner Unterdrücker, die Namen Kanaris, Kollokotroni, Maurokordato, dann endlich die berauschenden Oden Lord Byrons, alles das vertrieb mir jede ernste Lust, Mathematik zu treiben.

Zerstreut und aufgeregt betrat ich im Frühjahr 1829 die akademische Aula, wurde von 8 Uhr morgens bis 5 Uhr abends von fünf akademischen Folterern, in gelb und schwarzen Talaren, furchtbar gepeinigt und fiel gründlich durch; bei vieren dieser antediluvischen Parsengespenster bestand ich gut, allein der Saurier Mathematicus wollte nichts von mir wissen. Vier weiße Kugeln fielen in meine Urne, aber eine einzige schwarze genügte, um mich auf sechs Monate zu vertröſten. Also noch sechs saure Monde und es mußte abermals das Glück versucht werden. Im September desselben Jahres hatte ich jedoch meinen Mathematiker so zahm gemacht, daß er mir zwei weiße Kugeln gereicht hätte, wenn es nötig gewesen wäre: ich hatte einfach sechs Monate bei ihm Privatunterricht genommen zu 100 Fr. per Monat und es ging brillant, ohne daß ich viel mehr gewußt hätte als vorher. Dieses Examen war damals eine reine Lotterie; die Fragen

wurden aus einer Urne gezogen und, wenn sie der Kandidat nicht beantworten konnte, so hatte der Examinator nicht die Befugnis, weitere Fragen zu stellen, um sich eine Meinung über den Grad des Wissens und der Bildung des Geprüften bilden zu können.

Diese Methode hatte sehr oft die sonderbarsten Folgen. Man sah junge Leute, die notorisch ausgezeichnete Talente und umfassende Kenntnisse besaßen, durchfallen und andere, Unwissende, in der Prüfung glückliche Fragen ziehend sozusagen durchschleichen. Die französische Akademie hat dies auch endlich eingesehen; heute dauert die Prüfung mehrere Tage und der Examinator hat das Recht, den Kandidaten gründlich zu prüfen.

Nun war, gottlob, im September 1829 die fieberhafte Aufregung des Examens bei mir vorüber, eine große Last war von meiner Seele gewälzt. Man kann sich denken, in welchem beinahe krankhaften Zustand ich vor der Prüfung war, wenn ich bekenne, daß oft heute noch im hohen Alter mir träumt: ich stehe vor den schwarz-gelben Talaren und wüßte nicht zu bestehen. Dann drückt mich ein schwerer Alp und ich erwache ebenso trostlos, als ich den 20. März 1829 verlassen und traurig in der Aula meinen bunten Schergen nachschaute, die fühllos den Saal durchschritten, um den andern Morgen wieder neue Opfer ihrer Härte zu schlachten.

Die Herbstferien bis 10. November brachte ich vergnügt bei meinen Eltern in Bläsheim zu. Wir waren glücklich, meine beiden Brüder Gustav und Otto endlich auch wieder auf sechs Monate zu besitzen; beide waren österreichische Offiziere geworden, Otto ein schmucker Husar und Gustav ein

flotter Ulane*). Sie waren fern hergereist, sehr fern für die damaligen Verbindungsmittel; der erstere kam von Ketchkemet in Ungarn, der zweite von Mailand. Sie wußten viel zu erzählen und malten mir das Soldatenleben in den lockendsten Farben vor; da kam wirklich ein augenblicklicher Schwindel über mich, der mir vorhielt, ich müsse auch Soldat werden und mit den Brüdern nach Österreich ziehen.

Mein Vater lächelte dazu; er sagte nicht nein, aber ich sah wohl, daß es ihm nicht ernst war. Er meinte nur: du kannst ja wählen, ich lasse dir alle Freiheit; nur bedenke, daß wir Eltern alt werden und gerne einen von euch im Elsaß behielten, der die alten Traditionen des elsäßischen Geschlechtes fortpflanzen würde. — Meine gute Mutter wehrte mit aller Energie ihres lebhaften Charakters gegen diese Anwandlung ab und bewies mir bald, daß es noch etwas Besseres zu thun gäbe, als Rekruten und Remonten abzurichten. „Du willst einen Säbel nachschleifen und zweierlei Tuch tragen,“ sagte sie spottend, „das ist hübsch für einige Zeit, die Lust daran vergeht aber wie ein Kindertraum. Schlag dir's nur aus dem Sinn, ich geb es nicht zu.“

Auch hatte ich bald Gelegenheit zu bemerken, wie wenig meine Herren Brüder Anteil an etwas anderem nahmen als an militärischen Dingen. Sie hatten beide einen grundsätzlichen Abscheu vor allem Studieren, Lesen, Schreiben und überhaupt vor jeder ernsteren Beschäftigung; eine gewisse Barschheit in Sprache und Benehmen, die Folge eines rauhen, abgeschiedenen Lebens mit ungebildeten Menschen, trug auch nicht wenig dazu bei, mich für den Säbel etwas kühler zu machen. Bald flog

*) Otto diente in Preußen-Husaren und Gustav in Kaiser-Ulanen.

der Soldatengeist von mir weg und, die Brüder weniger beneidend, ergab ich mich in mein Schicksal.

Die Zeit der Ferien verfloß leider nur zu schnell. Meine Schwester Charlotte, die den Grafen Christoph Martin Degenfeld-Schomburg auf Eybach (Württemberg) geheiratet hatte, war auch bei uns, so daß niemand fehlte, als mein Bruder Alfred und seine Frau.

So, zahlreich versammelt, genossen wir die Gunst des Augenblicks vollkommen; das Glück der Eltern, nach so langer Trennung wieder einmal die Mehrzahl der Ihrigen um sich her vereinigt zu sehen, die Heiterkeit der Jugend, Christoph Martins unverwüstlicher Schwabenwitz, die herrliche, schöne Herbstzeit, — alles trug dazu bei, uns diese, ach, nur zu flüchtigen Wochen zu den freudigsten unseres Familienlebens zu gestalten.

Wir machten häufige Ausflüge in die Berge; die alten Vogesenburgen, die malerisch gelegenen Schlösser und Klöster wurden alle besucht. Das sagenreiche, echt alemannische Land wurde uns allen so wert und lieb, als hätten wir die elsäßische Heimat niemals verlassen.

Mein Vater, der so lange in der Verbannung gelebt hatte, der fremde Dienste nehmen mußte, um nicht müßig in bewegten, schweren Zeiten seine Jugend hinzubringen, konnte sich doch eigentlich nur als Elsäßer fühlen.

Mächtig und wohlthuend ist das Band, das ein Geschlecht an einen Fleck Erde bindet, den es seine Wiege mit vollem Recht auch nach langer Trennung nennen darf, wenn die Geschichte dieses Flecks Erde mit der seinigen jahrhundertelang eng verknüpft war: und dieses Band war und blieb für uns Dürckheims ein altes deutsches Reichsband.

Dasselbe Gefühl teilten wir alle mit unserem trefflich biederen Vater, und wenn wir mit ihm von den Gipfeln der Berge die schöne Heimat wie einen Garten vor uns liegen sahen, mit ihren unzählbaren Dörfern und Städten, mit ihren reichen Saatfluren, grünen Auen, Triften und lockenden Weinhügeln, da dachten wir alle: das ist eine deutsche Flur — der breite, langgedehnte Silberstreif in der Ferne dort, glänzend im herbstlichen Abendscheine, das ist der vaterländische alte Rhein; wir grüßten ihn tausendmal und jauchzten ihm unsere deutschen Lieder zu. Der prachtvolle Münsterturm, der seine schmucke Pyramide hoch in die Wolken hebt, das ist Gotenkunst, ein Gedicht voll deutscher Lust und Seele. In den dunklen Eichenwäldern, durch die wir zu den Bergen emporstiegen, rauschte es wie deutscher Sang, die uralten Föhren in den Höhen, die flüsterten leise und erzählten geheime Geschichten. Wir lauschten, und einer von uns sprach die prophetischen, unsterblichen Worte einer alten Tanne, die längst gefallen war:

Ich sah in alten Zeiten
Die Kaiser und die Herrn
Im Lande ziehn und reiten;
Wie liegt das heut' so fern!
Da mocht ich wohl mit Rauschen
Sie grüßen in der Nacht
Und mit den Winden tauschen
Gespräch von deutscher Macht.

Dann kam die Zeit der Irrung,
Des Abfalls in das Land,
Voll schmählicher Verwirrung,
Da ich gar traurig stand;
Es klirrten fremde Waffen,
Es zuckte mir durchs Mark,
Ich sah die Zeit erschlaffen
Und blieb kaum selber stark.

Den Himmel sah ich säumen
Ein neues Morgenrot,
Es scholl aus fernen Räumen
Der Freiheit Aufgebot;
Ich sah auf allen Bahnen
Die neuen Deutschen gehn,
Die langentwohnten Fahnen
Vom Rheinstrom her mir wehn.

Da schüttelten die Winde
Mein altes Haupt im Sturm;
Vor Schreck entsank der Rinde,
Der sie genagt, der Wurm:
Nun werden deutsch die Gauen
Vom Wasgau bis zur Pfalz
Und wieder wird man bauen
Hier eine Kaiserpfalz.

Doch als das große Wetter
Eilfertig ohne Spur
Wie Windeshauch durch Blätter
Dahier vorüberfuhr —
Mein Wipfel ist geborsten,
Es wird nicht mehr der Aar
In diesen Forsten horsten,
Der meine Hoffnung war.

Lebt Adler wohl und Falken!
Ich fall' in Schmach und Graus
Und gebe keinen Balken
Zu einem deutschen Haus;
Man wird hinab mich schleppen
Und drunten aus mir nur
Versehn mit neuen Treppen
Mairie und Präfektur.

Doch jüngere Waldgeschwister,
Ihr hauchet, frischbelaubt,

Teilnehmendes Geflüster
Um mein verstorb'nes Haupt;
Euch alle weih' ich sterbend
Zu schön'rer Zukunft ein,
Und also prophezeih' ich,
Wie fern die Zeit mag sein:

Einst eine von euch allen,
Wenn sie so altersgrau,
Wird, wie ich falle, fallen,
Giebt Stoff zu anderm Bau,
Da wohnen wird und wachen
Ein Fürst auf deutscher Flur;
Dann wird mein Holz noch krachen
Im Bau der Präfektur.

Rückert. — Die Straßburger Tanne. — 1815.

Die prophetische Stimme der alten Tanne verklang und wir freuten uns am deutschen poetischen Hauch, der aus den Wäldern uns Zuversicht und Hoffnung beibrachte.

War es wirklich ein Hoffen, eine Zuversicht auf künftige, bessere Tage? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich gewiß: wir fühlten uns nicht als Franzosen im Elsaß, wir sahen das Land nicht als ein verwelschtes an; so deutsch war noch alles damals im Elsaß, daß wir vom Franzosentum nur das Gute, Edle spürten: wir lasen die auftauchenden französischen Romantiker mit ebenso großer Freude als wir die Klassiker gelesen hatten. Meine Brüder seufzten wohl: ach wie schade, daß dieses schöne Elsaß nicht mehr ein deutsches Land ist; man kann sich nicht denken, daß die alemannische Bevölkerung sich wohl fühlt unter fremder Herrschaft. Und doch lebte man unbesorgt, unbehelligt, wenn auch etwas vernachlässigt, doch nicht stiefmütterlich behandelt; höchstens beleidigten die französischen Spottnamen (Allemand, tête carrée) das elsäßische Ohr.

Gottlob, das ist jetzt anders geworden; das neue Holz der neuerbauten Präfektur in Straßburg hat unter dem festen Tritte unseres Heldenkaisers wirklich gekracht, wie Rückert es prophezeite, und mit Jubel hat ihn die Landbevölkerung empfangen.

Doch für jetzt genüge es, an dieser Stelle unserer Beschreibung die Stimmung im Jahre 1825 bezeichnet zu haben, und wenn ich von Stimmung spreche, so meine ich nicht diejenige meiner Umgebung und die meinige allein, sondern auch die der Mehrheit der Elsäßer in jener Zeit.

Unsere lieben Nachbarn auf dem Lande darf ich nicht vergessen, denn der Umgang mit ihnen verschönerte auch den Aufenthalt meiner Eltern in Bläsheim.

In dem nahe gelegenen Krautergersheim wohnte im Sommer Bernhard von Türkheim, der verwitwete Gatte Lillis, er war ein starker Siebziger, aber wohl erhalten und noch in voller Geistesfrische; von allen Ehrenämtern, die er früher bekleidet hatte, behielt er nur noch das Präsidium des protestantischen Konsistoriums von Elsaß-Lothringen; in allen andern Ämtern war ihm sein Sohn Fritz würdig nachgefolgt.

Türkheim war ein weiser, unterrichteter und liebenswürdiger Greis; sein Umgang war meinen Eltern doppelt wert wegen des Andenkens an die gute Lilli, welches sie mit ihm der Vorangegangenen in Treue bewahrten. Der stille heimliche Landsitz Krautergersheim, welchen Lilli mit feinem Kunstsinn und dem ihr eigenen Naturgefühl zu einem kleinen Eden umgewandelt hatte, war uns allen ein sympathischer Ort.

Goethe, von dessen Unsterblichkeit auch auf Lilli ein milder Glanz übergegangen ist, sagt: die Stätte, die ein guter Mensch

bewohnt hat, ist eingeweiht — und das fühlte jeder, der Krautergersheim besuchte.*)

In Niederehnheim waren es die werten Reinachs, mit welchen wir häufige Besuche wechselten. Die Tante Reinach (geborne Freiin von Landsberg) war Witwe geworden und lebte mit ihren vier Kindern Winter und Sommer auf dem Lande. Ihre Söhne Max und Adrian waren meine besten Freunde; ihr Schwiegersohn, Freiherr von Rink-Baldenstein, verwaltete die Güter der Familie und wohnte deshalb augenblicklich bei seiner Schwiegermutter; auch er war für uns alle ein sicherer Freund und für die Eltern ein geistreicher Gesellschafter. Die Söhne und Töchter des Freiherrn von Rink leben heute in Freiburg im badischen Lande und sind uns allen werte treue Verwandte und Freunde.

Die Tante Speth und ihr Bruder Alexander von Landsberg lebten beide noch und kamen oft nach Bläsheim.

In nicht großer Entfernung von uns lag das schöne Gut Thumenau, welches im Sommer Fritz von Türkheim und seine Familie bewohnten; Frau Fritz von Türkheim war eine geborene Gräfin von Degenfeld-Schomburg, die Schwester meines Schwagers. Mit dieser Familie waren wir besonders freundschaftlich verbunden, die beiderseitigen Eltern hatten sich sehr lieb und die Kinder waren von frühem an nicht minder gute Freunde.

Es blühten da drei liebliche Töchterchen, unter welchen ich bald meine Herzensbraut wählen durfte; doch damals riß sich noch vom Mädchen stolz der Knabe und mein Verhältnis

---

*) Lillis Landsitz wurde schon in einer kleinen Skizze der edlen Frau von mir beschrieben und ich wiederhole hier nicht, was ich schon in meiner Biographie „Lillis Bild" darüber gesagt.

zu ihnen war denn auch nur das eines gern gesehenen, lustigen Gespielen.

Thumenau, den reizenden Ort, will ich später beschreiben, wenn ich ihn als glücklicher Bräutigam zum erstenmal betreten und die liebliche Mathilde in meine Arme schließen darf.

Es versteht sich von selbst, daß die Besuche und Gegenbesuche zwischen Thumenau und Bläsheim zu den fröhlichsten und anziehendsten Ausflügen beider Familien gehörten.

Endlich muß ich noch einer interessanten Nachbarschaft in Oberkirch bei Oberehnheim gedenken: Frau von Montbrison, geborene von Oberkirch*) (eine Cousine meiner Mutter) mit ihren sehr liebenswürdigen Töchtern. Die ältere, Isaure, heiratete den Admiral Freiherrn von Hell, welcher nach ihrem Ableben auch die zweite, Aline, heimführte.

Alle Familien, die ich genannt habe, verkehrten häufig mit uns. Landpartien wurden meistens gemeinschaftlich, bald mit den einen, bald mit den andern, gemacht, und jede wurde gewöhnlich zu einem heiteren fröhlichen Feste. Daß unter solch glücklichen Verhältnissen und in so liebreicher Umgebung die Tage nur zu rasch flohen, brauche ich nicht zu wiederholen.

Ende Oktober flog zum größten Teil die Gesellschaft auseinander, die einen nach Straßburg, die andern nach Paris; nur meine Eltern, Reinachs und Rinks blieben auf dem Lande.

---

*) Die Mutter von Oberkirch hat sehr hübsche Memoiren hinterlassen, welche von dem Württembergischen Hof in Mömpelgard im Elsaß, von Kaiser Paul von Rußland und seiner Gemahlin (Prinzessin von Württemberg-Mömpelgard) und auch von dem Leben und Treiben der Elsäßischen Familien ihrer Zeit höchst lebendige und anziehende Bilder entwerfen.

Ich meinesteils mußte auch wieder an die Studien denken und aus dem lieben, traulichen Familienkreise scheiden.

Den 4. November betrat ich, nicht sehr wohlgemut, die Hörsäle der hohen Rechtsschule in Straßburg, wo ich bald gewahr wurde, daß zwischen meinen früheren Professoren und den neuen kein großer Unterschied war. Die alten hatten schwarz-gelbe oder gelb-schwarze Talare, die neuen rot-schwarze oder schwarz-rote, es war aber dieselbe Art zu lesen: es sagte keiner nichts, als was im Hefte stand.

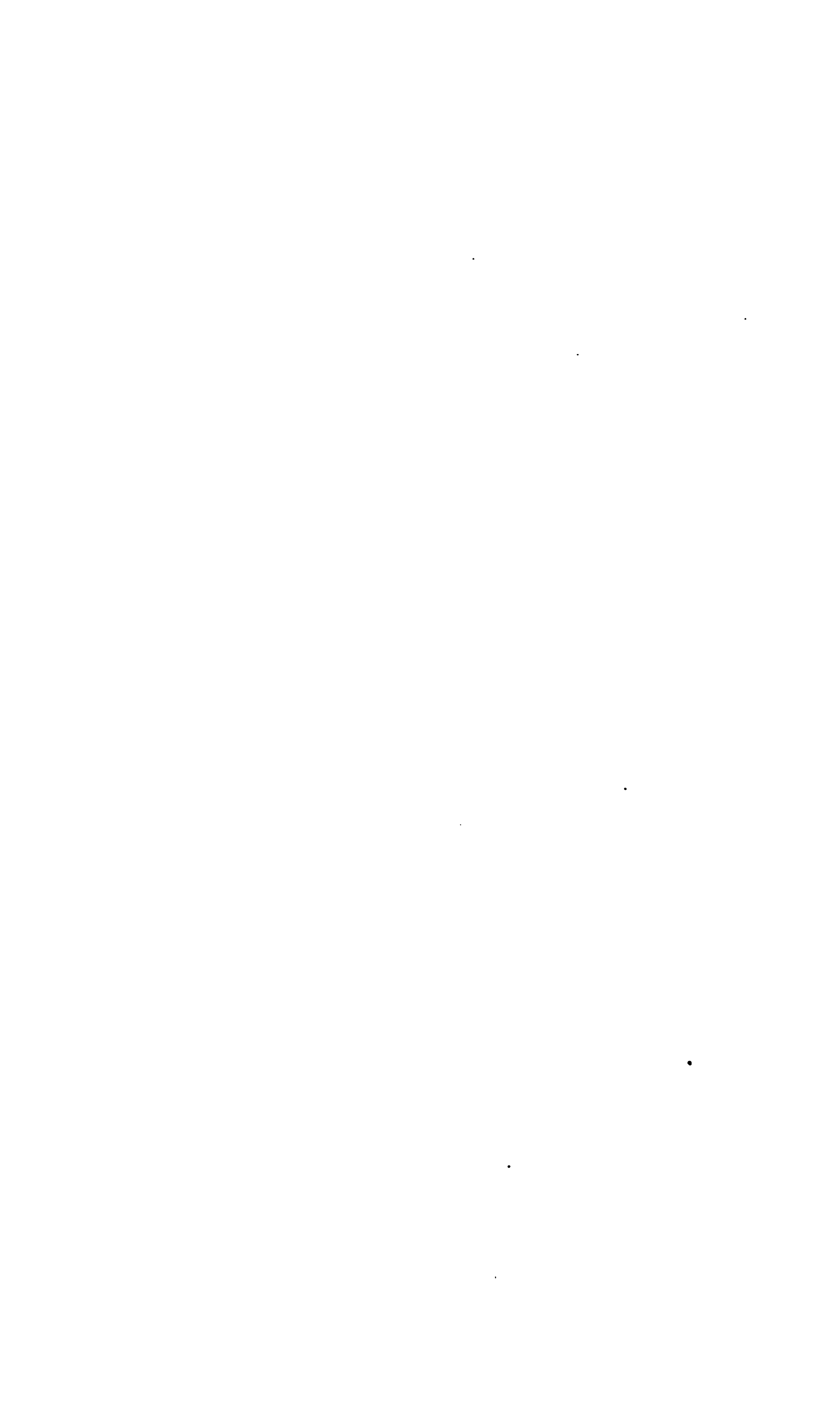
Von dieser Zeit an begann für mich ein neues, ernsteres Leben, ich fühlte erst recht, daß ich so vieles zu lernen hatte und nach einem bestimmten festen Ziele hinstreben müsse.

Schließen wir also dieses Kapitel der Flegeljahre mit der Hoffnung, im nächstfolgenden etwas Erbaulicheres von mir zu hören.

Meine Vorsätze waren sicher die besten der Welt, allein man sagt: der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert; tröste dich, lieber Leser, es geht nie so gut, als man hofft und nie so böse, als man befürchtet.

Jugend-Jahre

1830—1836.



Die Knabenzeit ist vorüber, sie entfloh wie ein lieber Traum, weil ich glücklich war; noch von keiner schweren Sorge gezügelt, von so viel Liebe und Wohlwollen getragen und im Innern eine unverwüstliche Heiterkeit: wer wäre da nicht zufrieden gewesen?

Von meiner Familie nahm ich leicht Abschied, denn ich blieb ja in ihrer Nähe und konnte sie besuchen, wenn es mir gefiel. In der besten Laune und voll Arbeitslust bezog ich wieder mein gewohntes Studienzimmer bei Dr. Redslob und war nicht wenig erfreut, es ganz neu ausstaffiert und mit mehr Bequemlichkeit eingerichtet zu finden; die Frau Doktorin hatte wahrscheinlich gedacht, für einen Studio utriusque juris schicke sich ein besseres Zimmer als jenes für einen Fuchsen ausgerüstete; jedenfalls war die Attention, für die ich mich erkenntlich erwies, eine äußerst freundliche.

Die Kollegien, die ich zu hören hatte, waren höchst langweilig und durch den entsetzlichen Vortrag der Herren Professoren rein ungenießbar für einen nur im geringsten für Besseres empfänglichen Menschen; wir hatten ja berühmte, gelehrte Juristen unter den Lehrern, allein sie wußten ihre Schätze nicht gefällig mitzuteilen.

Der berühmte Jurist Charles Dupin, Staatsprokurator am Kassationshofe in Paris, hospitierte einmal in dem Kollegium, das der Kriminalist Rauter uns zu lesen hatte; im

Weggehen rief Dupin aus: Grand savant, détestable professeur! Wir rächten uns an den Herren durch ein allgemeines grundsätzliches Schwänzen; da jedoch von Zeit zu Zeit Appell gemacht wurde, so richteten wir uns so ein, daß immer der Reihe nach eine Hälfte der Studenten gegenwärtig sein mußte, und diese beim Aufruf der Namen für die Fehlenden antwortete.

Es war sogar ein guter alter Herr Professor da, dessen Kursus nicht obligatorisch war und der nur zwei Zuhörer hatte; sehr oft schlichen auch diese unbemerkt aus dem Saal, weil der arme Mann beinahe blind war. Dieser Herr war eine europäische Berühmtheit: es war Fodère, der Gründer der juristischen Medizin, das heißt der Medizin in ihrer Beziehung zur Rechtspflege; Fodère war damals 80 Jahre alt und hatte sich stark überlebt.

Das Schwänzen der Kollegien wäre uns aber bei den Prüfungen sehr schlecht bekommen, wenn wir nicht selbst gearbeitet hätten; wir ersetzten die Vorlesungen durch tüchtige Kommentare und durch fleißiges Üben in Besprechungen juristischer Fragen, die jede Woche einmal unter uns gehalten wurden.

Das Studentenleben war damals in Straßburg weder flott noch geräuschvoll; es gab keine sogenannten Korps, jede Gesellschaft unter Studenten nannte sich Kränzchen mit dem Namen der Straße und des Lokals; wo die Vereinigungen stattfanden. In diesen Versammlungen wurden juristische Vorträge gehalten und nachher etwas, aber doch sehr mäßig, gekneipt.

Die Nationalitäten waren getrennt; mit den Deutschen gingen die protestantischen Elsäßer und die Fremden, Schweizer, Russen, auch hie und da ein Engländer oder ein Schwede.

Bedeutende Lehrkräfte konnten in Frankreich in der Provinz nicht leben; es gab nur Eine Universität: die von Paris. In den Provinzstädten, in welchen fünf Fakultäten vereinigt lehrten, hatte die hohe Schule den Namen Akademie; der Gehalt der Professoren belief sich nicht über 5000 Fr., auch betrieb jeder noch nebenbei ein anderes mehr oder minder ergiebiges Fach: die Herren Juristen waren zugleich konsultierende Anwälte, die Mediziner hatten ihre Praxis, die Theologen predigten und die Litteraten schrieben Bücher oder Zeitungsartikel. Einige, besonders unter den Mathematikern, gaben Privatunterricht.

Die Vorlesungen wurden nicht von den Studenten honoriert; der Staat besoldete die Professoren und der Studierende zahlte in jedem Semester die Summe von 35 Fr. und bei jeder Prüfung 120 Fr. Studiengebühren, so daß der höhere Unterricht beinahe unentgeltlich war.

Bedeutende Talente blieben nicht in der Provinz; Paris war das verschlingende Ungeheuer, das jede bessere Kraft an sich zog und die Departements geistig arm ließ. Unter den Professoren konnte kein Ehrgeiz, kein Wetteifer stattfinden, weil keine Beförderung und keine Besserung der pekuniären Lage möglich waren. Hatte die Regierung einen mittelmäßigen oder sogar einen schlechten Professor ernannt, so mußte ihn die unglückliche Jugend während zehn Generationen geduldig ertragen.

Der Dualismus in Sprache, Erziehung, Lehrmethode und so weiter gereichte den Elsäßern zum größten Schaden: man wird nur stark und vollkommen in der Muttersprache. Wird diese vernachlässigt, so bildet sich der Mensch nur halb heran; es entwickeln sich seine Naturanlagen viel schwerer und langsamer; auch sehen wir seit der Einführung der französischen

Sprache immer weniger bedeutende Männer in unserm näheren Vaterlande erscheinen: auf denselben Lehrstühlen, wo unsere schwachen Lehrkräfte die Jugend entmutigten, saßen einst Koch, Schöpflin, Schweighäuser und andere hervorragende Männer. Unsere Professoren konnten wirklich weder deutsch noch französisch dozieren, es war die Halbbildung mit allen ihren Mängeln. Glücklich diejenigen jungen Leute, die von Haus aus eine gute Aussprache in beiden Sprachen mitbrachten und dieselben vor der Ansteckung eines schlechten Accents zu bewahren wußten: ich glaube, wir hüteten uns, weil wir hörten, wie barbarisch die französische Sprache klingt, wenn sie entstellt wird.

Der Winter vom Jahre 1829, der kälteste und anhaltendste von diesem Jahrhundert, stellte sich frühzeitig in seiner ganzen Strenge ein. Schon den 15. November hatten wir 10 Grad Réaumur, die kleinen Flüsse und die Kanäle froren zu und boten dem Schlittschuhsport die schönsten Gelegenheiten, sich angenehm zu erweisen; doch im Dezember sank das Thermometer auf 28—30 Grad unter den Gefrierpunkt, mit stetem Nordwestwind und ohne Schnee. Da fror auch der Rhein vollständig zu; er ließ die mächtigen Eisschollen an seinem Riesenbart herabhängen und machte ein gar finsteres, drohendes Gesicht. Das ganze Strombett glich einem mächtigen Gletscher; denn die drei Meter dicke Eisfläche war nicht eben, sondern bildete ein verwirrtes Chaos von hin und hergetriebenen, neben und übereinander aufgestaueten Eisblöcken, zwischen welchen man hie und da den Thalweg brausen hörte; aus riesigen Spalten sprudelten grüne Wellen hervor, die aber augenblicklich starr wurden und förmliche Eishügel bildeten. Mitten durch dieses Labyrinth hatte die Straßenverwaltung einen breiten Weg hauen lassen, damit der Verkehr nicht gehemmt würde, da die

Schiffbrücke abgebrochen war; die schwersten Güterzüge zogen in aller Sicherheit während zwei vollen Monaten über den Strom. Wir Studenten machten uns öfter den Spaß, mit unsern gut beschlagenen Pferden im Galopp über den Rhein zu jagen, wohl denkend, daß in zwei Jahrhunderten vielleicht keine solche Brücke mehr dürfte gebaut werden.

Die allzustrenge Kälte verursachte jedoch ältern Leuten, Frauen und Kindern ein desto schmerzlicheres Leiden, als es bis Ende Februar anhaltend fortdauerte.

Die Kollegien wurden während des Monats Januar geschlossen, der Verkehr auf den Straßen beschränkte sich auf die allernotwendigsten Gänge: wer nicht ausgehen mußte, blieb weislich hinter dem Ofen. Nur das heiße Jugendblut konnte dieser Winterstrenge trotzen; wir blieben nicht hinter dem Ofen, sondern härteten uns so ab, daß wir, die Kälte aushaltend, alle unsere Leibesübungen fortsetzten. Die meisten unter uns, die gesund und stark waren, kamen ohne Krankheit durch. Ich war sehr geschützt, denn ich bekam meinen ersten Mantel, auf den ich sehr stolz war, braun mit dunkelrotem Samt gefüttert, ein großer Reitermantel, den ich sehr bequem über die Schulter werfen konnte und der beim Reiten das halbe Pferd noch bedeckte; das war wirklich eine Wohlthat, bei 30 Grad Kälte solch einen Beschirmer zu besitzen, und besonders während des Gottesdienstes, der stets eine Stunde in Anspruch nahm, wußte ich ihn hoch zu schätzen.

Für die Armen wurde in jenem Winter reichlich gespendet und gut gesorgt: Konzerte, Theater-Vorstellungen, Geldsammlungen in jeder Familie brachten hinreichende Summen für Kleidung, Holz und Nahrungsmittel, die täglich in Fülle ausgeteilt wurden, zusammen.

Daß ein so strenger Winter den Studien nicht hinderlich war, versteht sich von selbst, die langen Abende wurden nicht müßig zugebracht.

Die Litteratur trat nun wieder in ihr volles Recht. Chateaubriands Werke, sein Génie du Christianisme und seine Romane: Atala, René, die Natchez wurden schnell verschlungen; die Deklamation nährte sich mit Lamartines und Viktor Hugos Gedichten.

Eine vollkommene Neugestaltung hatte sich in der französischen Litteratur beinahe schon vollzogen. Die Romantik mit ihrer schrankenloseren Sprache und ihren freieren Allüren verdrängte beinahe ganz die alten Klassiker: Racine und Corneille mit dem strengen Alexandriner und der steifen Etikette kamen damals der für die neue Form begeisterten Jugend wie veraltete Theaterproduktionen vor.

Wären nicht der unvergleichliche Talma und die geistvolle schöne Frau Mars noch in guter Kraft auf der französischen Bühne geblieben, so wären die Klassiker in Vergessenheit geraten. Diese beiden Riesentalente begehrten Großartiges, wie Racine und Corneille allein es schaffen konnten, und sie allein waren die richtigen und würdigen Darsteller der gewaltigen Rollen eines Theseus, eines Agamemnon, einer Esther, einer Athalie oder derjenigen des Cids und der Chimene.

Talma und die Mars habe ich noch in ihrer Kraft gehört und bewundert; ihr natürliches und doch so majestätisches Spiel ließ den Eindruck von Steifheit oder Pedanterie nicht aufkommen. Nie mehr wird die Sprache Racines in ihrem vollen Klang und ihrer herrlichen Reinheit gesprochen werden, wie von diesen beiden Virtuosen der tragischen Bühnenkunst: jedes Wort war verständlich, klang natürlich richtig und Blicke

und Bewegungen bildeten für sich schon eine ausdrucksvolle Sprache.

Rachel war groß, aber sie verstand nie wie die Mars mit der dramatischen Kunst die Anmut des Weibes zu verbinden.

Den großen Talma hat kein Schauspieler je erreicht; man versicherte, daß jede Vorstellung ihn so angriff, daß er mehrere Tage leidend war und selbst von sich sagte: jede Tragödie, in der ich erscheine, kostet mich einen Monat meines Lebens.*)

Eigentümlich ist die Erscheinung der französischen Romantik in den dreißiger Jahren; sie bezeichnet einen neuen geistigen Aufschwung nach langem Stillstand und eine neue Lebensfrische nach langer Erschlaffung.

Bei den Deutschen blühte die Romantik im Mittelalter, während die Klassiker in der Neuzeit auftraten: Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg waren Romantiker, — Schiller, Goethe, Lessing, Klopstock, Herder sind Klassiker.

Wir verwechseln hier nicht das Romantische mit der Romantik; diese letztere hatte bei den Franzosen den Zweck,

*) Talma war aber nicht nur ein außerordentliches Genie, er war auch ein würdevoller, guter, braver Mensch. Man erzählte sich damals von ihm folgende charakteristische Anekdote: Er hatte im besten Lebensalter einer schönen, geistreichen und schwärmerischen jungen Person von guter Familie eine heftige Liebe eingeflößt. Das Fräulein schrieb ihm die leidenschaftlichsten Briefe und bat um ein Stelldichein. Talma bequemte sich zu einer Zusammenkunft und erschien als alter, gebeugter Greis vor dem enttäuschten Mädchen, welches ihn nur auf der Bühne gesehen hatte; er stellte sich sogar noch älter und gebrechlicher als er war und erreichte den edlen Zweck einer vollkommenen Ernüchterung bei der schönen Schwärmerin. Den Eltern des Fräuleins vertraute er geheim die kleine Verirrung des Kindes und bat dieselben ihr Kleinod besser zu hüten. (Die Wahrheit dieser Geschichte ist mir von einem Freund Talmas verbürgt worden.)

die alte Form zu sprengen, den Zopf zu begraben und der französischen Dichtungsweise neue, freie Bahnen zu öffnen. Es war im Denken, Dichten und Schaffen wie eine Strömung eingetreten, die alles mit sich fortriß; die Musik, die bildenden Künste verjüngten sich zugleich mit der Poesie; sogar Gartenkunst und Hauseinrichtungen blieben der litterarischen Revolution nicht fremd.

Mit den alten Tragödien verschwanden auch die alten Heldensagen und das alte Singspiel mit seiner Komik und seinen Doppelintriguen. Die sonst so bewunderte Kunst der Maler Gros, Gérard, David mit ihren kalten, schöngemalten, aber theatralisch-konventionellen Helden machten im Vergleich mit Géricaults ergreifenden Bildern (der Untergang der Medusa, heute im Louvre), mit E. Delacroix's wahrhaft leidenschaftlicher, obgleich oft konfuser Malerei keine Wirkung mehr. Aus den Gärten verschwanden die steifen Alleen und die regelrecht beschnittenen Bäume, um dem naturähnlich freien Park Platz zu machen.

Zwei köstliche, zwischen Musset und Nodier ausgetauschte Briefe schließen uns das Geheimnis der neuen Tendenz sehr anmutig auf; beide sind zwar nur scherzhafte Gelegenheitsgedichte, aber sie zeugen von der mutwilligen Freude, die veralteten Geleise zu verlassen und neue, eigene Bahnen zu betreten.

Den Brief Nodiers an Musset teile ich hier mit, wie ich ihn einst mit Jugendlust ins Deutsche übertragen habe.

Deine Odyssea, die frische,
Hab' ich gelesen,
Auch hört' ich von deinen netten,
Lieben Sonetten.

Für dich allein hat die Muse
Nach Herzenslust
Die heitern Lieder und Sänge
Voll süßer Klänge.

Dem schlechten Geschmack zu entgeh'n
Flieht sie zu dir;
Sie nahet verschleiert, bei Nacht,
Leise und sacht.

Mit zarten Akkorden weckt sie
Kosend dich auf,
Und wieder mit Versen rein
Wiegt sie dich ein.

So weilt die Holde, Verliebte
Bei dir, dem Entzückten,
Bis der Morgen graut.
Dann flieht die Braut.

Wenn Aurora's Lächeln
Die Schatten scheucht
Und fort die Elfen zieh'n,
Fleucht sie dahin.

Leicht im Äther schwebend
Sendet sie dir
In Tönen süßer Ruh
Den Abschied zu.

O! flieh' auch du das öde Land
Langweilender Prosa.
Ihre Romane und was sie erwähnen,
Ist ja zum Gähnen.

Fliehe den schwülst'gen Bombast
Der alten Routine,
Meide den langen Redeschwall
Mit leerem Schall.

Fliehe des Metrums steifen Zwang
Unserer Meister,
Die hochberühmt im Reden waren, —
Wie die Barbaren.

Fliehe der Pädagogen Gesetze,
Der rohen, kalten,
Die mit Zirkeln die Schönheit zu messen
Sich vermessen.

Aber komme bei Nacht zu mir,
So wie du bist.
Dann wird den Schlaf mir bezwingen
Dein freies Singen.

Die Antwort Mussets ist so zart und witzig fein und zugleich so natürlich und gemütlich, daß sie nur im Texte zu lesen ist. Ich bitte meine Leser, dieses echt Horazische Muster neuer Romantik ja nicht zu übergehen; meine Übersetzung gebe ich nicht, weil sie dem Original gegenüber zu sehr erbleichen müßte.

In unseren Abendkränzchen wurden selbstverständlich die neuen Dichtungen gelesen, besprochen und deklamiert; auch mußte jeder von uns, der Reihe nach, eine eigene kleine Produktion mitbringen. Allmählich fing auch die Politik an, sich in unsere Dissertationen zu mischen, und dieser Eingeschlichenen wurde sehr bald der erste Rang in den Besprechungen angewiesen.

Unter uns befanden sich zwei Schweizer — natürliche urwüchsige Republikaner — einige Deutsche, Freiheitsschwärmer, ohne jede politische Richtung, — ein Engländer, der nie sprach, aber seine Bewunderung oder sein Entsetzen mit dem ewigen Oh! ausdrückte. Zwei Franzosen bekannten sich zum reinsten Monarchismus von Gottes Gnaden und die Worte „König und Altar" schmückten ihre friedliebenden Reden; die

Elsäßer teilten sich in konservative und in extreme Liberale; unser Schwede endlich, ein wahrer Friedensrichter unserer Kontroversen, war stets der Meinung des letzten, der gesprochen hatte.

An Anregung fehlte es diesen kleinen Vereinen nicht, und unter dem haarsträubendsten Unsinn, der oft vorgetragen wurde, kam doch von Zeit zu Zeit manch heller Lichtstreif in die Unterredungen.

Die Jugend, empfänglich für alle Leidenschaft erregenden Neuerungen, ist in politischen Dingen nur das Echo ihrer unmittelbaren Umgebungen und der Zeitungen, die gelesen werden.

Keine Partei war zufrieden mit den laufenden Begebenheiten; in den stürmischen Verhandlungen kam es oft zu hartem Streit, und die beredtesten Worte dienten nur dazu, die Gegner in ihren Überzeugungen zu bekräftigen.

Die Zeitgeschichte prägte diesen kleinen Debatten ihren eigenen Stempel auf; es brauste wie ein Sturm der Revolution, die sich in Frankreich vorbereite, durch unsere Reden. Ganz ergötzlich war es, in dem einen oder dem andern, den oder jenen Redner der französischen Kammer in Miniatur zu erkennen; denn die meisten unter uns ahmten, um originell zu scheinen, irgend ein Vorbild nach.

Mein Steckenpferd war die brennende Frage der Preßfreiheit, die in jenen Tagen die französische politische Welt aus ihren Angeln zu heben drohte. Daß ich mir einbildete, ein kleiner Mirabeau zu sein, wird man mir heute wohl schwerlich glauben, aber dennoch war es wirklich so; mein ganzes Mißvergnügen an der bourbonischen Wirtschaft drängte mich ungestüm zum Volkstribunen, und wie lächerlich auch meine Liliput-Demagogengestalt den Kommilitonen oft vorkam, so nahm

ich doch meine Rolle ernst auf und führte sie in allen Versammlungen konsequent durch. Eine Ironie der Lehrjahre! denn später sollte ich an mir selbst erfahren, wie eine ungebundene Presse zerreißt; ich mußte mit ihr in stetem Kampfe leben.

So unbedeutend diese Redeübungen auch scheinen mögen, so waren sie dennoch für viele unter uns von der größten Wichtigkeit; man durfte in Form und Inhalt nicht mittelmäßig bleiben, denn die beißendste Spötterei brachte den Redner sogleich zum beschämendsten Schweigen. Ich erinnere mich lebhaft noch jeder Niederlage, die mich bei gewagten, unvorbereiteten Reden traf, und unter allen meinen Jugendarbeiten waren die Vorbereitungen auf jene Sprechabende die alleranstrengendsten und fieberhaft aufregendsten.

Eine gewisse Erweckung der Redegabe, ein bischen Schlagfertigkeit der Rede und eine ungeheure Dosis Keckheit waren jedenfalls die unreifen Früchte dieser nützlichen Turniere. Als ich wenige Jahre später im Staatsdienst oft gezwungen ward, öffentlich das Wort zu ergreifen, war ich nicht ganz ohne Vorbereitung; die natürliche Schüchternheit, die jeder Neuling im Sprechen empfindet und die gar oft alle Fähigkeiten lähmt, war wenigstens glücklich überwunden.

Im Mai desselben Jahres sah ich meine Eltern in Bläsheim wieder; sie hatten mit meinen Schwestern den Winter in Mannheim zugebracht. In jener Zeit war daselbst noch eine hübsche, auserlesene Gesellschaft von alten Familien des Elsaßes und des badischen Landes in glücklichen Verhältnissen vereinigt; man lebte dort im Winter in geselligem Verkehr mit Freunden, Verwandten und Standesgenossen. Auch der kleine Hof der liebenswürdigen und herzensguten Großherzogin Ste-

phanie von Baden war ein Anziehungspunkt und ein Mittelpunkt des geselligen Lebens.

Großherzogin Stephanie, geborene Beauharnais, Cousine Ludwig Napoleons, war eine ausgezeichnete, schöne und tugendhafte Frau; sie verlor frühzeitig ihren Gemahl, dem sie in treuer Liebe ergeben war, und ihr einziges Kind, das den badischen Thron besteigen sollte, jedoch in der Wiege dahingerafft wurde.

Diese liebenswürdige und allgemein beliebte Fürstin war meiner Mutter eine hohe Gönnerin und für uns alle die wohlwollendste und freundlichste Beschützerin; ich werde später Gelegenheit haben zu erzählen, wie treu und aufrichtig sich ihre Gewogenheit für mich persönlich durch alle Verhältnisse unverändert bewährt hat.

In dem freundlich blühenden Bläsheim fand ich mein zweites Paradies mit desto größerer Freude wieder, als ich nach langer Trennung von den Meinigen in herrlichen Frühlingstagen das volle Glück des Familienlebens wieder genießen durfte. Unvergeßliche Tage des Beisammenseins innig vertrauter Seelen, wie flüchtig mußtet ihr vorübereilen! aber wie ewig reizend, wohlthuend bleibt euer Andenken bis ins späteste Alter zurück!

Das war ein Ausfragen, Lauschen und Forschen von Seiten der guten Eltern. Der in der elsäßischen Heimat zurückgelassene, von allen den rauschenden Vergnügungen und Festlichkeiten einer kleinen Residenz ausgeschlossene Sohn schien ihnen nach sechs Monden ein erwachsener Jüngling geworden zu sein. Meine gute Mutter sagte wiederholt: aber Ferdel, was ist mit dir vorgegangen? Sprache, Benehmen, Gesichtszüge, alles ist gealtert; nichts bleibt vom alten Wildfang

zurück; doch siehst du gut aus: Gottlob, du hast keinen Kummer!

Mein Vater lachte mit meinen Schwestern ob der leidenschaftlichen Besorgnis der besten der Mütter und meinte: am Ende hältst du ihn für einen verwunschenen Prinzen, der in Schwärmerei verfallen ist; laß ihn nur erst auftauen, du wirst ihn bald wiederfinden, wie er vor sechs Monaten war.

Die zarte Seele der Mutter hatte scharfe Blicke in die meinige geworfen.

Es war wirklich der erste Liebesschauer über mein zu empfängliches Herz gezogen, oder vielmehr die erste Ahnung eines weiblichen Engels mit tiefblauen Augen hatte mich stiller und ernster gestimmt und vielleicht meinem äußeren Erscheinen jene eigentümliche Zurückhaltung verliehen, welche den ungenießbaren Tölpel auf immer verscheucht. Ja, es waren zwei dunkle, liebe Augen, die mir hundertmal gesagt hatten: „ich bin dir gut", Augen, denen die meinigen dieselbe Sprache mit beredten Strahlen zurückgaben, und die plötzlich verschwanden, ohne daß ich ihre Spur wieder hätte entdecken können.

Wer der Engel gewesen, habe ich erst später erfahren, als der Verlust verschmerzt war und eine andere, ernstere Liebe das schwache Herz ganz eingenommen hatte.

Im Anfang des vorigen Kapitels sagte ich, das Jahr 1830 würde für mich ein sehr bedeutendes werden, ein Wendepunkt in meinem Leben. Die erwähnten blauen Augen und die Julirevolution hatten, wenn nicht gleichen, doch entschiedenen Anteil an dieser Umwandlung.*)

*) Zum Aufschluß des kleinen Liebesrätsels, das ich meinen Lesern aufgebe, darf ich nichts Weiteres beifügen, weil der Engel, von dem die Rede ist, und den ich nie wieder sah, noch unter den Lebenden weilt; jedoch

Die Arbeit zerstreute mich; mehr denn je beschäftigte mich die Politik. Mein Vater neckte mich mit meinem Freiheitsschwindel, polemisierte freundlich mit mir, die Leidenschaft mäßigend und sich bestrebend, den konstitutionellen Parlamentarismus, für den ich schwärmte, vor meinem gesunden Verstande lächerlich zu machen.

---

erlaube ich mir ein Gedicht jener Zeit hier beizufügen, weil es am besten die Stimmung schildert, in welcher ich damals war, da meine liebe Mutter mich durchblickt hatte:

Als ich zum erstenmal dich wonnig schaut',
War mir, als seh' ich lockend vor mir schweben
Die erste Lichtgestalt in meinem Leben,
Und als dein Blick mich traf, so lieb und traut,
Flog hin zu dir mein ganzes Sein und Streben.

Und jedesmal, wenn wir uns wieder sah'n,
Von ferne nur — dich hielten enge Schranken —,
Durft' ich für neue Huld dir schweigend danken,
Und selig zog ich hin im Liebeswahn,
Dich fest umschlungen haltend in Gedanken.

Du warst bei Tag mein Denken, Fühlen, Hoffen,
Mein süßes Träumen in der stillen Nacht;
Aus deinen Augen mir der Himmel lacht'
Und glückverheißend strahlte vor mir offen
Die Bahn, gefeiet vor des Schicksals Macht.

Doch einst, o Schmerz! warst plötzlich du verschwunden;
Gar lang schweift' ich wie ein Betrunk'ner hin,
Und forscht' und harrte da, mit trübem Sinn,
Wo sonst ich dich so fröhlich aufgefunden;
Die große Stadt mir eine Wüste schien,
Weil ihr ein Kleinod, einzig lieb, entschwunden.

So bist du, erstes Ideal, zerronnen?
Nichts bleibt mir von dir, Liebe, als der Schmerz!
Doch hat der Jüngling viel dabei gewonnen:
Er fühlt in seiner Brust des Mannes Herz;
Das Schicksal darf sich kühnlich an ihn wagen,
Er weiß: er kann die härt'sten Schläge tragen.

Nichts war für Vater und Sohn anziehender, für mich belehrender, als diese Unterhaltungen, die stets im freundlichsten und von meines Vaters Seite in humoristischem Tone geführt wurden; ich war bald sein kleiner Robespierre, bald sein Danton, Barnave oder Camille Desmoulins, je nachdem ich mich mehr oder weniger leidenschaftlich oder exzentrisch ausgesprochen hatte. Für meine Mutter und bei den Schwestern war ich der ausgeprägte Girondin, weil das Schicksal und die Ideen dieser Partei mich begeisterten.

Als ich nach Straßburg zurückgekommen, befiel mich wieder eine unerträgliche, trübe Stimmung; meine Freunde, die von meinem Kummer etwas, doch nicht das Richtige wußten, plagten mich, die Einen mit neckischen Anspielungen auf trostlose Liebe, die Andern, noch unausstehlicher, mit unbescheidener Teilnahme. Dadurch gereizt und mehr und mehr verstimmt, vermied ich, so viel ich konnte, den Verkehr mit allen Gleichgültigen; die Aufrichtigen, wahrhaft Treuen, die zu mir hielten, erzählten mir jedoch täglich, was über mich geplaudert wurde.

Im nächsten Abendkränzchen, dem ich nicht beiwohnte, kam es zu lebhaften Auseinandersetzungen über meine Herzensangelegenheit. Die Folge dieser Klatschereien war ein Streit zwischen mir und einem Aarauer Studio, der mit einem Duell endete, in welchem mein Gegner eine nicht unbedeutende Wunde am rechten Oberarm davontrug. Sekundanten und Gegner bekannten, daß ich der Beleidigte und provozierte Teil war und alles aufgeboten hatte, um den im Degenduell höchst ungeschickten Gegner, der die Waffe selbst gewählt, nicht tödlich zu treffen.

Dieses kleine Intermezzo zog mir übrigens keinen weitern Nachteil zu; meine Eltern und Verwandten jammerten zwar

über den bedauerlichen Leichtsinn, allein in wenig Wochen war die leidige Geschichte schon vergessen, umsomehr, da jetzt alle Aufmerksamkeit auf die politische Lage Frankreichs gerichtet war.

Ohne die Prätension zu haben, die Geschichte jener Zeit zu schreiben, wozu ich weder die nötige Autorität noch das Talent besitze, muß ich doch in aller Kürze die Umstände erwähnen, in welchen wir damals lebten, und welche uns in wenigen Tagen durch eine Revolution in eine ganz neue Zeit versetzen sollten.

Um jedoch die Lage der damaligen Epoche anschaulich zu machen, ist es nötig, einen Blick in die letzte Vergangenheit zu werfen.

Schon in den ersten Monden des Jahres 1830 fühlte man in allen Provinzen und bis an die Grenzen des Reichs, daß die politischen Unruhen in Paris und in andern großen Städten einen Sturm herbeiführen mußten, aber niemand dachte sich, daß wir so nahe an einer Katastrophe standen, die eine achthundertjährige Tradition auf immer vernichten würde.

Der Zwiespalt, der schon so lange zwischen dem Königtum und dem Parlamente einen Abgrund gewühlt hatte, mußte endlich einen Kampf herbeiführen, der nur durch die Niederlage des einen oder des andern seinen Abschluß finden konnte.

Das Volk verhielt sich zwar in der Provinz im allgemeinen passiv und gleichgültig, die geheimen Gesellschaften der Karbonari hingegen gaben zu Verschwörungen und Aufständen, welchen sogar Männer wie Lafayette nicht fremd waren, Anlaß; allein diese frechen Handstreiche scheiterten alle und ihre Anstifter wurden teils hingerichtet, teils verhaftet. Die dirigierende Klasse, die sogenannte Bourgeosie, die in der Depu-

tiertenkammer die Majorität hatte, bekämpfte nicht bloß die Minister, sondern den Thron der Bourbonen, der, von den fremden Mächten wieder aufgerichtet, dieser, alles zu ihrem Vorteil dominieren wollenden und keck gewordenen Fraktion die Regierung des Landes streitig machen wollte.

Ludwig XVIII., um für sich selbst Ruhe und Frieden zu erhalten, hatte die Vorrechte und die notwendige Gewalt der Krone, ohne ein Gegengewicht in der Pairskammer zu bilden*), dem Parlamente nach und nach vollkommen preisgegeben; ein neues, unglückliches Wahlgesetz hatte der Opposition die Mehrheit gesichert. Wehrlos traf Karl X. bei seiner Thronbesteigung die Monarchie an; ohnmächtig waren die letzten Zugeständnisse der beiden aufeinanderfolgenden Ministerien Villèle und Martignac gegen den immer wachsenden Sturm der gehässigen Opposition und ihrer gewaltigen Presse.

Villèle hatte schon alle Mittel der beredtesten Sprache, alle Schonung und Mäßigung in den Unterhandlungen mit der dominierenden Klasse erschöpft; er löste die Kammer auf und das neue Parlament stürzte ihn. Der Graf Martignac trat also eine trostlose Erbschaft an. Der König hatte seinen neuen Ministern gesagt: Herrn von Villèles System ist das meinige — und die Kammer bezeichnete dieses System in ihrer Adresse an den König als ein beklagenswertes.

Nachdem Martignac zur Zufriedenheit des Landes mit vieler Mäßigung regiert und alles aufgeboten hatte, um den wankenden Thron mit der herrschenden Klasse zu versöhnen, konnte er doch nach diesem offenen Bruch nicht weitere Kon-

*) Die Pairskammer, dieselbe, die Ney und andere Unglückliche zum Tode verurteilt hatte, war aus unfähigen Hofleuten und alten, schwachen Menschen ohne Gewicht und Wert zusammengesetzt.

zessionen machen und den König preisgeben; er zog sich zurück und Prinz Polignac wurde Minister.

Es muß Karl X. als ein großer Fehler angerechnet werden, das Ministerium Martignac, welches populär war, so schnell haben fallen zu lassen; er hätte damals dem Parlamentarismus fest entgegentreten können, wenn er mit Energie und Machtentfaltung zu Werke gegangen wäre. Die Bourgeoisie hätte es nie auf einen Kampf in den Straßen ankommen lassen, wenn man sich militärisch gerüstet hätte.

Den 2. März 1830, bei Eröffnung der beiden Kammern, richtete Karl X. folgende feierliche Worte an die Versammlung:

Pairs von Frankreich, Deputierte der Departements! Ich zweifle nicht an Ihrer Mitwirkung zu dem, was ich zum Heil des Landes thun will. Sie werden mit Verachtung die verräterischen Insinuationen von sich weisen, welche übelwollende Menschen zu verbreiten suchen. Wenn strafbare Umtriebe meiner Regierung Hindernisse in den Weg stellen sollten, welche ich nicht vorher sehen darf noch will, so würde ich die Kraft, sie zu überwinden in meiner Entschlossenheit, den öffentlichen Frieden aufrecht zu erhalten, im engen Vertrauen der Franzosen und in der Liebe finden, welche sie jederzeit für ihren König an den Tag gelegt haben.

Die Adresse mit einer Mehrheit von 221 Stimmen antwortete:

Die Charte (Verfassung von 1814) hat die fortwährende Übereinstimmung der politischen Absichten Ihrer Regierung mit den Wünschen Ihres Volkes zur unumgänglichen Bedingung des regelmäßigen Ganges der öffentlichen Angelegenheiten gemacht. Sire, unsere Loyalität, unsere Ergebenheit

zwingen uns, Ihnen zu sagen, daß diese Übereinstimmung nicht stattfindet. —

Nach dieser schroffen Erklärung wurde die Kammer wieder aufgelöst: sie sollte sich nur durch Barrikaden hindurch und in der unbegreiflichsten Verwirrung, die je die Geschichte großer Volksmassen aufzuweisen hat, wieder versammeln. Oder, sagen wir es aufrichtig und wahr, sie sollte von einer unzurechnungsfähigen, bethörten Menge, in Lumpen gehüllt, mit blutenden Händen und verzweifelten Gemütern aufs neue auf die Bühne gehoben werden.

Was hat der arme, verstümmelte Barrikadenheld, der nicht liest und nicht schreibt, was die Tausende von Witwen und Waisen von der Schreibefreiheit zu erwarten? Und doch war dieser eitle Vorwand der große Hebel, den die dirigierende Partei ansetzte, um den Thron und die ganze Gesellschaft zu erschüttern und Frankreich auf ein Jahrhundert hinaus in eine Brutstätte der revolutionären Exzesse, bedrohlich für Europa, umzuwandeln.

Die ganze Geschichte der Julirevolution hat der französische Bon sens in zwei Worte gefaßt: vas t'en de là que je m'y mette! Die Bourbonen sollten mit allem, was sie stützte, hinweg und die Bourgeoisie, die lange schon mit dem Herzog von Orleans unterhandelt hatte, endlich unter einem Bürgerkönig zur ersehnten Herrschaft ungeteilt und unbestritten gelangen.

Wie der revolutionäre Handstreich ausgeführt worden ist, weiß jetzt die unparteiische Geschichte, und was wir jungen Leute in jener Zeit nicht wußten, ist weltbekannt und wird von den ehrlichen Republikanern selbst gestanden und geschrieben.

Man erlaube mir, hier eine bedeutende Seite des geschicht-

lichen Werkes von Louis Blanc (Geschichte der zehn Jahre 1830 bis 1840) anzuführen:

„Man war zur Eroberung der Preßfreiheit geschritten — geschah dies für das Volk, das nicht schreibt? Die dirigierende Klasse hatte sich um das Wahlrecht (mit einem Zensus von 120 Frcs.) bekämpft — geschah das für das Volk, das von der Hand in den Mund lebt? Auf dieser Tribüne, auf der sich die Fraktionen so lange heiser geschrieen, hatten sich da Stimmen vernehmen lassen, die je begehrt hätten, daß der Lohn des armen Mannes verbessert, oder seine Lasten gemildert würden?*) Hatte man bei diesen finanziellen Diskussionen, worin der Parteihaß so reichliche Nahrung fand, je auf eine gründliche Abänderung der unbilligen, ungleichen Verteilung der Abgaben gedrungen? Wie! man war am Vorabende einer großen Krisis nach fünfzehnjährigen Kämpfen, die im Namen der Gerechtigkeit, des Vaterlandes, der Freiheit geliefert wurden, und das in diese Krisis hineingestürzte Volk sollte aus derselben nur hervorgehen, um in der Rekrutierung, der Konskription und in den indirekten Auflagen das willkürliche Besteuerungsrecht des alten Regiments, d. h. um die ewig drückende Last wieder zu finden. Während dieser langen Periode trug der Liberalismus oft unselige Siege davon. Das Prinzip der Autorität wurde mit maßlosem Eifer angegriffen — es unterlag. Die öffentliche Gewalt, in zwei in beständigem Vernichtungskampfe begriffene Kräfte geteilt, verlor durch ihre Veränderlichkeit ihre Rechte auf die Achtung aller; unfähig, die Gesellschaft zu lenken, weil sie in ihrem

*) Glauben wir bei diesen Worten nicht die Stimme Bismarcks zu vernehmen, wenn er gegen eine ebenfalls anmaßende, herrschsüchtige Partei sein Armenversicherungs-Gesetz und sein Steuersystem verteidigt?

eigenen Busen Kampf und Anarchie trug, so daß sie selbst das eigene Dasein kaum zu fristen vermochte, gewöhnte sie die Gemüter an die Herrschaft der Frechheit. Die Nation wurde fast immer mit Gewalt bezwungen, nie geleitet. Was entstand hieraus? — Das Gefühl der hierarchischen Autorität erlosch; der Kultus der Tradition verschwand. Um zu den Priestern zu gelangen, deren Tyrannei unerträglich geworden war, schritt man über die Religion selbst hinweg und trat sie mit Füßen. Der Protestantismus wurde der Grund der Ideen und Sitten. Viele übertrieben ihn; es gab einen Augenblick, wo das achtzehnte Jahrhundert ganz im neunzehnten wieder aufzuleben schien, und der Sarkasmus, der bisher zu den Königen heraufgestiegen war, verstieg sich bis zu Gott." *)

Das sind doch bemerkenswerte Geständnisse eines ausgesprochenen und bewährten Republikaners; wie treffend schildert er die Ursachen der allmählichen Zersetzung im französischen Staatskörper! Klar wird uns nach solchen Erläuterungen, daß Frankreich nur noch kosakisch oder republikanisch zu regieren ist.

Die Minister Prinz Polignac, von Chantelauze, von Peyronnet, Capelle, Graf Guernon Ranville, und von Haussez (Marine) waren die Unterzeichner der berühmten Ordonnanzen,

---

*) L. Blanc verwechselt hier, wie die meisten Franzosen es mit Vorliebe thun, den Protestantismus mit dem Voltairianischen Atheismus: der wahre Protestantismus leugnet nie die göttliche Wahrheit, sondern bekämpft nur den Mißbrauch der geistlichen Gewalt und die Fälschung des göttlichen Wortes durch Aberglauben. Die Protestanten Frankreichs waren übrigens in allen Zeiten streng monarchisch gesinnt und dem Königtum trotz ihrer grausamen Geschichte ergeben. Ihre Treue wurde aber mit den Dragonaden und mit der Bartholomäus-Nacht belohnt.

welche, auf den Artikel 14 der Charte gestützt, die Verfassung umändern und die Preßfreiheit beschränken sollten.*)

Der Artikel 14 der Charte gab dem Könige das Recht, in dringenden Fällen und wenn es die öffentliche Wohlfahrt erheischte, durch k. Ordonnanzen die Lücken der Verfassung auszufüllen.

Von dem gefährlichen Grundsatz, der im Jahr 1793 die Guillotine als einziges Rettungsmittel der Gesellschaft eingeführt hatte, machte man Gebrauch.

Auf die Ordonnanzen folgte eine ungeheure Aufregung in der Hauptstadt, dann Barrikaden und Flintenschüsse, und zugleich die Protestation der Deputierten, die sich im Anfang bei H. Laffitte versammelt hatten. Drei Tage lang währte das immer ernster werdende Raufen in den Straßen. Vom 27. bis 29. Juli kämpfte das Volk und trieb die 7400 unglücklichen Soldaten, die statt der 30000, die Polignac vorgegeben hatte, in Paris versammelt waren, von einer Niederlage zur andern, bis sie endlich, den unnötigen Kampf aufgebend, mit dem Volke fraternisierten.

Es ist bestätigt worden: daß nur die Plan- und Ratlosigkeit der Minister und die Schwäche des Königs die vollkommene Unterdrückung des Aufstandes in den zwei ersten Tagen verhindert hatten.

Nichts war vorausgesehen worden: zu wenig Truppen, diese nicht mit Munition und Proviant versorgt, keine energische Führung und kein Plan in der Verteidigung. Man griff wieder zum Hilfsmittel der Konzessionen, zur Zurücknahme der Ordonnanzen; aber nur mit Hohn und Gewehrfeuer wurde

*) Marschall Bourmon, Kriegsminister, war in Algerien und Polignac versah interimistisch sein Ministerium.

geantwortet. Endlich kam die Abdankung des Königs zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux, Henri V., worauf die 221 Deputierten den König absetzten, die Minister in Anklage stellten und kurz darauf die Krone dem Herzog von Orleans, dem Sohne des Philipp Egalité, der für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatte, anboten.

Dies ist in wenigen Worten die wahre Geschichte der allerverrücktesten der Revolutionen, welche die zweite Schuld trägt, daß ein so schönes, reiches Land mit einer empfindsamen, geistreichen, aber leichtsinnigen Bevölkerung vom ersten Range der Nationen auf eine so niedrige Stufe gebracht wurde.

Das hat die Zeit und die nüchterne Beurteilung nach langen Erfahrungen klar legen müssen; beinahe alle Zeitgenossen aber haben dies nicht erkannt, die meisten glaubten an ein besseres Zeitalter, und die Jugend war sicher, das goldene nur ergreifen zu dürfen.

Wir, die jugendlichen Zeitgenossen jener verhängnisvollen Tage, wir sahen nichts als Heroismus, spontane Befreiung durch die begeisterte Kraft und den Heldenmut des edelsten der Völker. Wie bewunderten wir alle Barrikadenkämpfer, wie jauchzten unsere Herzen Lafayette, Laffitte, Béranger, Manuel, Foy, Arago und allen andern entgegen, welche durch ihre Reden das Volk zum Kampf getrieben, sich aber wohl gehütet hatten, auf den Barrikaden zu erscheinen. Ludwig Philipp selbst, der alte Schüler Macchiavellis, schien uns ein Held, ein Mann von antiker Tugend und bewährtem Liberalismus. Mit Lafayette mußten wir annehmen, weil es der alte Held vom weißen Roß herabgerufen hatte: Louis Philippe est la meilleure des républiques.

Dem alten scheidenden Könige aber sahen wir mit uner-

hörter und ungestümer Neuerungslust nach, hatten kein Mitgefühl für das grausame Geschick, das den alten, glorreichen Thron des Hauses Bourbon kläglich gestürzt hatte, keine Sorge für die nächste Zukunft, als die feurige Begierde, dasjenige aufrecht zu erhalten und zu unterstützen, was ein berauschtes Volk, geführt und gestachelt von einigen ehrlich schwärmenden Freidenkern, von etlichen stoischen Freiheitshelden und von einer Menge interessierter Intriganten, mit seinem Blute erringen mußte.

Den 5. Juli hatte das sterbende Königtum noch einen glänzenden Sieg über das seeräuberische Algier feiern dürfen; sogar dieser letzte große Akt der fallenden Macht wurde, obgleich mit Jubel für die grande gloire der Nation, aber dennoch mit unverkennbarer Geringschätzung des Verdienstes der Regierung an diesem energischen Unternehmen und an seinem ebenso geschickt vorbereiteten, als tapfer errungenen Erfolge aufgenommen.

Man vergaß in wenigen Wochen, daß die weiße Fahne Algier genommen hatte und pflanzte die Trikolore auf der Kasbah von Algier wie auf dem Invalidendome auf.

Wenn ich an die berauschte Stimmung zurückdenke, in welche uns die Julirevolution versetzt hatte, und welche noch während der ersten Jahre der Regierung Louis Philipps fortdauerte, so frage ich mich heute wehmütig: was nützt es denn der Jugend, Geschichte gelernt zu haben, wenn sie in drei Tagen acht Jahrhunderte so vollkommen vergessen kann? Was waren für uns noch die glorreichen Könige St. Louis, Franz I., Ludwig XIV., Heinrich IV., was der fromme Märtyrer des Königtums, Ludwig XVI., was die Siege, die Thaten und

die Drangsale Frankreichs im Vergleich mit der bethörenden Gegenwart?*)

Doch es liegt vielleicht eine nicht unwerte Wohlthat in diesem an sich so grausamen Vergessen. Woher nähme die Jugend ihre Thatkraft, wenn sie, in dem Beginn ihrer Laufbahn durch die zu lebhaften Erscheinungen der Vergangenheit zaghaft gemacht, die Eindrücke der Gegenwart von sich weisen wollte? Haben doch die bedeutendsten Regenten und Staatsmänner selbst über den Andrang des Augenblicks meist die Lehren der Geschichte mißachtet.

Wir jungen Elsäßer, mit Ausnahme weniger Legitimisten, warfen uns ohne Bedenken und mit festem Entschluß in die Bewegung, die damals alles mit sich fortriß; wir griffen zu dem Gewehre, das uns die Wiederherstellung der National-

*) Mein lieber Vater, der so viele politische Stürme erlebt und diesen, welcher der letzte für ihn sein sollte, vorausgesehen hatte, teilte natürlich meinen Eifer in keiner Weise; er vermied die Unterredungen anfangs mit mir und begnügte sich, seinem Kummer über den Sturz der Bourbonen dadurch Luft zu machen, daß er ihre persönlichen Tugenden und die Ehrwürdigkeit ihres alten Hauses hervorhob. „Karl X., den ich persönlich kenne," sagte er, „ist ein durch und durch ehrlicher und ritterlich treuer Mann; ebenso mild als mutig, vereinigt er in sich die Grazie des vollkommenen Edelmannes mit der schlichten Biederkeit eines braven Bürgers. Der Aufgabe, die ihm das Schicksal beschied, war er nicht gewachsen; zu milde, um Gewalt anwenden zu wollen, sah er nicht voraus, daß sein Volk gegen ihn kämpfen würde, und rüstete nichts zur Verteidigung des Thrones. Es fehlte ihm, was allen Herrschern notwendig ist: die strenge Unerbittlichkeit, wenn es gilt dasjenige durchzusetzen, was man für notwendig hält zum Besten des Volkes. Unentschlossen mußte ihn die Katastrophe finden, weil er gegen sie wehrlos dastand. Wie Ludwig XVI. ist er ein Opfer geworden, und diese königlichen Opfer sind Märtyrer ihrer Lage." Ich ehrte die Gesinnungen meines Vaters dadurch, daß ich ihm ohne Widerspruch geduldig zuhörte und meine Gesinnungen weniger leidenschaftlich mitteilte. Wie in einem Trauerhause mußte ich mich zusammennehmen, um das Vaterherz nicht zu verletzen.

garde in die Hand drückte. Bald glich Straßburg einer belagerten Stadt.

Man sah keinen Bürger mehr, lauter Soldaten. Die Hörsäle blieben leer, unsere Professoren sah man in der Uniform in die Akademie schreiten, um vor leeren Bänken den Talar überzuwerfen und dann, gerührt über die patriotische Hingebung der Schüler, den Rückzug nach ihrer Wohnung antreten.

Der Nationalgarde wurden alle inneren Posten in der Stadt, die Bewachung der Gefängnisse und der Thore anvertraut. Jeden Tag wurde instruiert, exerziert, und des Nachts beständig in den Straßen patrouilliert; unnütze Vorsorge! denn es regte sich kein innerer, es drohte kein äußerer Feind. Die Behörden begünstigten den Enthusiasmus der Jugend und die Generale verschmähten es nicht, den Exerzitien beizuwohnen und die Posten zu besuchen.

Die neue Regierung wollte den fremden Mächten durch ein großartiges Entfalten der öffentlichen Gewalt und durch das Schauspiel des Volkes unter den Waffen einen ernsten Wink geben gegen etwaige Gelüste, sich in Frankreichs Angelegenheiten zu mischen. Die Zögerung der größeren Mächte, das Bürgerkönigtum anzuerkennen, die Gärung in Holland wegen Belgien, vielleicht auch die Wichtigkeit für Louis Philipp, die innere Ruhe durch das Volk selbst aufrecht zu erhalten, das alles bewog die Regierung, das Soldatenspiel der Nationalgarde überall zur Schau tragen zu lassen.

Straßburg als Grenzfestung (clé de la France, wie man es nannte) mußte besonders dazu dienen, dieses Schauspiel des armierten Friedens recht auffallend darzustellen. Dem alten General Baron Brayer, der, selbst ein ehrwürdiger alter El-

säßer, aus der Verbannung von Amerika, wo er die fünfzehn Jahre der Restauration zugebracht, zurückgekommen war, hatte man das Elsaß als Militärgouverneur gegeben. Keine bessere Wahl konnte man treffen, denn Baron Brayer war ein ebenso ruhmvoller Soldat als ehrenhafter Charakter. Mit jugendlichem Feuer und mit Wohlwollen nahm er sich der Gründung und Ausbildung einer Elsäßischen Legion der Nationalgarde an. Es sollte dieses Korps nicht in jeder Stadt eine lokale Bürgerwehr bilden, sondern eine kleine, einheitliche Armee, welcher man die kleineren Festungen und die innere Ruhe und Ordnung des Landes anvertrauen konnte.

Auf dem Lande ließ der General die besten, wohlhabendsten Bürger armieren und gab ihnen eine ganz praktische und wohlfeile Uniform; diese bestand aus blauen weiten Zwilchhosen, einer Blouse gleicher Farbe mit rot-weißen Aufschlägen und einem ledernen kleinen Käppi.

In den Gemeinden, die gute Pferde hatten, wurde Kavallerie unter dem Namen Guides gebildet; diese armierte Brayer mit Säbel und Lanze und kleidete sie ebenso einfach als zweckmäßig. Sie trugen blaue enge Hosen in den Stiefeln, einen kurzen Waffenrock mit Aufschlägen und einen Ulanentschako mit roten Roßschweif. Auf 125 Mann kam ein Rittmeister, vier Lieutenants und acht Wachtmeister. Jede Gemeinde schlug ihre Offiziere vor, die von der Regierung bestätigt wurden.

Ein Instruktor aus der Linie oder, wenn er sich vorfand, ein alter pensionierter Wachtmeister oder Unteroffizier wurde jeder Abteilung beigegeben. Die Kavallerieoffiziere mußten wöchentlich einen Tag Instruktion in der Haupt- oder Bezirksstadt bei einem eigens dazu ernannten Offiziere erhalten.

So kam auch meine kleine höchst jugendlich scheinende

Figur, zum Rittmeister einer Schwadron ernannt und von der oberen Behörde bestätigt, in eine Ulanenuniform, und bekam statt des schweren Gewehres einen schmucken leichten Säbel in die Hand; ein gutes Pferd gab der Papa.

Nun ging es an ein Exerzieren und Paradieren, das kein Ende nehmen wollte. Die jungen Bauernburschen nahmen das Soldatenspiel recht freudig und ernsthaft auf und ließen sich mit mir, ihrem alten Gespielen auf den Weidewiesen, willig von einem alten Kaiserhusaren instruieren.

Wir brachten es so weit, daß wir anständig im Schritt und im Trab uns formieren, abbrechen und bei Paraden leidlich in Zügen defilieren konnten.

Dieses an sich harmlose kriegerische Treiben dauerte ein ganzes Jahr, hatte aber den großen Nachteil, die Bevölkerung in ihren nötigen Beschäftigungen zu stören, viel Geld und Zeit dabei vergeuden zu lassen und die Jugend in eine flotte Laune zu versetzen, welche den ernsten Arbeiten nichts weniger als günstig war. Ich für meinen Teil amüsierte mich köstlich bei der dummen Geschichte, spielte den kleinen Säbelmann mit ernster Miene und ergötzlichem Eifer. Die kleine Ulanenschwadron, die ich zu führen hatte, zerstreute auch meinen lieben Vater, der als leidenschaftlicher Reiter und Pferdeliebhaber oft unsern Übungen beiwohnte. Er betrachtete die Nationalgarde, wie sie zusammengesetzt war, als eine Bürgschaft für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und vergaß darüber ihre politische Bedeutung.

Drei Dorfschaften hatten sich vereinigt, die Eskadron zu bilden, und jeden Sonntag Nachmittag wurde in einem oder dem andern Dorfe exerziert; am Morgen sah man die jungen Bursche in ihren Uniformen dem Gottesdienste beiwohnen und

abends freute sich das Landvolk an dem Schauspiel der kleinen Manöver auf einer Wiese in der nächsten Nähe.

Im Juli 1831 kam der König Louis Philipp mit zweien seiner Söhne, den Herzogen von Orleans und Nemours, nach Straßburg.

Der Einzug in die Stadt im Vergleich mit jenem, den Karl X. einige Jahre früher gehalten hatte und von dem ich schon gesprochen, war nichts weniger als feierlich. Die kleine Suite und die hohen Herrschaften fuhren mit Postpferden in einfachen Reisewagen durch die Stadt und stiegen im Hotel zur Stadt Paris ab, wo der König drei Tage logierte und daselbst die Behörden und Militärchargen empfing; als Offizier durfte ich mich dem Stabe des Generals anschließen und wohnte so den ersten Vorstellungen bei. Der König, der die Uniform eines Generals der Nationalgarde trug, sah sehr rüstig und wohlgemut aus. Das lange Oval des Kopfes, oben spitz und unten durch einen Vollbart noch breiter geformt als es wirklich war, hatte das komische Ansehen einer Birne; es fiel mir dies sogleich auf, weil die Pariser ihm schon den Spitznamen „Philippe la poire“ gegeben hatten. Die Physiognomie war derb, massiv, das Kolorit des Gesichtes stark gerötet, der Ausdruck hart und sehr gewöhnlich; im Blick ließ sich Verschmitztheit, mit Bonhommie gemischt, erkennen und die gedrungene Gestalt entbehrte jedes Adels und jener Grazie, die einem hohen Herrn so gut ansteht. Neben dem Könige standen die Prinzen. Der Herzog von Orleans, damals schon zwanzig Jahre alt, war groß, schlank, und von feiner Gesichtsbildung, sein Benehmen war einfach, elegant, verbindlich und dennoch vornehm. Der Herzog von Nemours, beinahe noch ein Kind (er mochte fünfzehn Jahre zählen), war schön gewachsen, aber damals

hager und schmächtig; hellblonde Haare und etwas Affektiertes in den Bewegungen, die nicht leicht und degagiert schienen, gaben ihm ein kindisch geckenhaftes Ansehen. Er trug die Uniform der roten Ulanen, die das bleiche, blonde Männchen noch fader hervorhob; er sprach mit niemanden und schien sich sehr zu langweilen, während sein Bruder Orleans, der in der Uniform des ersten kornblumenblauen Husarenregiments sehr fesch aussah, sich bemühte, angenehm zu sein und sich mit den Offizieren und mit den Zivilbehörden viel zu schaffen machte.

Dieser Prinz zeigte damals schon eine große Gewandtheit, die Menschen zu beurteilen und sie für sich zu gewinnen. Er versprach dem Lande, der neuen Dynastie eine tapfere Stütze zu werden und sollte leider nach wenigen Jahren durch einen Sturz aus dem Wagen sein junges, hoffnungsreiches Leben verlieren. Sein Bruder, der eine sonderbare Ähnlichkeit mit Heinrich IV. hatte (eine Ähnlichkeit, die jetzt im Alter auffällig geworden ist), war kalt, wegwerfend in seinem Benehmen und mit einer ganz unglückseligen Suffisance begabt. Man erzählte sich, er sei ein stolzer Legitimist und habe einen Abscheu vor des Herrn Papas populärem Auftreten; ich werde später Gelegenheit haben zu konstatieren, daß der damalige Eindruck nicht getrügt hatte.

Der König hielt eine längere Rede, in welcher er, die Julirevolution hochpreisend, das héroique Alsace beglückwünschte, schon lange zu der patriotischen Partei der 221 Deputierten, die ihn im Namen des französischen Volkes auf den Thron gehoben, geschworen zu haben, indem seine Deputierten zu diesen 221 gehörten.

Als er von sich selbst redete, kamen natürlich, wie in allen seinen Reden, die Erinnerung an Valmy und Jemappes an die

Reihe. Was mir besonders auffiel, war das derbe, energische Gestikulieren; er schlug mehrmals die Brust so heftig mit der offenen flachen Hand, daß es jedesmal tönte, wie wenn jemand ein schweres Buch zugeschlagen hätte.

Denselben Schluß seiner Rede hatte ich schon oft in den Zeitungen gelesen. Der Gesamteindruck, den mir dieser erste Anblick des Bürgerkönigs machte, war der, daß ich wohl einen stattlichen Bürger in Uniform, aber keinen König gesehen hatte.

Abends fünf Uhr speisten die hohen Behörden und die Generäle an der königlichen Tafel; die Stadt war beflaggt und prachtvoll beleuchtet, der gotische Turm Erwins war illuminiert und strahlte jede Viertelstunde einige Minuten lang in einem Meere von roten, blauen und weißen Bengalfeuern.

Nach aufgehobener Tafel besuchte der Hof das Theater, wo der König warm und enthusiastisch akklamiert wurde.

Den zweiten Tag gab es eine Heerschau über 10 000 Mann Linientruppen und 18 000 Nationalgarden; das war ein wichtiger Tag für mich. Man verzeihe mir, wenn ich ihn etwas umständlich beschreibe, allein er giebt von dem Thun und Treiben jener Zeit ein eigenes Bild und er hat mir so viel Freude und Genugthuung verschafft, daß ich gerne davon spreche.

Um sechs Uhr morgens ritt ich meiner kleinen Truppe entgegen, welche, von den Lieutenants geführt, um sieben Uhr auf dem Polygone (dem größten Manövrierplatz Straßburgs) anlangen sollte; auf dem halben Weg begegnete ich der Kolonne, die in guter Ordnung und im Schritt an mich heranrückte. Als sie vor mir hielt, brach ein tolles Hurrah und vive le roi aus. Nachdem ich sie begrüßt, sagte ich: Es ist gut, den König leben zu lassen, aber unter den Waffen verbitte ich mir jedes Geschrei; der General-Gouverneur hat jede Manifestation

verboten; also, beim Abnehmen der Parade durch den König, sowie beim Defilieren, schweigt, und gebt Achtung auf eure Pferde, daß ihr schön gerade und in strammer Linie reitet!

Ich ließ unterwegs im Trab mehreremale die Züge bilden und wieder abbrechen und sah, daß die Leute ihre Tiere gut gezäumt und tüchtig in der Hand hatten. Es war mir sehr bang, durch unregelmäßige Gänge und schlecht verstandenes Kommando Unordnung und daher Skandal auf dem mit Truppen vollgepreßten Platze zu erleben. Als wir ankamen, war schon die ganze Linientruppe aufgestellt, nur die Nationalgarde ließ noch auf sich warten. Unser Platz wurde uns angewiesen, die Eskadron stellte sich in guter Ordnung auf; ich freute mich, daß alles sehr sauber und ordentlich aussah, und die Leute mit Ernst bei der Sache waren. Die andern Eskadronen erschienen nach und nach in ziemlichem Durcheinander und mit sehr ungleichen Pferden; die von Straßburg kommandierte der alte Oberst Steiner, ein guter Bekannter von mir. Diese Eskadron, als Chasseurs gekleidet, nahm sich gut aus; der Platz wurde ihr neben dem unsrigen angewiesen, so daß ich beim Defilieren unbedingt dem Oberst Steiner und seiner Truppe folgte; er hatte das Kommando der sämtlichen Kavallerie der Nationalgarde übernommen.

Vier Regimenter Linienkavallerie waren uns gegenüber aufgestellt, die Infanterie bildete die beiden längeren Seiten des ungeheuern Vierecks, die Artillerie und die Pontoniers standen im Hintergrunde.

Der große, mit Trophäen und Fahnen geschmückte und von einer so schönen Armee umringte Platz bot einen bezaubernden Anblick. Eine unermeßliche Volksmasse drängte sich rings um die Truppen und auf den zahlreichen Tribünen

prangten Straßburgs Damen im schönsten Putze. Die Sonne beleuchtete mit ihrem flammenden Glanze die freudestrahlende Menge und ließ alle Waffen in blitzendem Gefunkel erscheinen; im Hintergrunde des prachtvollen Gemäldes schauten die blauen Berge von ihren Höhen in majestätischer Ruhe auf das rege Menschengewimmel und auf das kriegerische Schauspiel herab.

Punkt acht Uhr erschien der König mit den Prinzen, umgeben von einem zahlreichen Stab; einige Ziviluniformen, namentlich die sehr reiche des Präfekten, fielen auf und nahmen sich, hoch zu Roß und mitten unter Militäruniformen, gar sonderbar aus. Kein fremdherrlicher Gesandter noch Militär-attaché war zu sehen.

Ludwig Philipp ritt einen schönen Braunen, groß, stark und von edlem Blut; er sprengte im Jagdgalopp heran und wurde sowohl von dem Volke als von den Truppen jubelnd begrüßt. Als er vor dem Oberst Steiner vorbeiritt, hielt er an, fragte ihn über die Anzahl der Pferde und gratulierte ihm zu dem guten Aussehen seiner Truppe; bei mir hielt er ebenfalls und sagte: pourquoi avez-vous des lances? cela doit gêner vos hommes qui ont assez à faire avec leurs sabres et leurs rênes. — Ich antwortete kurz, dies sei auf Befehl des Generalgouverneurs und als Versuch geschehen. Da drehte sich der König um und sagte barsch zum Baron Brayer: cela ne vaut rien, Général, et ne sert de rien, vous en reviendrez. — Baron Brayer, der seinen Spaß an dem Fähnlein Reiter hatte, machte eine kalte Verbeugung und nickte mir lächelnd zu, als wolle er sagen: ihr behaltet doch eure Lanzen.

Der König ritt weiter, sich bei jeder Eskadron und bei jedem Bataillon Nationalgarde aufhaltend.

Es war längst 10 Uhr vorüber, als die Parade abgeritten war; die Hitze wurde schrecklich, die Fliegen peinigten die Pferde so stark, daß viele sich im Sande wälzten, ihre Reiter abwerfend; glücklicherweise geschah das nicht den meinigen, denn bei der geringen Übung der Leute mit den Lanzen hätte es schlecht ablaufen und einige Verletzungen dem Könige recht geben können.

Als man Ludwig Philipp scherzweise die kleinen Unfälle berichtete, sagte er ernst: Das ist kein Spaß für Leute, die nicht alle feste Reiter sind; ich will keinem Unglück beiwohnen: man lasse die Kavallerie der Nationalgarde zuerst und im Trab defilieren, damit die Leute in die Ruhe kommen. —

So geschah es, daß wir der Infanterie der Nationalgarde, statt sie uns, die furchtbarsten Staubwolken ins Gesicht jagten.

Beim Defilieren ging alles gut und ohne Unfall vorüber. Als wir das Manöverfeld hinter uns hatten, führte ich meine kleine Truppe auf einem Feldwege bis auf die Straße, die sie einzuschlagen hatte, um ihre Dorfschaften zu erreichen. In der Ortschaft Lingolsheim ließ ich absitzen und traktierte meine Leutchen nach Herzenslust mit Bier und Würstchen, bis sie, gesättigt und erfrischt, wieder aufsitzen wollten, um den Ihrigen zu Hause das schöne Fest zu beschreiben.

Als sie wegritten und die Fähnchen im Winde flatterten, dankte ich Gott, daß alles so gut abgelaufen war und nahm herzlichen Abschied von den braven Leuten, die mir so aufrichtig zugethan waren; wenn noch einige am Leben sind, werden sie des frohen, schönen Tages gewiß noch mit Freuden gedenken, wie ich selbst ihn nie vergessen werde*).

*) Indem ich, was vorausgeht, beschreibe, bin ich wie ein Träumender, der sich fragt: ist denn das möglich gewesen? Es mußte in der That eine

Am Abend desselben Tages war ein großer Ball zu Ehren des Königs im Theatersaale veranstaltet. Der überaus schöne Raum war prachtvoll mit Blumen geschmückt und herrlich mit Kerzen und Lampen beleuchtet. Die Straßburger Damenwelt konnte sich rühmen, an Schönheiten eine der reichsten im Königreiche zu sein; die natürliche Anmut erschien durch geschmackvolle Toiletten nicht minder bezaubernd.

Ludwig Philipp zeigte sich sehr leutselig gegenüber den Herren und äußerst zuvorkommend gegen die Damen; er sprach mit den meisten einige Worte. Ergötzlich waren die Mißverständnisse wegen der mangelnden französischen Aussprache und der Verlegenheit vieler Damen, einem gekrönten Haupte Rede und Antwort zu stehen. Man erzählte sich die amüsantesten Anekdoten darüber. Unter andern fragte der König eine gute Bürgerin, ob sie den Tanz liebe? — Nein, Herr König, war die Antwort, ich liebe nur meinen Mann, H. X., meine Kinder und meinen König. —

Die Prinzen tanzten sich ehrlich müde, um niemanden zu verletzen, doch bemerkte ich, daß die Schönheit bei ihnen den Vorrang hatte.

Die beiden Töchter des Bürgermeisters und Deputierten Baron von Türkheim wurden natürlich eingeladen, die erste Française mit den Prinzen zu tanzen, und ich wurde als vis-à-vis des Herzogs von Nemours von dem Präfekten bezeichnet.

---

ganz aufgeregte, in einen ungewöhnlichen Zustand versetzte Zeit sein, daß man einem 19jährigen Burschen, wie ich war, ein höheres Kommando überließ; allein nach meinem Alter hatte niemand gefragt: die Bauern wollten mich haben und der Behörde war es recht, einen Grafen Dürckheim in den Reihen der Bürgergarde zu sehen. So war es auch bei meiner Beförderung zum Unterpräfekten im Jahre 1836, da ich noch nicht das gesetzlich vorgeschriebene Alter erreicht hatte.

Herzog von Orleans tanzte mit der älteren der Schwestern, und Nemours mit Freiin Mathilde, meiner künftigen Braut.

So hatte ich zum erstenmale Gelegenheit, diese liebliche, einfache und graziöse Gestalt in einem Augenblick zu bemerken, wo bei jeder andern Befangenheit und Schüchternheit die natürlichen Gaben gemindert oder gelähmt hätten.

Die junge freundliche Maid aber blieb sich vollkommen gleich; mit der unbefangenen Grazie des lieben Kindes wußte sie die Würde einer hohen Dame zu paaren. Ich war entzückt und erstaunt zugleich, und von dem Augenblick an widmete ich Freiin Mathilden meine ritterliche Verehrung, die später in brennende Liebe sich verwandeln sollte.

Nach der Quadrille fragte ich Mathilden, was sie mit dem Prinzen gesprochen habe. „Wie?“ antwortete sie freundlich schalkhaft lächelnd, „Sie wollen, daß ich Ihnen die Geheimnisse, die mir der Prinz anvertraut hat, mitteile und sogar meine Erwiderungen wünschen Sie zu kennen? Nun ich will Ihrer unbescheidenen Neugierde mit vollem Vertrauen entgegenkommen. Der Prinz hat viel mit mir gesprochen und gar nichts gesagt; ich habe viel geantwortet und zum erstenmal in meinem Leben die flachesten Gemeinplätze betreten. So war ungefähr das Gespräch: Der Prinz: die Revue war sehr schön, nicht wahr? — Ich: prachtvoll! — Der Prinz: hat Ihnen die Nationalgarde gefallen? — Ich: gewiß! — Der Prinz: die Armee war auch sehr schön? — Ich: wunderschön! — Der Prinz: welche Waffe hat Ihnen am besten gefallen? — Ich: die Husaren. — Der Prinz: und die Ulanen gefallen Ihnen nicht? — Ich: auch die Ulanen sind sehr schön, aber der Husar sieht flotter aus. — Darauf rümpfte der Ulanenprinz die Nase und sagte: nichts geht über den Ulanen, er ist

der eleganteste Soldat. Dann war ein langes Schweigen und der Prinz führte die Unschuld an ihren Platz.

Ich lachte vergnügt und sagte: Nun, Mathilde, ich will auch den Prinzen spielen: wie hat Ihnen die Nationalgarde zu Pferd gefallen? — Mathilde: o sehr gut! — Ich: und das Fähnlein Ulanen, fand es Gnade vor Ihren schönen Augen? — Mathilde: ja, die waren recht ergötzlich in ihren blauen Blusen und mit ihrem hopplichen Reiten. — Ich: und ihr Führer? bitte um Schonung für den armen Jungen! — Mathilde: o, der braucht nicht Schonung, er hält viel zu viel auf sich und weiß, daß man ihn verwöhnt; ich mag ihn nicht. —

Die letzten Worte waren so leise und schalkhaft lächelnd gesprochen, daß ich entzückt ihre Hand küßte und abgehend sagte: davon bin ich so schlecht überzeugt, daß Sie mich ernster aufklären müssen und ich ahne, daß jede Ihrer Aufklärungen für mich eine Seligkeit sein wird. Sie errötete, schüttelte lächelnd die braunen Locken und sagte: Jetzt gehen Sie schnell fort zu Ihrer Tänzerin und sagen Sie ihr dergleichen Komplimente. — Ich ging halb betrübt, halb glücklich und schaute mich um, ob ihr lieber Blick mir folgen würde; sie sah mir wirklich mit freudigen Augen nach und drohte schalkhaft mit dem Fächer.

Dieses liebe erste Entgegenkommen von Seite eines so bescheidenen, wohlerzogenen Mädchens würde befremden, wenn man nicht schon wüßte, welche intime Vertraulichkeit seit unserer Kindheit zwischen Mathilden und mir bestanden hatte.

Trotz des intimen Verhältnisses war doch für mich die Art und Weise, wie meine kecke Herausforderung aufgenommen wurde, ein sicheres Zeichen, daß Mathilde mir gut war.

Ich verließ den Ball noch ehe der König sich zurückzog und träumte die ganze Nacht von einem mir bevorstehenden großen Glück. Jedoch es kam lange nicht zu der mir so erwünschten Erklärung.

Unmittelbar nach der Abreise des Königs bekam ich die traurige Nachricht des raschen Todes meiner Schwester, Gräfin Degenfeld. Bei der ersten Kunde von der Erkrankung ihrer Tochter waren meine Eltern nach Eybach*) geeilt und kamen kaum einige Tage vor deren Hinscheiden an. Der Verlust dieser lieben Schwester und das innige Mitgefühl mit dem Schmerze der Eltern versetzten mich in eine ernste kummervolle Stimmung. So wurden mir die Freuden der heitern Tage gleich vergällt durch diesen so empfindlichen Schlag; es wurde mir klar, wie eitel alles weltliche Treiben ist im Vergleiche mit den heiligen Gefühlen des Familienlebens.

Auch Türkheims hatten in derselben Woche einen herben Verlust erlitten durch den plötzlichen Tod des Baron Bernhard von Türkheim (des Gatten Lillis und Großvaters meiner lieben Mathilde.) Die ganze Familie zog auf ihre schöne Villa Thumenau, und ich sah Mathilden erst im Winter von 1831 bis 1832 wieder.

Im Spätjahr 1831 wollte mein Vater, daß ich zu meiner Erholung und Zerstreuung eine Reise machen sollte. Vier meiner Freunde hatten beschlossen, zu Fuß und in Begleitung eines älteren Freundes**) die Schweiz zu besuchen; ich schloß

---

*) Schloß Eybach bei Geislingen, Württemberg, gehört noch heute dem Grafen Degenfeld-Schomburg.

**) Dieser ältere Freund war Herr Vivien, der Lehrer einer der Herren und mein späterer Rektor der Akademie in Kolmar, eine liebe interessante Persönlichkeit, von der später die Rede sein wird.

mich an diese freundliche Gesellschaft an und hatte das Glück, die Seen und Gletscher der Alpen zum erstenmal zu begrüßen. Auch für diese herrliche Wohlthat danke ich heute noch meinen lieben Eltern; sie hatten das rechte Mittel gefunden, mich aus trüben Gedanken zu reißen und mich wieder für die ernstere Arbeit zu stählen.

Daß ich auf dieser Reise oft und viel an Straßburg zurückgedacht habe, leugne ich nicht. Mathilden hätte ich gerne die Worte Goethe's an Lilli gesandt:

In tiefem Thal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah',
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da!

Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andere zieht
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Zurückgekehrt von diesem zweimonatlichen Ausfluge brachte ich noch einige Tage in Bläsheim bei den Meinigen zu, ließ sie die schöne Reise mit mir noch einmal in Schilderungen und Erzählungen durchmachen und nahm dann im November meine lang vernachlässigten Studien wieder auf.

Es mußte vieles durch einen verdoppelten Fleiß nachgeholt werden; zwei strenge Examina standen mir bevor und ich arbeitete tüchtig, um gut bestehen zu können. In Gesellschaften kam ich nur selten und wenn ich Mathilden sah, war es im Rauschen eines Balles oder in einem Konzert. Wir plauderten wohl oft miteinander und waren uns im stillen herzlich gut, allein ich hatte keine Courage und auch keine Gelegenheit für eine feierliche Erklärung, der auch Mathilde sorg-

fältig auszuweichen sich bestrebte. Wir verheimlichten unsere Gefühle so gut wir konnten und scheuten uns beide vor einem offenen Bekenntnis, weil wir wohl fühlten, wie kindisch wir noch waren.

So gingen beinahe zwei Jahre vorüber, ohne daß ich Bräutigam wurde; Mathildens Eltern sahen wohl, auf welche Weise ich sie vor ihren Schwestern und vor den andern jungen Damen bevorzugte und ließen das Verhältnis sich unbehelligt aber beobachtend entwickeln. Mit zwanzig Jahren an eine Heirat denken ohne großes Vermögen und ohne Anstellung, schien mir selbst trotz meines leichten Sinnes eine wahre Tollheit; ich schwieg also und trachtete ernstlich darnach, mir eine Karriere zu verschaffen. Zu diesem Zweck begehrte ich nach bestandenen Staatsprüfungen die Aufnahme als Assessor in die Präfektur. Der damalige Präfekt, Baron Choppin d'Arnouville (derselbe der im Prozeß Louis Napoleons in Straßburg im Jahre 1836 eine so traurige Rolle spielen mußte), nahm mich wohlwollend als Privatsekretär in sein Kabinet auf und so setzte ich den Fuß in den Bügel der Verwaltung, um später reiten zu können. Nebenbei mußte ich noch zwei Thesen schreiben, eine französische und eine lateinische, um den Rang und Titel eines Lizentiaten beider Rechte zu erhalten und in den Advokatenstand aufgenommen zu werden. Das alles that ich mit unermüdlichem Eifer, arbeitete vom frühen Morgen bis in die Nacht und versäumte dabei die Gesellschaften nicht.

Endlich als im Frühling 1833 die Thesen glücklich angenommen und verteidigt waren und ich meiner Volljährigkeit ganz nahe stand, erklärte ich mich eines schönen Morgens Mathilden gegenüber in einem um so stürmischeren Ausdruck meiner Leidenschaft, als ich sie lange unterdrückt hatte. Sie stand

errötend, zitternd vor mir und schaute mich mit ihren treuen, thränenfeuchten Augen so liebevoll an, daß ich keiner weitern Antwort bedurfte: ich schloß sie fest an meine Brust, drückte meine brennenden Lippen auf die ihrigen und der Bund war geschlossen. Im Weggehen ließ ich ein Liebesbriefchen in ihre Hand gleiten und stürmte fort, erschrocken über meine Kühnheit, aber selig über den glücklichen Erfolg.

Bei all meiner Glückseligkeit befiel mich doch ein unangenehmes Grauen, wenn ich an die künftige Schwiegermutter und an ihre strengen grauen Augen dachte. Jetzt erst fiel es mir ein, daß ich auch mit ihr zu rechnen hatte und, streng genommen, bei ihr zuerst hätte anklopfen sollen. Das wird eine schöne Scene geben, sagte ich zu mir selbst, ach wenn es nur keine Mama's gebe, die so unbarmherzig ihre Töchter hüten!

Richtig, das kleine Drama blieb nicht aus. Den folgenden Tag sollten wir uns bei Tante Lilli (der Tochter Lilli's) in Dachstein treffen. Ich ritt ziemlich früh bangen Herzens hinaus, bereitete unterwegs meine Entschuldigungen in beredter Sprache vor und langte gegen 12 Uhr bei der guten alten Tante meiner Braut an.

Tante Lilli war ungefähr 50 Jahre alt; schon fünfundzwanzig Jahre Witwe, hatte sie nur einen Sohn, mit dem ich eng befreundet war und für welchen sie allein lebte.

Sie war eine liebe, gescheite und praktische Frau, meinen Eltern und mir mit aller Zärtlichkeit zugethan. Dieser treuen Freundin und dem Freunde schloß ich mein ganzes Herz auf.

Die gute Frau und ihr Sohn lachten herzlich über meine Angst vor der künftigen Schwiegermama und gaben ihrer Freude

über mein und Mathildens Glück in fröhlichster Teilnahme Raum.

Da hatte ich denn glücklicherweise zwei gute, treue Bundesgenossen in der Festung und erwartete den Sturm mit weniger peinlichen Sorgen. Als der Wagen anrollte, der meine Wonne und meine gefürchtete Pein zugleich enthielt, sah ich sogleich an Mathildens niedergeschlagenem Ausdruck, an den befangenen Mienen ihrer Schwestern und vollends an dem strengen Blick der Frau Mama, daß mir für den Abend ein Unwetter nicht erspart würde. Ich stand da wie ein Missethäter. Kaum daß mir ein kalter bon jour zu Teil ward; Mathilde sah mich mit liebenden Augen an und reichte mir verstohlen im Vorübergehen die Hand, indem sie flüsterte: Courage!

Ich muß sehr komisch in meiner Verlegenheit ausgesehen haben, denn die gute Tante lachte mich aus und raunte mir ins Ohr: ach die zukünftigen Schwiegermütter beißen nie, wenn man ihnen ihre Töchter nehmen will.

Die Unterredung mit der Mama war kurz und bündig, gottlob!

Also begann die Strenge: Wie haben Sie sich erlauben können, meiner Tochter zu schreiben und mich und den Vater Mathildens dabei zu ignorieren? — Die Antwort lautete: Zuerst wollte ich mich versichern, ob ich geliebt sei, und wollte es von Mathilden allein erfahren; dafür hoffe ich Verzeihung von Ihnen und von Baron von Türkheim zu erhalten und bitte jetzt um die Hand ihrer lieben Tochter, ohne die ich nicht leben kann. — Darauf schloß die Gefürchtete mit den Worten: Vor allem hätten Sie die Einwilligung Ihrer Eltern einholen müssen; Sie sind ein wenig mit der Thür ins Haus gefallen.

Sprechen Sie mit Ihren Eltern, dann wollen wir sehen. — Sie reichte mir die Hand, die ich küßte, dann, mich tief verbeugend, suchte ich das Weite.

Uf! atmete ich auf, als ich mich in mein Zimmer flüchtete, denn es war Nacht geworden! Uf! das ist noch gnädig, über Erwarten gnädig abgelaufen; die erste Schwierigkeit ist ja schon überwunden! Doch was werden meine Eltern dazu sagen? Da wird es erst recht ernste Bedenken geben; man wird mir mein langes Warten kaum zu Gute halten; es wird heißen noch länger warten, prüfen, ob es so ernst mit der Liebe ist; ja an meiner Liebe wird gerüttelt und gezweifelt werden! Diese und andere peinliche Gedanken plagten mich die ganze Nacht.

Beim ersten Hahnenschrei war ich auf den Füßen, kleidete mich schnell an, öffnete das Parterrefenster und sprang in den Hof, um ohne Abschied und ohne fernere Predigten aus meiner Haft zu entkommen.

Es war ein wunderbarer Morgen. Die Blumen in dem Garten, die Gesträucher und Gräser weinten alle im Perlentau, die Vögel sangen lustige Weisen, und auch in meinem Innern fing es wieder an zu singen und zu jubeln. Ich bestieg mein Pferd und trabte durch den Garten dem Thore zu. Doch vor dem Fenster der Geliebten hielt ich mein Tier an und schaute lange hinauf. Wird sich die Gardine nicht regen, nicht ein kleines weißes Händchen mir den Abschiedsgruß zuwinken! — Ach nein! Sie schläft ja und kann nicht wissen, daß ich verstohlen wegziehe. Und doch — o dumme Liebe! — wurde ich verstimmt durch die getäuschte kleine Hoffnung.

Langsam ritt ich über die lange Ebene zwischen Dachstein und Bläsheim hin und nahm mir Zeit, meinen Plan zu ent-

werfen, wie ich's anfangen würde, um meine Eltern zu überzeugen, daß meine Liebe eine ganz unwiderstehliche sei und Mathilde meine Frau werden müsse. Alles machte ich in meinem Kopf zurecht und es schien mir, als könnte man meinem Wunsch keine ernsten Hindernisse in den Weg legen. Nur bei dem Gedanken „Frau" stutzte ich selbst und mußte mir bekennen, das sei für mich bis jetzt ein unpassendes Wort. Sprechen wir also nur von Verlobung, dann wird es leichter sein! — dachte ich.

Bei meinen Eltern blieb ich zwei Tage und fand nicht den Mut mich aufzuschließen. Du mußt das brieflich abmachen, sagte ich mir; die Gegenvorstellungen könntest du nicht ruhig hinnehmen, es gäbe peinliche Scenen.

Doch den dritten Morgen, ehe ich wegritt, frühstückte ich allein im Garten mit meiner lieben Schwester Louise, der treuen Vertrauten aller meiner Gedanken, dem edlen, guten, so selbstlosen, immer nur für andere besorgten Geschöpf. Louise, die Mathilden liebte und bewunderte, nahm mein schüchternes Bekenntnis mit jubelnder Sympathie auf, tröstete mich sogleich und sagte: ja das muß sein! Ich will den Vater schon für deine Sache gewinnen; bei der Mama wird es schwerer sein, da mußt du dann später einschreiten; aber bleibe nur fest, dann wird alles gut gehen. —

Wir umarmten uns und Louischen schüttelte mir noch die Hand, als ich im Sattel saß, und rief lachend: Adieu! l'amour galoppe avec toi, tu es un heureux coquin!

Ich schrieb noch denselben Tag einen langen, ausführlichen Brief an meine beiden Eltern und erhielt umgehend die Antwort: Alles sei recht lieb und schön, gegen meine Herzenswahl sei gar nichts einzuwenden; allein man wolle sich ver-

sichern, ob mein Entschluß wirklich ein fester, ernster sei. Auch müsse man die Gewißheit einer baldigen Anstellung haben; mein Vater werde sich vor allem mit Baron Türkheim darüber verständigen, und wenn alles klappe, um die Hand Mathildens anhalten. Einstweilen müsse ich geduldig jede weitere Begegnung mit Mathilde vermeiden.

So befriedigend auch dieser Bescheid sein mochte, und wenn ich auch entzückt war über die Liebe meiner Eltern, die ja selbst meine Angelegenheit in die sorgliche Hand nehmen wollten, so schien mir doch das Geduldigen und Warten eine unerträgliche Qual.

Nach acht Tagen besuchte ich das Vaterhaus mit den dankbarsten Gefühlen und war glücklich zu sehen, wie sehr sich die Meinigen im stillen über meine Wahl freuten, obgleich sie sich umsonst bemühten mir noch zu verbergen, wie lieb ihnen Mathilde schon jetzt sei. Da ich erkannt hatte, daß die Schwierigkeiten, die ich mir vorgemalt hatte, beinahe verschwunden waren, beruhigte ich mich.

Doch gingen lange Wochen vorüber, ehe ich etwas Bestimmtes über mein Schicksal erfahren konnte.

Eines Morgens, als ich in das Kabinett meines Präfekten trat und ihm Bericht über die verschiedenen Zeitungsartikel der deutschen Presse abstattete, bemerkte ich, daß er mich mit einem freundlich-schelmischen Lächeln betrachtete, was bei dem ernsten trockenen Herrn eine Seltenheit war. Plötzlich unterbrach er mich und sagte fast vorwurfsvoll: Sapristi! jeune homme, l'amour vous sied bien, ah, nous voulons nous marier, et la Sous-Préfecture?

Mein verehrter Chef, gab ich zur Antwort, ich gestehe, die Liebe ist meine Krankheit; sie ist unheilbar, doch der gute

Arzt, der das Übel lindern kann, sind Sie, indem Sie mir schnell zu einer Anstellung verhelfen werden.

Er erwiderte: Dazu brauchen wir, streng genommen, wegen Ihrer unverschämten Jugend vier volle Jahre; wissen Sie, mein Bester, das ist eine lange Frist. Was, beim Kuckuck, werden Sie da anfangen? — Arbeiten! sagte ich, und als Verlobter, glücklicher Bräutigam, geduldig warten.

Da brach der gute, welsche Skeptiker in ein lautes Lachen aus, und rief:

Ils sont étonnants, ma parole, ces bons Allemands, attendre quatre années, bon Dieu! cela ne s'est jamais vu! Mais, mon cher ami, fuhr er wohlwollend fort, c'est votre affaire, je vous admire, vous m'étonnez et je suis si content de vous que je ferai tout ce qui dépendra de moi pour abréger votre long supplice.

D'ailleurs, écoutez-moi bien, votre futur beau-père est une clef de voûte politique en Alsace; il appartient au parti qui a donné le trône à Louis Philippe; il est Maire influent de la ville de Strasbourg, Président du consistoire protestant; il nous assure, dans les élections, les suffrages de ses coreligionnaires et de son parti; on ne peut rien lui refuser pour son gendre.

Comme on ne pourra pas demander une Sous-Préfecture pour un fiancé, il faut qu'on vous marie le plus tôt possible, dans deux ans je suppose; vous n'aurez alors que 23 ans, heureux jeune homme, mais on fermera les yeux, sur une ou deux années, pourvu que votre futur beau-père nous reste député, car votre union avec sa fille sera pour le gouvernement le plus sûr moyen de se l'attacher pour longtemps.

Allez maintenant dans votre famille, je vous donne un congé illimité, dont vous userez pour faire votre cour à la charmante Baronne Mathilde et pour dire à M. votre père, que je réponds de votre nomination dans un temps rapproché.

Man sieht es, der schlaue Präfekt schlug sogleich auf Jahre hinaus politisches Kapital aus meiner Verlobung, indem er glaubte, Baron von Türkheim werde seinem Schwiegersohn zu liebe sich nicht vom politischen Schauplatz zurückziehen, wie er es schon oft hatte befürchten lassen, wenn er von dem Mamamouchy d'Arnouville in seinen Plänen zur Verschönerung Straßburgs oder des sonstigen Wohles der Stadt zu eng bevormundet war.

Wie dem auch sein mochte, mir war jedes Wort des Präfekten ein Goldkörnchen, mit dem ich zu meinen Eltern als Glücksbote eilte.

Nun war mir die Bahn, die ich zu betreten begonnen hatte, ungemein leicht gemacht; meine Eltern, in allem mit mir einverstanden, freuten sich, eine ihnen schon liebgewordene Schwiegertochter zu erhalten. Auch war es ihnen eine große Beruhigung, meine Zukunft gesichert und eine schöne Laufbahn vor mir erschlossen zu sehen. Schwesterchen Louise, die ihre diplomatische Mission treu und geschickt durchgeführt hatte, war strahlend vor Freude und teilte meinen Herzensjubel mit rührender Zärtlichkeit; meine Schwester Pauline, die inzwischen mit dem Grafen Sparre-Kroneberg verheiratet war, wurde sogleich von meiner Verlobung benachrichtigt und nahm ebenfalls den innigsten Anteil an meinem Glück. Nach einigen den guten Eltern gewidmeten Tagen wurde mir endlich gestattet, nach Thumenau zu reiten, meine Braut zu umarmen und ihren

Eltern zu danken, daß sie mir ihr liebes Kind zur Lebensgefährtin geben wollten.

Es war ein herrlicher Morgen, anfangs Juni 1833, als ich, von einem alten Reitknecht begleitet, über die mit Wäldern und großen Auen abwechselnd durchkreuzte Ebene zwischen Bläsheim und Thumenau dahinflog.

Hei! wie sonnig war dieser unvergeßliche Morgen, wie schön war die lachende, blühende Erde, wie rein und heiter der Himmel, wie sonnig war's auch in meinem Herzen, voll Liebe und Hoffnung!

In den Wäldern klang hell auf der Nachtigallen melodisch schmetterndes Lied, die Goldamsel mischte ihren frischen, gemütlichen Jubel ein; in jeder Wiese zirpte und schrillte ein schwelgendes Völkchen kleiner Geschöpfe, unsichtbare Mitspieler im fröhlichen Brautkonzert, das mir die liebe Mutter Natur auf dem Wege gab.

In mir selbst aber jubelte noch herrlicher die Stimme der größten irdischen Glückseligkeit.

Daß ich den Weg im eilenden Fluge zurücklegte, und mein Begleiter mir mit dem weniger schnellen Pferde nicht folgen konnte, wird man mir leicht glauben.

Wie soll ich jetzt, mit irdischer Sprache, meinen Empfang und die erste Begegnung mit Mathilden beschreiben?

Lieber möchte ich darüber schweigen, und mich begnügen kurz zu sagen: es war ein himmlisches Glück, das uns beide durchdrang. Du wirst ja, lieber Leser, die ewig alte und doch ewig wieder jung sich erneuernde Geschichte der jugendlichen Liebe kennen? Was soll ich noch hinzufügen? Denke dir es selbst: wenn du innig geliebt hast, so wird es dir gelingen. Doch ein bischen indiskret will ich dir zu lieb sein.

Nach der ersten Begrüßung, bei welcher Mathilde und ich, verlegen, errötend einander gegenüber standen, uns freundlich mit nassen Augen ansehend, ließ man uns allein.

Wir hatten uns so viel zu sagen, zu erzählen, zu gestehen und zu erklären, und wir redeten kein Wort; wir hielten uns fest umschlungen und weinten beide und lachten mitten unter Thränen; wußten beide nicht wie uns geschah.

Nach einer Viertelstunde klopfte die unerbittliche Mama an die Thüre des Saales und wir fuhren auseinander, aus unserm seligen Träumen geschreckt. Zum Frühstück, Kinder, es ist Zeit, der Papa wartet schon lange, — so störte uns prosaisch die liebe Hausfrau und rüttelte lachend, wie mit einer Klingel, den großen Schlüsselbund an ihrer Seite.

Ach! schon wieder die liebe Mama! Doch es wurde die Bewachung nicht drakonisch geführt; man schenkte uns ein schönes, rührendes Zutrauen und jede nur denkbare Freiheit; wir wußten es: zwei Jahre sollten wir im Brautstande leben, nichts durfte unser Glück trüben; besonders nicht die ungestüme Leidenschaft.

Ich brachte zwei göttliche Tage in Thumenau zu, mit der Einladung, jeden Samstag Abend erscheinen zu dürfen. Nicht nur die liebliche Braut, die doch mein ganzes Wesen bezauberte, hatte mich mit inniger Wonne erfüllt, auch das Glück und die Zufriedenheit ihrer lieben Eltern und Geschwister erhoben mein Glück zu einem vollkommenen.

In Straßburg erwartete mich viele und schwierige Arbeit. Der Präfekt, ein strenger Beurteiler und unermüdlicher Verwalter, der sich von allem Rechenschaft ablegen ließ und folglich kurze, klare, bündige Berichte brauchte, zeigte sich besonders gegen mich von einer unerbittlichen Härte.

Er hatte die Urheberschaft des künftigen Unterpräfekten übernommen, und wollte mit ihr keine Unehre einlegen. Er drillte mich in allen Fächern der Verwaltung methodisch nach seinen Anschauungen und ärgerte sich, wenn ich in der Behandlung der Geschäfte, ja sogar im Styl der Berichte nicht in seiner Eigenart, sondern in der meinigen vorging.

Das waren oft sehr schwüle Tage; ich scheute weder das Durchstudieren massenhafter Dokumente, noch das Aufsetzen der schwierigsten Berichte; nur der Zwang, in jede Einzelheit des Gedankenganges meines Chefs einzugehen und seine höchst vollkommene Schreibart mir aneignen zu müssen, das schien mir anfangs bitter, beinahe unmöglich.

Nach einigen Monaten beharrlicher, geduldiger Arbeit belohnte mich dennoch die Zufriedenheit des strengen Herrn; er behielt mich nun in seinem Kabinett für die politischen Berichte der deutschen Blätter, weil ihm das bequem und meine Art, ihn ohne Zeitverlust in Kenntnis des Wichtigsten zu setzen, zum Bedürfnis geworden war. Auf seinen Amtsreisen begleitete ich ihn als Sekretär.

Für die übrige Ausbildung ließ er mich auf unbestimmte Zeit in jedem Ressortbureau der Präfektur unter der Leitung des jeweiligen Divisionschefs arbeiten, mit der Bedingung, daß ich ihm persönlich jede Woche eine meiner bedeutendsten Arbeiten unterbreiten sollte.

So lernte ich nach und nach in jedem Fach der umfangreichen Verwaltung, so viel mir gestattet wurde in so kurzer Zeit zu lernen; jedenfalls war das die beste Schule, um von der Verwaltung eine praktische Anschauung zu erhalten.

Choppin d'Arnouville war ein fähiger und gewandter Politiker und ein tüchtiger Präfekt von der alten napoleonischen

Schule; aus dem Staatsrat des ersten Kaisertums hervorgegangen, wurde er zuerst Staatsrat unter Ludwig Philipp, dann, mit demselben Charakter, Präfekt im Departement Niederrhein.

Seine Verwaltung war human und gerecht; er hielt die Zügel der politischen Führung in fester Hand und zeigte sich stets als strenger Regierungsmann. Viel Sinn und Herz für das allgemeine Wohl trug er nicht zur Schau, haschte nie nach Popularität, sondern trachtete hauptsächlich darnach, der Regierung den höchstmöglichen Einfluß und die gehörige Achtung zu verschaffen und sich dem System der jeweiligen Ministerien, die so oft wechselten, genau zu fügen.

Auch in dieser Richtung war er ein Lehrmeister. Seine Schattenseite war ein angeborner Abscheu vor den Freiheitsideen; er wollte nicht gelten lassen, daß es eine politische Freiheit für den Staat, wie eine bürgerliche für das Volk gebe. Despotismus war sein Ideal, und somit mangelte ihm auch jede Freude an einem idealen Streben für das allgemeine Wohl; er verwaltete korrekt nach den Gesetzen, fühlte aber kein Bedürfnis, die Initiative zu ergreifen für große Verbesserungen oder Unternehmungen, die ihm nicht vorgeschrieben waren.

Eigenmächtig, hochtrabend, dabei energisch und charaktervoll, stets offiziell, konnte er selten die wohlwollende Seite des Menschen herauskehren; guter Wille, das Beste zu thun, war da, allein er verbarg sich unter der autokraten Form und verlor dadurch an seinem Wert.

Baron von Türkheim war der gerade Gegensatz zu diesem hohen Beamten.

Mit reichen Kenntnissen und mit einem feinen Verständnis der Verwaltungssachen ausgerüstet, war Türkheim ebenso

bescheiden und milde im Benehmen als entschlossen, wenn er erkannt hatte, was die Pflicht und die Sorgfalt für seine Verwalteten ihm vorschrieben. Weit entfernt in seiner nach vielen Seiten hin einflußreichen Stellung ein Piedestal zu sehen, das ihn erhob und seinem Stolze Genugthuung verschafft hätte, erblickte er in dem sehr bedeutenden Anteil der ihm zukommenden öffentlichen Gewalt einzig nur das Mittel, nützlich und wohlthuend wirken zu können. Er war so selbstlos und aufopfernd, daß seine Freunde von ihm sagten: Türkheim treibt das Sichhingeben für alle bis zum Mißbrauch seiner selbst.

Alles scharf und praktisch beurteilend, mit unendlichem Fleiß und wunderbarer Geduld begabt, hatte er seine Gedanken unablässig auf die Verschönerung der Stadt Straßburg und ihre vielfältigen Interessen gerichtet. Alle Projekte für Neuerungen, alle Vorschläge an den Gemeinderat, sowie auch die Berichte an den Präfekten sind von seiner Hand geschrieben. Wenn man heute noch die Archive Straßburgs und diejenigen der Präfektur, die sich auf den Zeitraum von 1830—1840 beziehen, durchgeht, so staunt man über die Unzahl der sorgsam mit fester Hand niedergeschriebenen Dokumente und Briefe Türkheims.

Er arbeitete anscheinend schwer und langsam, aber sein ruhiges Denken und die eigene Gabe, das Durchgedachte ohne Zögern und ohne Konzept, gleich netto, wie im Musterdruck auf das Papier zu heften, ließ ihn Zeit gewinnen für ein längeres gründlicheres Konzipieren. Wenn ich ihn arbeiten sah, drückte ich oft mein Erstaunen aus über die Geduld, mit welcher er schrieb. Ja, sagte er lächelnd, es geht langsam aber stet fort; ich brauche Zeit, um kurz zu sein, und will keine im Radieren und Korrigieren vergeuden.

Seine Vaterstadt verdankt diesem unermüdlichen, treuen und erfinderischen Arbeiter, diesem wahren Freund des öffentlichen Wohles den Anfang ihrer Verschönerungen und die stete Entwickelung ihrer besten Institutionen.

Im Privatleben war der ernste Denker und schwer belastete Verwalter der heiterste und gemütlichste Gesellschafter, als Vater, Gatte und Freund ein Mann von einer nie sich verleugnenden Güte und Treue.

Mein unvergeßlicher Schwiegervater war in allem ein schönes, edles Vorbild, nach welchem ein junger, angehender Verwalter sich richten konnte. Ich lernte von ihm, wie man mit Lust und Freude, ohne Dank oder Lob zu erwarten, sich der gemeinen Sache widmen soll.

Baron von Türkheim, der für seinen künftigen Schwiegersohn voll Güte und Nachsicht war, wollte sich auch um seine administrative Fortbildung liebreich annehmen und erwirkte beim Präfekten die Erlaubnis, daß er, um auch die städtische Verwaltung von nahem kennen zu lernen, in der Mairie einige Monate arbeiten dürfe.

Es wurde mir dies im Jahre 1833 gestattet, da aber meine Prüfungszeit in der Präfektur noch nicht vorüber war, durfte ich nur nachmittags die Bürgermeisterei betreten. Ich arbeitete da im Kabinett des Maires und wohnte oft den Sitzungen des Gemeinderates bei.

Da machte ich Bekanntschaft mit den kollegialen Verhandlungen, die zwar oft schleppend und zeitraubend, aber doch im allgemeinen nützlich und aufklärend waren; die öffentlichen Besprechungen der wichtigsten Interessen der Stadt zeigten mir da, vom Lichte der Diskussion beleuchtet: die zweckmäßige, gemeinnützige Anwendung ihrer bedeutenden Finanzen, die weise

Verwaltung ihrer großen Güter, meist aus Waldungen bestehend, die Armen- und Waisenversorgungen, die Krankenpflege, und besonders die Sorge für Schule und Kirche.

Alles das wurde mir da recht klar, und hatte für mich ein lebendiges Interesse; sollte ich doch bald selbst das Erlauschte in meinem künftigen Bezirke in Anwendung bringen. Schon malte mir die liebe Phantasie niedliche Städtchen vor, in welchen ich, fruchtbar wirkend, überall Verbesserungen einführen und Fortschritt fördern könnte.

Die Ädilität der Stadt, bunt aus allen Ständen zusammengesetzt, war nicht ohne innern Wert; obgleich die unvermeidlichen Ja-Herren die Majorität bildeten, so fehlte es doch nicht an einer aggressiven Opposition, die eher gegen die Beschlüsse und Einwendungen des Präfekten als gegen den Bürgermeister ihre Polemik verschwendete. Durch die Versammlung wehte ein partikularistisch-patriotischer Hauch und eine warme Liebe für die gemeine Sache.

Mir that es besonders wohl, Zeuge sein zu dürfen von der hohen Verehrung und Bereitwilligkeit, welche meinem künftigen Schwiegervater von der Versammlung entgegengebracht wurde. Er hatte das große Talent, mit außerordentlicher Feinheit und natürlicher Anmut seine Projekte so vorzutragen, als wären dieselben nur der formulierte Ausdruck der allgemeinen Bedürfnisse und des Gedankens der Versammlung selbst.

Einst, bei dem Schlusse einer wichtigen Verhandlung über einen Gegenstand, der eine ziemlich heftige Opposition erregt hatte, rief der bekehrte Führer des Widerstandes halb ärgerlich, halb gutmütig aus: Herr Baron von Türkheim, Sie haben mich überzeugt, daß ich der wahre Erfinder dieses Projektes bin — und Sie nur der geniale Berichterstatter desselben.

Man begreift, daß einem solchen Gemeindevorstand die Bürgerschaft von Herzen zugethan war, und die Opposition keine Macht gegen ihn hatte. Alle Vorschläge, die er machte, gingen leicht durch: ich könnte nicht Einen aufweisen, zu dessen Ausführung ihm die Mittel verweigert worden wären.

Da ich nun zur Genüge von meiner angestrengten Thätigkeit Rechenschaft abgelegt habe, wird mir wohl erlaubt sein, auch ein Wort von den Tagen und Stunden der Erholung zu sagen, sonst könntest du, lieber Leser, mich beschuldigen, vor lauter Geschäftseifer die holde Braut vergessen zu haben.

Nein, nein! Mathilde war nicht vergessen! Sie zu gewinnen war der einzige Zweck, für den ich arbeitete, das Ziel aller meiner Bestrebungen.

Jeden Samstag abends um fünf Uhr war der kleine Einspänner des Barons bereit, uns nach dem lieben Thumenau zu führen; der Papa kutschierte mit Vorliebe selbst und gab mir nur die Zügel, wenn er mir Freude damit zu machen glaubte. Es war große, ganz ergötzliche Rivalität zwischen uns wegen des geschickten Fahrens; es ging auch nicht immer ganz glatt aus. Da mein guter Vater in spe sehr zerstreut war, machte das mutige Pferd seinem Herrn oft einige dumme Streiche, bei welchen ich um gefälligen Beistand gebeten wurde.

Die Tage in Thumenau waren die schönsten und lieblichsten, die man sich denken kann, natürlich für mich die berauschendsten; Thumenau war mein drittes Paradieschen, in welchem jetzt der Engel der Liebe in irdischer Zaubergestalt an meiner Seite wandelte. Aber nehmen wir Abstand von der ewig selben alten Geschichte der Liebe, es wäre abgeschmackt, den Leser noch länger damit zu langweilen.

Thumenau, in seiner einödigen stillen Pracht, mit seinen

dreihundertjährigen Eichen und den Anlagen trug nicht wenig dazu bei, uns alle heiter und doch ruhevoll zu stimmen; wir wandelten viel und einsam in den Wäldern, steuerten oft halbe Tage auf den dieselben durchziehenden Gewässern herum, ja, wir fuhren bis zu ihren Mündungen in den nahen Rhein und kamen oft, von einem alten Fischer geführt, in Mondscheinnächten spät nach Hause. Wie idyllisch schön das Leben war, kann man sich nur denken, wenn man die lieben Wesen gekannt hat, die den Elfenpark Thumenau's zu einem irdischen Eden gemacht hatten.*)

---

*) Ich habe eine Beschreibung dieser herrlichen Besitzung versprochen. Damit man jedoch nicht versucht werde zu glauben, erinnernde Liebe habe ein Phantasiebild entworfen, so lasse ich hier einen nüchternen Beobachter sprechen, meinen verstorbenen Freund, den bekannten Ästhetiker L. Spach, welcher in einer biographischen Skizze meines lieben Schwiegervaters Thumenau folgendermaßen schildert:

A seize ou dix-huit kilomètres au Midi de Strasbourg, des deux côtés de la route déserte du Rhin, s'étendaient des terrains forestiers, maigres et incultes; à l'Ouest de ces bois étaient situés des champs de peu de rapport. M. de Turkheim transforma le sol: des bâtiments d'exploitation s'élevèrent à quelque distance d'une maison de maître, simple mais élégante; les procédés de nivellement et d'engrais firent d'une terre ingrate une terre fertile; de belles moissons et des prairies verdoyantes couvrirent des espaces auparavant abandonnés aux inondations périodiques; un grand jardin potager et de beaux espaliers offraient, non loin de la maison d'habitation, les ressources que l'habitant des villes est obligé de chercher sur les marchés; enfin pour réunir l'agréable, l'effet pittoresque au produit matériel, le maître du terrain tailla dans la forêt un vaste parc anglais, aux sites variés, où l'uniformité de la plaine était déguisée avec un art infini, et où des groupes d'arbres magnifiques, soignés par une main paternelle et intelligente, offraient des points de vue, que l'artiste aurait recherchés avec passion, s'ils avaient été du domaine public, ou si le caprice de la mode avait pu se porter vers un coin de terre ignoré, loin des routes battues. Les milliers de voyageurs, qui, chaque année, traversent la vallée du Rhin, ne se doutaient point qu'à peu de lieues de

Auch dem Waidmann bot diese schöne Herrschaft eine ebenso anmutige als dankbare Zerstreuung dar; dem wilden Eber nachstellen, das scheue Reh anbirschen, den Fasan, das

Strasbourg on rencontrait des plantations, dont les massifs pouvaient rivaliser avec ceux des beaux parcs de la Grand-Bretagne.

Le site de la Thumenau était sévère et mélancolique; mais il y avait un grand charme dans cette tristesse et cette solitude. En traversant par une journée d'automne ces bois aux teintes variées, où toutes les essences indigènes avaient des représentants, et où l'art s'était discrètement marié à la nature, il était impossible de ne point donner des louanges à la main habile qui avait tracé ces allées solitaires, ménagé ces échappées de vue sur les gazons, sur les coulisses de verdure, sur les lointains vaporeux et les montagnes bleuâtres. On sentait instinctivement qu'un oeil exercé avait surveillé ces travaux, et qu'une âme, éprise des forêts, s'était identifiée avec ce site.

Rien de plus froid qu'une description. Pour rendre l'incomparable fraîcheur de ce parc de Thumenau et promener le lecteur, sans fatigue, dans les chemins qui se croisaient au milieu de „cette solitude des bois", il faudrait que j'eusse à ma disposition la plume de ***Pückler-Muskau***, lorsque dans ses „lettres d'un trépassé" il fait la peinture des grandes propriétés de l'Angleterre, de ces domaines princiers, dont les arbres séculaires forment aussi le principal ornement.

Je ne sais si M. de Turkheim avait voyagé en Angleterre, ou s'il avait trouvé dans sa passion innée pour la sylviculture les beaux effets, qu'il a su produire, en dessinant le plan de son séjour favori, et en assignant, par d'habiles plantations à chaque arbre la place qui lui convenait le mieux dans ce bel ensemble.

Les souvenirs de celui qui écrit ces lignes commencent déjà à s'effacer ou du moins à pâlir; cependant il se rappelle vivement les effets magiques, produits par les dispositions des „géants" de cette forêt; car Thumenau renfermait tantôt au milieu des groupes, tantôt dans une position isolée, quelques magnifiques exemplaires d'arbres, tels que des jardins princiers auraient été fiers d'en posséder. Il s'y rencontrait des chênes d'une rare vigueur, des hêtres d'une superbe venue, et un tilleul énorme, qui conservait, dans sa taille gigantesque, les plus belles proportions.

L'eau ne manquait pas non plus dans ce cadre incomparable; un vaste étang, noir et silencieux, y étalait ses eaux dormantes; partout des canaux d'irrigation entretenaient la fraîcheur des gazons, et dans la forêt native, qui faisait suite au parc dessiné, un bras tortueux de

Rebhuhn oder den guten Lampe als Jagdbeute Mathilden zu Füßen zu legen, war mir große Lust und Freude. Es war auch gut, daß diese Passion der anderen mächtigeren eine kleine Konkurrenz machte, denn nach kurzen Trennungen wurden die Begegnungen nur desto inniger.

So war also den ganzen Sommer über und auch während des Herbstes desselben Jahres mir und Mathilden der Brautstand leicht und erfreulich. Wir teilten unsere Feiertage abwechselnd zwischen Bläsheim und Thumenau; kein Mißton vermochte unser Glück zu stören. Als aber der Winter kam und

---

l'Ill serpentait à travers les joncs et les roseaux. Enfin le canal du Rhône au Rhin, avec sa ligne majestueuse de peupliers, coupait les arpents à l'Ouest des bois.

Ce qui charmait surtout dans ce parc, c'était la simplicité dans la grandeur. Point d'ornements étrangers, point de fabriques presque toujours prétentieuses ou mesquines; point de chinoiseries, point de temples grecs, romains ou gothiques; nulle part des murs; rien, absolument rien, que de loin en loin, des bancs rustiques; la verdure avec toutes ses nuances à vos pieds, à vos côtés, au-dessus de votre tête; et cependant point de monotonie. Je ne dis pas qu'un esprit futile se serait plu au milieu de ce paysage un peu sévère, mais c'eût été un séjour désirable pour un penseur, ou pour un poète rêveur.

„Flumina amem sylvasque inglorius.“

Au Nord de cette forêt, transformée en parc, se trouve une chapelle gardée par un ermite.

La chapelle est dédiee à Notre-Dame-du-Chêne. Cette modeste construction, loin de faire disparate, est en parfaite harmonie avec le caractère de cette solitude, animée seulement par le chant des oiseaux inoffensifs, ou par le cri de l'oiseau de proie, qui traverse, de temps à autre, au-dessus des forêts, les vastes espaces du ciel.

Dans la demeure de Thumenau, le maître, durant ses rares jours de congé, exerçait une hospitalité sans faste; les meilleures heures de sa vie, il les a sans doute passées dans cette terre, au milieu de sa belle famille, et aux côtés d'une épouse chérie, qui appartenait à la noble maison de Degenfeld.

in der Stadt die gesellschaftlichen Verhältnisse uns ihren leidigen Zwang auflegten, da gab es manche trübe Stunde, umsomehr, da eine höchst thörichte, unberechtigte Eifersucht sich des Bräutigams bemächtigte und er die Onkelsmanieren der älteren Herren nur mit Unmut ertragen konnte.

Die Gesellschaft selbst, in welcher wir uns bewegten, war zahlreich und ansprechend; es waren sehr hübsche und gebildete junge Damen und Mädchen in ihrer Mitte, so daß ein Nichtverlobter sich glücklich fühlen konnte, einen so reichen Kranz von Tänzerinnen vereinigt zu sehen.

Mathildens Schwestern, Pauline und Fanny, zeichneten sich unter ihnen durch natürliche Anmut, Geistesgaben und eine treffliche Erziehung vorteilhaft aus. Zwei Cousinen meiner Braut, Töchter des Barons Karl von Türkheim und der bildschönen Gräfin Cäcilie von Waldner-Freundstein, waren reizende Schönheiten.

Die Baronessen von Coehorn, Mathilde und Sophie,*) unsere besten Freundinnen, darf ich nicht vergessen.

Eine von uns wegen ihres schönen Tanzes sehr bevorzugte Tänzerin war Marie Capelle, die (im Jahr 1836) als Madame Lafarge eine so traurige Berühmtheit durch den Mord ihres Gatten**) erlangte. Sie war die Tochter eines würdigen

---

*) Erstere vermählte sich mit dem Hessischen Minister Freiherrn von Dalwigk, die zweite mit dem Baron Napoleon von Menneval, Sohn des ehemaligen Privatsekretärs Napoleons I. Menneval war damals Rittmeister der Artillerie. Ich sollte in ihm später am Hofe des zweiten Kaisers als Oberst und Flügeladjutant einen treuen Freund wiederfinden. Er war einer der seltenen, die nicht von der vergifteten Atmosphäre der damaligen höheren Gesellschaft angehaucht wurden. Er blieb nicht lange Adjutant, weil er zu offenherzig dem Kaiser seine Meinung sagte.

**) Der Prozeß der Madame Lafarge hat in jener Zeit ein ungeheures Aufsehen in der ganzen Welt erregt und die höhere Gesellschaft in zwei

Artillerieobersten und eine sehr schöne, für ihren alten Gatten jedoch zu jugendliche Frau.

Mariens Erziehung schien damals schon eine verfehlte zu sein, denn sie war wild und ungezwungen wie ein Knabe, dabei mit vielem Verstand und geistigen Anlagen, herzlos und leichtfertig; als Kind vergiftete sie einen Lieblingsvogel ihrer Mutter aus Rache und später ihren Gatten, weil sie ihn los sein wollte.

In diesem langen, in Straßburg geräuschvoll bewegten Winter mußte ich Unglücklicher gezwungen von Ball zu Ball wandern; überall begleitete mich mein launiger Humor. Eines Abends zum Beispiel war maskierter Ball bei General Brayer;*)

Teile gespalten, der eine die Unschuld der Verurteilten, der andere ihre Schuld beteuernd. Heute noch giebt es Leute, die behaupten, sie sei unschuldig verurteilt worden, weil die Jury von Tülle durch Feindseligkeiten gegen eine Fremde beherrscht gewesen sei. Die Aufregung und die Entrüstung der Bevölkerung der Correze war so groß, daß jeden Tag ein Zug Husaren den Wagen, der die Angeklagte von dem Gefängnis in den Gerichtssaal führte, begleiten mußte. Lafarge war ein roher aber populärer Mann, der, in bedrängten Geldverhältnissen, der jungen, genuß- und weltsüchtigen Frau auf dem einsamen, düstern Hüttenwerk des Glandiers keine angenehme Existenz verschaffen konnte. Marie Capelle lebte nach dem Tode ihres Vaters bei einer reichen Tante in Paris, die sich beeilte, ihr durch Annoncen in den öffentlichen Blättern einen Gatten zu verschaffen, weil sie im Verdacht stand, einer Gräfin Leoteau Diamanten entwendet zu haben. Kein Wunder, wenn diese Ehe so tragisch endete. Madame Lafarge, durch den berühmten Advokaten Lachaud, der in sie verliebt war, verteidigt, wurde von der Jury der Correze in Tülle zum Tode verurteilt. Der König verwandelte die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängnis; die Unglückselige starb brustkrank in einer Heilanstalt, nachdem sie ihre Memoiren veröffentlicht hatte. Diese letzteren zeugen von einem lebendigen Geiste, aber von einer bösartigen, unedlen Natur. In ihren elenden Mitteilungen schmäht sie Menschen, die ihr Liebe und Wohlwollen gezeigt hatten.

*) Brayer war Witwer; die Honneurs machte seine liebenswürdige Tochter, Gattin des edlen, treuen Herrn Marchand, ehemaligen Kammerdieners Napoleons, der ihm in St. Helena die Augen schloß, nachdem er

unsere Gesellschaft sollte eine Quadrille von acht Paaren in griechischem Kostüm bilden, das Los stellte die Paare zusammen. Ich hatte gehofft, Mathilde würde mir zufallen, doch, o Schrecken aller Schrecken, es war Freiin Sophie von Coehorn, die mir als Tänzerin beschieden wurde. Mein ungerechter Unmut war höchst lächerlich, bezwingen konnte ich ihn nicht. Gern hätte ich mit dem Tänzer meiner lieben Braut Mordhändel angefangen, allein der edle, gute war ein langer, blonder, steifer Mecklenburger, Bruno von Uebel seines Namens; diese hagere Gestalt, als Grieche gekleidet, erzwang mir ein unwiderstehliches Lachen und meine freundliche Tänzerin half mir vollends mit feinem Takt und Verstand den bösen Geist zu bannen.

„Sie haben einen Dolch an der Seite,“ sagte sie, „und sind ein wütender Palikare diesen Abend, geben Sie mir die niedliche Waffe, damit sie nicht schädlich wird.“ Im Tanze reichte sie Mathilden den Dolch und sagte heiter: ich hab dir ihn entwaffnet.

So ging auch dieser lange Abend, wie noch viele andere lange Abende glücklich vorüber. Der Winter war zwischen Glück und Unmut und in beständiger Aufregung dahingeschlichen; als er vorüber war, da lebte ich wieder auf. Der Zwang des Salons mit dem unausstehlichen Gefunkel so vieler Lichter und dem Gelichter war verschwunden; es blieb mir nur noch die wohlthuende Erinnerung an die liebliche Erscheinung meiner

---

ihn lange Jahre eher als Freund denn als Diener umgeben hatte. Madame Marchand war ganz die Kreolin, naturwüchsig, einfach und äußerst anmutig in ihrem Benehmen wie in der Konversation. Die beiden Söhne des Generals, deren einer noch heute als Divisionär in der französischen Armee dient, waren beide gebildete und höchst anständige Kavaliere.

Geliebten, die sich in ihr Los als Braut so ergeben und anmutsvoll schickte, daß ich sie, beschämt über meine eigene schlechte Contenance, noch mehr lieben und bewundern mußte.

Die Familie von Türkheim zog im Mai wieder nach dem herrlichen Thumenau, und ich nahm ernster als je meine administrative Kette an den Hals. Meine Besuche auf dem Lande wiederholten sich wie im verflossenen Jahre bis Ende Juli; im August begleitete ich meinen Präfekten wieder auf seiner alljährigen Rekrutierungsreise im Departement und eroberte mir dessen vollkommene Zufriedenheit. Seine Satisfaktion zeigte mir der Sonderling auf eine originelle Weise bei folgender Gelegenheit.

An der Grenze des Oberrheines erwartete uns der Präfekt des nachbarlichen Departements, Monsieur le Baron Brett, und lud uns zu einem Balle ein, den er zu Ehren des hohen Kollegen veranstaltet hatte. Das Fest war sehr brillant, die Gesellschaft zahlreich und liebenswürdig. Die achtzehnjährige Tochter des Hausherrn war die reizende Königin des Balles; ich tanzte mehreremale mit ihr und mit den schönsten Damen Kolmars, flott, als hätte ich keine Braut in Straßburg. In denselben Räumen, wo ich fünfzehn Jahre später selbst der Hausherr und meine liebe Mathilde nicht mehr an meiner Seite sein sollte, tanzte ich eine ganze Nacht. O hätte ich gewußt, was mir bevorstand, wahrlich ich hätte nicht getanzt!

Als wir gegen Morgen wegfuhren, sagte mir mein Präfekt in prophetischem Tone: Sie haben diese Nacht in ihrem künftigen Hotel, denn hier werden sie einst Präfekt sein, brav gearbeitet und den Sieg über den Oberrhein leichtfüßig davongetragen; ich habe meinerseits die Herren im Whist geschlagen und ihnen fünfundzwanzig Louisdor abgewonnen. Ihr Kollege,

Michand Bellaire, — denn ich sehe auch Sie als meinen Präfekturrat an*) — hat im Billardspiel ebenfalls gewonnen: folglich hat uns der ganze Oberrhein Tribut zahlen müssen. —

Von dieser Reise zurückgekommen, galt mein erster Besuch meinen lieben Eltern, weil ich besorgt um meine Schwester Louise war, die ich kränkelnd verlassen hatte.

Ich fand sie leidend, doch nicht lebensgefährlich krank; ihr Leiden war ein chronischer Brustkatarrh, den man sich leicht zu heilen versprach. Die guten Eltern, welche die Kranke täglich um sich hatten, ahnten noch keine drohende Gefahr, aber mich bestürzten und jammerten tief die veränderten Züge und das Verbleichen des sonst so blühenden Mädchens; bange Ahnung sagte mir, daß wir diese Perle unserer Herzen nicht behalten sollten. Zu jeder Freude muß ein Leid sich gesellen — und so warf auch hier die Krankheit der zärtlich geliebten Schwester einen düsteren Schatten auf mein inneres Glück.

Als ich Mathilde im September wiedersah, nahm sie die Hälfte meines Kummers auf ihr innig teilnehmendes Herz, ohne jedoch meine Besorgnis für vollkommen begründet zu halten; sie und die ihrigen trösteten mich alle mit der Versicherung: man könne Jahre lang an der Brust leiden und dennoch genesen. So wurde auch ich wieder mit neuer Hoffnung erfüllt, umsomehr, da sich bald nachher eine auffallende, aber leider nur trügerische Besserung in dem Zustande meines lieben Schutzengels einstellte.

Zugleich erfuhr ich auch, daß der Präfekt d'Arnouville jetzt auf die Beschleunigung meiner Heirat gedrungen habe, weil er die Zeit für günstig hielt, eine Unterpräfektur für mich

*) Herr Michand Bellaire war ein alter, in der Verwaltung ergrauter Präfekturrat.

in Anspruch zu nehmen. Die Hochzeit wurde auf den 24. November festgesetzt. Daß die zwei Monate, die uns noch von dem langersehnten Ziele trennten, langsam dahinglitten, wird man leicht begreifen; doch sie verstrichen, wie alles hienieden vergeht, und der glückliche Tag war erschienen, jedoch nicht ohne ein neues Leid neben die Zufriedenheit zu stellen.

Mein teurer Lehrer Dr. Redslob starb nach kurzer Krankheit den 23. November, und es war nicht mehr möglich, die Hochzeit zu verschieben. An demselben Altar, wo wenige Stunden später die Leiche meines Pflegevaters zur ewigen Ruhe eingesegnet wurde, mußte ich getraut werden.

Die Trauung wurde von demselben Geistlichen vollzogen, der Mathilde und mich konfirmiert hatte; an den Stufen des altehrwürdigen Altars der neuen Kirche,*) wo wir unser Glaubensbekenntnis abgelegt hatten, wechselten wir die Ringe, und kaum waren wir aus der Kirche, so tönte schon die Totenglocke für das Begräbnis meines verewigten, unvergeßlichen Freundes. — Das ist doch das Bild des vergänglichen, wechselnden Lebens: „Hier wird gefreit und auch zugleich begraben" mußte ich den Vers der Glocke verändert anwenden.

Die Flitterwochen brachten wir still und gemütlich bei meinen Eltern in Bläsheim zu, wo wir selbstverständlich der Mittelpunkt aller möglichen Attentionen und der rührendsten Zärtlichkeit wurden. Im Dezember bezogen wir dann eine

---

*) Die sogenannte neue Kirche war eine sehr alte; den Protestanten unter Ludwig XIV. gegen Austausch des Münsterdomes, den sie seit der Reformation inne hatten, gegeben, wurde dieser schöne Bau im Jahr 1870 bei der Blokade von Straßburg mit der daranstoßenden reichen Bibliothek ein Raub der furchtbaren Beschießung. Heute erhebt sich an derselben Stelle ein neues, in romanischem Stil erbautes Haus, eher ein abendländischer Tempel als ein protestantisches Gotteshaus.

niedliche Wohnung im Hause meiner Schwiegereltern und brachten einen gemütlicheren Winter zu, als der verflossene für uns sein konnte.

Ich arbeitete wieder fleißig, erübrigte aber noch Zeit, um viel mit meiner jungen Frau zu lesen. Wir lasen unter anderem auch „Dichtung und Wahrheit," und besprachen oft mit der Tochter Lilli's (Frau Lilli von Brunk, Schwester meines Schwiegervaters) den Brautstand Goethe's und sein Verhältnis zu Lilli. Über die Einzelnheiten dieser Lektüre und jener Gespräche darf ich mir wohl erlauben, auf die Biographie „Lilli's Bild" zu verweisen, weil doch das bescheidene Büchelchen schon viel gelesen worden, und ich im beschränkten Raum dieser Blätter nicht alles wiedergeben kann, was ein Buch, so klein es ist, ausfüllt.

Es wird dem lieben Leser wohl verständlich sein, wie anziehend für die Enkelin Lilli's die Lektüre von „Dichtung und Wahrheit" sein mußte.

Mathilde wollte nicht begreifen, daß man eine Lilli verlassen konnte, und das Ende des Liebesdramas entlockte ihr bittere Thränen der Entrüstung über Lilli's Schmerz und Goethe's Leichtfertigkeit. Ich tröstete sie mit einer Umarmung und sagte: Sei froh, du Närrchen, daß es so geschehen mußte, denn Lilli's liebliche Enkelin hätte ich nie in Weimar gesucht. — Wir lachten und sprachen einstimmig ein hartes Urteil über den grausamen Dichterkönig aus. Mathilde hieß Goethe einen „Olympischen Blaubart," und mein Schutz war nicht fähig, dem großen Meister Gnade vor der kleinen gereizten Biene zu verschaffen.

In Gesellschaften und auf Bällen waren beide junge Eheleute nun ganz vergnügt und zufrieden: Mathilde mit meiner

unbefangenen, eifersuchtsfreien Heiterkeit, ich mit ihrem reizend anständigen Benehmen und ihrer ungezwungenen Grazie. Aus dem ungenießbaren Verlobten aber war wirklich ein leidlicher Gatte geworden.

Die Jahre 1834 und 1835 verschwanden sehr schnell unter so glücklichen Verhältnissen; im Wechsel der ernsten Arbeit und des heiteren Familienlebens flossen die Monate hin wie ein glücklicher Traum.

Im Mai 1836 schenkte mir meine liebe Frau ein Bübchen, dem wir den Namen Edgard gaben. Sein Erscheinen wurde mit frohem Jubel begrüßt, über seine Wiege jedoch zogen sich düstere Wolken zusammen.

Meine Schwester Louise war in den letzten Monaten ernstlich erkrankt, ihr Brustleiden hatte in den Frühlingstagen erschreckende Fortschritte gemacht; meine Mutter war mit ihr nach Paris geeilt, um bei einem damals berühmten Spezialisten Hilfe zu suchen; der Abschied von der kranken Schwester war um so schmerzlicher, als ich wenig Hoffnung hatte, sie wiederzusehen.

Meine bange Ahnung teilte endlich auch mein armer, guter Vater, der sich bisher noch immer dem Gedanken verschlossen hatte, er könne das Kind seines Herzens verlieren.

Nach der Abreise meiner Mutter erkrankte auch der gramgebeugte Vater; er verfiel in eine tiefe, hinbrütende Schwermut, gab deutliche Zeichen einer Hirnerweichung und wurde in zwei Monaten immer schwächer, so daß der Arzt eine baldige Auflösung voraussah.

Obgleich ich meinen lieben Vater nicht verlassen hatte und meine Pflege ihm die liebste war, die er sich gewünscht hatte, hielt ich es doch für meine Pflicht, meine nicht zu fern wohnenden Geschwister herbeizurufen.

Während ich dem kranken Vater alle meine Sorgfalt widmete, erhielt ich am 12. Juli meine Ernennung zum Unterpräfekten des Bezirkes Espalion im Departement Aveyron. Die lang erwartete Beförderung, die mich unter andern Umständen mit Freude erfüllt hätte, ließ mich in diesem Augenblick nicht nur gleichgültig, sondern sie versetzte mich in die schmerzlichste Lage; die erste Pflicht schien mir, bei dem sterbenden Vater auszuharren und ihm die Augen zu schließen. Allein es sollte mir nicht gestattet werden, diese traurige Pflicht zu erfüllen. Der Präfekt drang auf meine schleunige Abreise, ich meinerseits schob diese von Tag zu Tag weiter hinaus, bis endlich von Paris dringender Befehl kam: entweder mich sofort auf meinen Posten zu begeben oder demselben zu entsagen.

Da war denn kein Zögern mehr möglich; ich überließ die weitere Pflege des besten der Väter meinem Bruder Alfred und meiner Schwester, der Gräfin Sparre (Pauline), und riß mich dann blutenden Herzens vom Krankenlager des beinahe schon bewußtlosen Vaters und aus den Armen meiner Geschwister los und trat am 28. Juli, erschüttert und gebeugt, die lange schwere Reise ans entlegene Ende Frankreichs an.

Mein teurer Vater verschied kurz darauf, und meine unglückliche Mutter verlor die geliebte Tochter in Paris — einen Tag vor dem Tode ihres Gatten. Auf dem Kirchhofe zu Bläsheim langte der kleine Sarg Louisens an dem Begräbnistag ihres Vaters an, und dieselbe Gruft schloß sich über zwei Wesen, die auf dieser Erde nur Eine Seele waren. Entsetzlich war der doppelte Schlag, der uns alle, aber besonders meine arme, gute Mutter getroffen hatte. Für Mutter, Sohn und Geschwister war mein Weggehen ohne Abschied unter so grau-

samen Verhältnissen ein schmerzlicher Riß durch die Herzen, und doch konnte es nicht anders sein.

So zahlte ich meinem Berufe teuer die erste Schuld, und lange wehmütige Trauer begleitete mich auf meinem Gange zu meinem Bestimmungsorte. Ernst sollte ich die Laufbahn beginnen; es war wie eine Mahnung des Schicksals, welche mir zurief: deine fröhlichen Tage sind vorüber! von nun an mußt du ringen und kämpfen, damit dein Leben ein nützliches werde. — Wie unter trübem, stürmischem Himmel die Saat gedeiht, so sprießt ein unverkennbarer Segen aus den läuternden Schmerzen einer schwer geprüften Seele.

Auch für Mathilden war der Abschied vom elterlichen Hause ein harter Entschluß, allein die biedere Frau nahm ihr Kind in die Arme und folgte mir mit stoischer Fassung in den bereitstehenden Reisewagen.

Ein Bedienter, eine Kammerjungfer und eine treue elsäßer Amme waren die Begleiter der jungen Herrschaft, die zur Vaterstadt hinauszog, wie man heute nach Amerika auswandern würde; denn keine Eisenschienen standen uns damals zu Gebote. Der weite Weg mußte per Post und wegen des kleinen Säuglings und seiner zarten Mutter in kleinen Tagereisen zurückgelegt werden.

Unser Weg, der nächste, den wir wählen konnten, führte uns über Kolmar, Besançon, Dijon, Moulins, Clermont-Ferrand und St. Flour nach Espalion, der kleinen Gebirgsstadt am Ufer des Lots, in einem engen Thale, ringsum von hohen Bergen umschlossen. Die neunhundert Kilometer, die uns von der Heimat auf Jahre trennen sollten, legten wir in zwölf Tagen zurück.

Der bequeme Reisewagen war ganz ausgefüllt, und unser

Sprößling hing in einer sicheren gepolsterten Hängematte an der Decke, geschaukelt wie in seiner Wiege, ohne die Beschwerden der langen Fahrt zu spüren. Sein erstes Lächeln unterwegs war auch der erste Sonnenstrahl, der in unsere tiefbetrübten Herzen drang; und von dem Augenblick an erhoben wir uns zu neuem Mute, weil wir ja auch für unser liebes Kind die schmerzliche Trinnung von Eltern und Vaterland unternommen hatten.

Unterwegs hatte ich vollauf zu thun und zu sorgen: die Postillone zu prüfen und die Sicherheit des Fahrens zu bewachen; denn auf meinen jungen Diener, der die meiste Zeit auf seinem Bocke schlief, konnte ich mich wenig verlassen.

Die französischen Postillone fuhren damals, um ein besseres Trinkgeld zu erhalten, mit unglaublicher Kühnheit; besonders in den Bergen des Montd'or war dieses Fahren nicht ohne Bedenken.

Einen Teil des schönen Frankreichs, das ich später in allen Richtungen durchforschte und bis in die letzten Thäler und Bergwinkel kennen lernte, sahen wir auf dieser Reise bei herrlicher Witterung wie ein Panorama an uns vorüberziehen. Wir bewunderten die reizende Mannigfaltigkeit der Provinzen, die wir durchfuhren, und mußten doch am Ende gestehen, daß unser Elsaß die schönste Perle in diesem Länderschmucke war.

Am zwölften Tage unserer langen Fahrt drangen wir tief in das Gebirge des Montd'or ein; steile, kahle Hänge, tiefe Schluchten, wilde Bäche umgaben uns bis zu unserer kleinen Residenz. Die Straße wandte sich in unzähligen kleinen Krümmungen über die höchsten Gipfel und drang abwechselnd wieder in tiefe Thäler. Beinahe unbewohnt und ohne andern Reiz, als den der großartigsten Einsamkeit, dehnten sich die

Gebirgsmassen vor uns und neben uns bis ins Unendliche aus; einen starren, ernsten, aber imposanten Anblick bietet dieser Ocean von Bergen dem erstaunten Auge dar.

In einer engen Schlucht begegnete uns ein armer Bursche, der, mit einer Kette an das Pferd eines der beiden Gendarmen, die ihn führten, geschlossen, abgemattet und betrübt dem schnellen Schritte der Pferde kaum Stand hielt. An einer Quelle machten die Gendarmen Halt, lösten die Kette des Gefangenen und gewährten ihm Ruhe und frischen Trunk. Ich ließ den Wagen halten, stieg aus und erkundigte mich bei dem Führer, der die Kette gelöst, welche grausame That der Gefangene denn begangen habe, um so streng behandelt zu werden. Der Gendarm berichtete: Der Sträfling sei ein junger Rekrut aus dem Bezirke Espalion, der, von einem unwiderstehlichen Heimweh erfaßt, in seine Berge desertiert, jedoch verhaftet und von einem Kriegsgerichte in Clermont zu zwei Jahren Ketten- und Kugelstrafe verurteilt worden sei; und nun sollte er von Station zu Station nach Toulon geführt werden.

Während der Erzählung des Soldaten brach der arme Junge in Thränen aus und jammerte besonders darüber, daß er an seinem Dorfe vorüber müsse, ohne seine alte Mutter noch einmal umarmen zu dürfen.

Mathilden und mich rührte die Leidensgeschichte des ersten meiner Verwalteten, der mir begegnete, so sehr, daß wir den Wagen verließen und mit dem Gefangenen den langen, steilen Berg hinanschritten. Im Gehen wuchs unser Interesse an dem Unglücklichen und Mathilde sagte mir ziemlich laut und leidenschaftlich: Als Unterpräfekt kannst und mußt du da helfen! es ist nicht möglich, daß der arme Junge diese grausame Strafe wegen eines so kleinen Vergehens abbüße — schreibe an den König!

Ich schwieg nachdenkend und schüttelte zweifelnd den Kopf; da sagte bescheiden der alte Gendarm:

Madame a raison, si Monsieur est notre nouveau Sous-Préfet, il peut aider ce garçon, qui est condamné si sévèrement parceque les désertions sont depuis quelque temps plus fréquentes; il en est la victime; on a voulu un exemple. — Oui, sagte ich, c'est très bien, mais comment? — C'est facile, mon Préfet, war die Antwort, à Espalion vous remplissez les fonctions de Sous-Intendant militaire et pouvez donner 15 jours d'hôpital au pauvre diable, car il a les pieds ouverts et ne peut plus marcher. Pendant ces 15 jours ont peut faire une demande en grâce à Paris et avoir la réponse.

Ehe ich wieder den Wagen bestieg, fragte ich noch manches, das ich wissen mußte, um mein Begehren an den König wirksam abzufassen, namentlich warum der Gefangene an das Pferd gefesselt worden. Der Gendarm sagte trocken: c'est l'ordre, et en outre, le gaillard a tenté de s'échapper.

Mir war die ganze Scene wie ein lebendiges Sittenbild eines Teiles der Bevölkerung vorgekommen. Also, sagte ich mir, mit einem guten, braven und energischen Gebirgsvolke wirst du es zu thun haben, das seine Heimat und den Herd über alles liebt und fähig ist, die größten Opfer zu bringen.

Mathilde war glücklich, den ersten Schritt in ihre neue Residenz durch eine Wohlthat bezeichnen zu können und während der letzten Station besprachen wir miteinander alle Mittel, die wir zur Befreiung des armen Gefangenen anwenden wollten.

Von der Höhe eines steilen Berges sahen wir gegen fünf Uhr abends tief unten im Thal einen langen Silberstreifen in Schlangenwindungen sich hinziehen und an seiner Seite einen

schwarzen Fleck liegen, der wie ein Kohlenmeiler dampfte und ungemütlich die hübsche Landschaft entstellte. Alsbald ertönte die Stimme des Postillons, der triumphierend ausrief: Monsieur, voilà Espalion! — Das ist also die Hauptstadt meines Bezirkes, dieser Kohlenmeiler? Der Silberstreifen ist der berühmte „Lot", der zwei Departements seinen Namen giebt.

Wir stiegen aus und betrachteten das ernste melancholische Gemälde, das sich vor uns entwickelte: Weit und breit nichts als hohe steile Gebirgsmassen und tief unten, wie begraben, das kleine schwarze Nest. Wir sahen uns eine Sekunde fragend an, dann sagte Mathilde: es ist ja ein Verbannungsort! — und brach in heftiges Weinen aus. Im Wagen tröstete ich die arme, mir zu liebe so weit von ihrem heiteren Familienleben gewanderte junge Frau mit den Worten: Liebes Kind, ein Verbannungsort, wo man der erste im Rat und auch in der That sein wird, wo man Gefangene befreien und einem ganzen Volke nützlich sein kann, ist mir ein lieber, willkommener Ort. — Sie umarmte mich und lächelte freundlich durch ihre Thränen: mir soll er auch willkommen sein, dieser entlegene Ort, weil er dir zum segensreichen Wirken beschieden ward.

Immer rascher rollte der schwere Wagen dem tiefen Abgrunde zu. Nach und nach wurden die Bilder weniger starr und ernst. Vor unsern neugierigen Blicken entwickelten sich grüne Vorberge, mit schattigen Kastanienwäldern bedeckt, dann lachende Rebhügel mit einzelnen Wohnungen der Winzer, endlich das ziemlich enge, aber durch den Silberfluß und reiche Wiesen sich freundlicher zeigende Thal. Durch eine kleine ärmliche Vorstadt mit Hütten und etlichen Wirtshäusern über eine hohe in der Mitte steil anstrebende Brücke, als sollten stolze

Masten unter ihr wegziehen, gelangten wir in eine enge lange dunkle Gasse, inmitten welcher der Wagen vor einem winzigen Portale anhielt — und wir befanden uns an der Schwelle eines kleinen unansehnlichen Privathauses, an dessen Front in großen Buchstaben zu lesen war: Hôtel de la Sous-Préfecture.

Alles sah rußig und düster aus; im kleinen Vorhof empfingen uns Monsieur und Madame Thedenat, die Besitzer und Vermieter des Hauses, welche uns nach den ersten Begrüßungen in starkem mittäglichem Accent versicherten, das Haus sei wohnlich „und“, fügte die Hausfrau mit devoter Miene hinzu, „jamais des punaises“.

Wir hatten Mühe, uns der Redseligkeit der beiden Gatten zu entziehen.

Herr Thedenat war Bürgermeister, Arzt und Mitglied des Bezirkstages, in welch letzterer Eigenschaft er während des Interims die laufenden Geschäfte der Unterpräfektur treulich mit seiner Unterschrift und mit vielen Phrasen besorgt hatte. Dieser Ehrenmann, den ich nach und nach lieb gewinnen konnte, machte keinen schlechten Eindruck auf mich.

Während Madame Thedenat meine liebe Mathilde mit den knappen Räumen des sogenannten Hotels bekannt machte und für die ersten Bedürfnisse sorgte, führte mich mein neuer Hausfreund in meine Werkstätte, „le cabinet de Monsieur le Préfet“. (Aus Höflichkeit nannte man stets den Unterpräfekten kurzweg Präfekt.) Da lagen auf den Tischen, Stühlen und selbst auf dem Sopha Stöße von Akten in allen Größen und von jeder Gattung. Die meisten Briefe waren noch unerbrochen, was jedoch meinen Gönner nicht hinderte, unverfroren und mit selbstbewußter Miene auf den Wust deutend auszurufen: tout cela est expédié. Ich lächelte und dachte bei mir selbst: ein

Typus des wahren Gaskogners, dein Hausherr! Diese Race des Südens lügt wie gedruckt, glaubt aber so fest an ihre Wahrheitsliebe, malt alles so phantasiereich aus, daß man sie fast für treuherzig halten könnte.

Gleich wurde ich mit unbeschreiblichem Redeschwall in alle kleinen Intriguen des Städtchens eingeweiht und vor gewissen Regierungsfeinden gewarnt; auch mußte ich die Namen aller Freunde und Gevattern des guten alten Herrn mir bestens empfohlen sein lassen.

Die Geschichte wurde mir endlich doch etwas lang; ich schellte nach meinem Diener, entschuldigte mich und verabschiedete den etwas Zudringlichen mit der größten Freundlichkeit.

Müde von der Reise, dachte ich nun meiner lieben Frau beistehen, mich selbst umkleiden und einen Augenblick ausruhen zu können. Allein statt meines Dieners, der meine Klingel noch nicht kannte, erschien eine lange, hagere, steife Gestalt, die Feder hinter dem rechten Ohr, einen Stoß Akten unter dem Arm, die blaue Brille auf der Stirne. Das sonderbare Gespenst verbeugte sich tief und sagte mit fast tragischem Pathos: Monsieur le Préfet, la signature du jour. Ich hatte also den Despoten des Hauses vor mir, den eingefleischten Bureaukraten, der stets ausharrt, wenn alles um ihn her versinkt, der allen Revolutionen, allen Wechseln trotzt und sich als die lebendige unentbehrliche Tradition der Verwaltung fühlt.

Der Mann war mir nicht neu, seinen Typus kannte ich ja aus der Straßburger Präfektur; es handelte sich nur, um keine Zeit in Debatten zu verlieren, dieser lebenden Überlieferung auf schonende Weise, aber peremptorisch klar zu machen, daß auf mich kein Druck des Bureaus möglich sei.

Wie heißen Sie, lieber Herr Bureauchef? fragte ich das

Original. — Edmund Saltel, fünfzig Jahre alt, seit fünfzehn Jahren ohne Unterbrechung und unter vielen Präfekten Chef der Verwaltung in Espalion, erwiderte er.

Mein lieber Herr Saltel, sagte ich ruhig, Chef de Bureau sollen Sie auch ferner unter mir bleiben, sogar mit Verbesserung Ihrer Stellung, allein merken Sie sich folgendes: Hier wird nur Ein Wille und Ein Chef sein; die Anmaßung irgend einer Bevormundung meiner Verwaltung dulde ich nicht. Ihren Rat erteilen Sie mir, wenn ich Sie dazu auffordere; sonst nie und unter keiner Bedingung! — Das schien dem guten Mann unglaublich; er reichte mir schweigend, aber verschmitzt lächelnd den Aktenstoß und sagte: Darf ich um Erledigung der heutigen laufenden Geschäfte bitten? — Heute nicht! entgegnete ich, denn ich bin todmüde und unterzeichne nie ohne genaue Prüfung der Aktenstücke, die mir vorliegen. Höflich grüßend setzte ich hinzu: Morgen um neun Uhr!

Der Magere glotzte mich mit der Brille an, verbeugte sich tief und verließ das Kabinet, ohne ein Wort mehr zu verlieren.

Kaum war er fort, so erschien er aufs neue mit dem Gendarmen und mit dem unglücklichen Gefangenen, der kaum noch im stande war, sich auf den Beinen zu erhalten.

Monsieur le Préfet, sagte Saltel, beinahe unmutig, voilà un drôle qui prétend que vous lui avez promis un billet d'hôpital pour 15 jours; cela est impossible, cet homme n'a pas droit à un aussi long séjour a l'hôpital, et la dépense de son entretien serait refusée par la cour des comptes. — Ich erwiderte: Monsieur Saltel, faites un billet d'hôpital, valable pour 15 jours, à cet homme et ne vous inquiétez plus du reste. Moi seul je suis responsable devant la cour des comptes qui approuvera; si elle refuse, je paierai!

Nun endlich kam ich zu meiner Ruhe, nicht ohne Genugthuung, gleich den ersten Abend und noch staubbedeckt meine kleine Position gegen die ersten Angriffe verschanzt zu haben.

Meine liebe Mathilde lachte mit mir vergnügt über die paar komischen Figuren, die uns erschienen waren, freute sich wie ein Kind über des Deserteurs Aufnahme in dem Spital und führte mich dann in den Speisesaal, wo ein genügendes Diner, aus dem Gasthof geholt, uns erwartete.

Bei Tische erzählte sie mir mit großer Heiterkeit alle kleinen Kankans, die ihr Madame Thedenat beigebracht (ebenso wie mir der Herr Gemahl) und es stimmten die Erzählungen der beiden ziemlich überein; wir versprachen uns gegenseitig, von allem Gerede fern zu bleiben, alles anzuhören, und uns in nichts zu mischen, was Stadtgeschichten betreffen könnte. Vor Schlafengehen nahmen wir alle möglichen Vorsichtsmaßregeln gegen die nächtlichen reißenden Tiere, von welchen man uns im voraus freigesprochen hatte. Du wirst sehen, sagte mir lachend die liebe Frau, du wirst sehen, wir werden zerrissen, denn die Gaskognerin hat ungeschickt vorgebaut.

Richtig war es auch so. Wir brachten eine gräßliche Kampfnacht zu. Wenn wir unsere Betten mitten in das Zimmer gerückt, alles mit Insektenpulver bestreut hatten, half es doch nicht; die mittäglichen Bestien ließen sich von der Decke herabfallen und peinigten uns die ganze Nacht.

Unser armes Bübchen blieb nicht verschont, doch war sein Bettchen, das wir im Wagen mitgebracht hatten, noch nicht so infiziert wie unsere Möbel, die, schon 14 Tage lang ausgepackt, die schädliche Garnison aufgenommen hatten.

Wie wir uns vor Wanzen, Mäusen und zudringlichen

Menschen in der Zukunft zu wahren wußten, werde ich im nächsten Kapitel dem gütigen Leser mitteilen.

Ich schließe diesen Abschnitt meiner Bekenntnisse mit dem Versprechen, meinem Bezirke Espalion ein gnädiger, aber strammer Mamamouchy zu werden. Und ein Mamamouchy ist kein Jüngling mehr.

Mannes-Alter

1836—1850.



Mamamouchy war mein letztes Wort im vorigen Kapitel, es bedeutet so viel als: Karikatur eines Herrschers. Molière hat in mehreren seiner Komödien diesen Namen seinen lächerlichen Pseudopaschas verliehen, und unter dem ersten Kaiser ist der Spitzname den Herren Präfekten beigelegt worden, deren viele eine oft übertriebene Strenge zur Schau trugen.

Man konnte von ihnen sagen: es ist ja kein Präfektlein so klein, ein Kaiserlein stecket darein.

Doch man beruhige sich, wenn man glaubt, ich habe meinen Freund und Gönner Choppin d'Arnouville auch in dieser Hinsicht zum Muster genommen. Gerade im Gegenteil! Hatte ich die Lächerlichkeit des hochtrabenden Tones erlauscht und eingesehen, so hütete ich mich wohl, dieselbe nachzuahmen. Ich nahm mir nur die Freiheit, in allem, was ich zu besorgen hatte, sehr kurz und bestimmt zu sein und mich von fremder Beeinflussung fern zu halten.

Der Tag nach unserer Ankunft verging mit Besorgung des Auspackens und der ersten Einrichtung. Mathilde bestellte ihr neues Haus, so gut es die Verhältnisse erlaubten; genügsam wie wir waren, genügte uns auch die kleine Wohnung, die bald gesäubert und, von stechenden Gästen befreit, erträglich wurde.

Auch mit meinen Bureau's kam ich in kurzer Zeit zu einem leidlichen modus vivendi und in Freund Thedenat fand ich eine wohlwollende Stütze, indem ich, seine Ortskenntnis benützend,

dem Kleinwinkelgeist kein Gehör schenkte und mich, was die Menschen betraf, selbst nach und nach orientierte.

Denselben Tag besuchten wir den armen Deserteur, den wir im Bette und sehr matt und geschwächt antrafen. Seine beiden Eltern waren bei ihm; sie überhäuften uns mit Danksagungen in unverständlicher Mundart (patois), in welcher das Wort pécaire in allen Tonarten hundertmal vorkam. Man verständigte uns, dieses vielgebrauchte Wort bedeute bald Freude bald Schmerz: so etwas wie leider, lieb, böse, traurig; alles das wurde mit dem ewigen pécaire bezeichnet und sollte der Rede den gewünschten Nachdruck verleihen. Wir trösteten die guten Leute so gut wir konnten und kehrten zu unserer Wohnung zurück, begleitet von einem Schwarm zerlumpter Weiber und Kinder, die beständig das pécaire, auf uns angewandt, im Munde führten.

Wir verfaßten sogleich unsere naive, einfache Bitte an Majestät Louis Philipp, in welcher wir kurz die ganze Geschichte erzählten und mit gutem Gewissen unsern Schützling als einzige Stütze seiner blutarmen Eltern darstellen konnten.

Se. Excellenz Herr Saltel schrieb das Dokument in schöner Schrift ab, wir unterzeichneten und ich schickte es an den edlen General Athalin, Flügeladjutant und Intimus des Königs, ihn inständig um seine Fürsprache bittend.

Zugleich schrieb ich an meinen Präfekten und an den kommandierenden General in Rodez, um beider Hilfe sicher zu sein, wenn die Sache an die Militärbehörde zur Untersuchung geschickt werden sollte. Die Antwort von Paris kam mir endlich nach drei Wochen zu. Der König schenkte dem armen Menschen ein Jahr seiner Strafe, doch müßte er sofort nach Toulon abgeführt werden und dort im Militärbagno als Schreckbeispiel

für andere Desertionslustige die Kette mit der schweren Kugel tragen.

Diese halbe Gnade kam zu spät; eine höhere Barmherzigkeit hatte die Ketten des Verurteilten schon gelöst, ihm die ewige Freiheit verliehen. Der Unglückliche starb den vierzehnten Tag nach seiner Ankunft in Espalion an einem perniziösen Fieber, welches ihm gnädig das Bewußtsein geraubt hatte; er starb in den Armen seiner trostlosen Mutter, die nicht von ihm gewichen war.

So sollten wir zum erstenmal und bei Beginn unseres Wirkens schmerzlich erfahren, wie schwer es ist, das Gute zu thun, wenn man mit den weltlichen Anforderungen zu rechnen hat.

Gleich in den ersten Tagen hatten wir unsere Besuche in der kleinen Stadt bei allen Notabilitäten abgestattet, nachdem ich die Behörden empfangen und den jeweiligen Spitzen derselben vorschriftsmäßig meinen Gegenbesuch geleistet hatte.*)

Die sogenannte Gesellschaft (denn der Franzose läßt den Titel société auch in den kleinsten Winkeln nicht fallen) war eine ganz eigentümliche.

Die einheimischen Herren trugen sämtlich das originelle, bewegliche und theatralische Gepräge des aufschneiderischen und prahlenden Meridionals; lustig und witzig waren viele unter ihnen, gutmütig wohl auch, aber im Durchschnitt alle höchst unzuverlässig und in die Länge ermüdend. Eine oberflächliche Bildung, einen greifbaren Mangel an gründlichem Wissen konnten

*) Das décret des présences des ersten Konsuls (Napoleon) regelt genau die Ceremonien beim ersten Empfang der Präfekten und Unterpräfekten.

weder die geläufige Zunge noch die lebendige Phantasie und deren pantomimische Suade verhüllen.

In den verschiedenen Klassen und Berufsstellen konnte man das Land und seine Gewohnheiten, Bedürfnisse, Mängel und Vorzüge genau erkennen.

Das Volk war roh und unwissend, arbeitsam und sparsam, aber leidenschaftlich in allem; bei einem in den Thälern parzellierten und oft kargen Boden war die Liebe zum Herde und die Passion für die mühsam bezwungene Scholle bis zur Unsitte getrieben; daher unzählige Prozesse für die kleinsten, geringfügigsten Gegenstände. Auch florierte und pullulierte der tonangebende Advokatenstand zum Schaden der armen Klienten. Die meisten dieser Geschäftsleute lebten von der schrecklichen Borniertheit des Landvolkes.

Der Richterstand war ehrlich und berufstreu, jedoch ebenfalls nur halbgebildet.

Unter den Beamten der Regierung befanden sich viele Einheimische, welchen ich nur Gutes nachreden darf; sie waren bieder und zeichneten sich vor andern fremden Beamten durch eine unbedingte Ergebenheit an die Regierung aus.

Behörden von fern her waren nur wenige vorhanden; der Bezirkseinnehmer der sämtlichen Steuern, das finanzielle große Tier, und als solches der bestbesoldete Beamte war ein Herr Cosseron de Villenoisie, einer flämischen Familie aus Dünkirchen entsprossen. Dieser ehrenhafte Mann und seine Gattin mit ihren feinerzogenen Kindern und einer Nichte boten uns eine nordische Zufluchtsstätte, wo wahre Bildung und Sinn für Konversation, Musik und Litteratur zu suchen war.

Diese guten biederen Menschen hatten in der nordischen Seestadt Dünkirchen ein brillantes Leben geführt; Unglück in

dem großen Handelsgeschäft, bei dem sie beteiligt waren, zwang den Familienvater, sich um eine Anstellung zu bewerben, und so wurde die ganze Dünkirchner Smala nach Espalion geschleudert.

Sie waren gekommen mit Kind und Kegel; ihre Hauspenaten: die blanken kupfernen Kessel, die Theemaschinen, das mächtige Piano, und sogar die traditionelle riesenhafte flämische Mange mit der Sechszentnerlast der ungeheuren Steine zum Beschweren, alles hatten sie mitgeschleppt.

In diesem Haus fand man die nordischen Sitten bis ins kleinste Detail vertreten: Reinlichkeit zum Verzweifeln, Pünktlichkeit und Häuslichkeit bis zur Pedanterie getrieben; dagegen aber auch eine große und wahre Liebenswürdigkeit.

Die Freundschaft dieser, uns in der Fremde sympathischen Familie suchten wir auf jede denkbare Weise zu erwidern.

Dem jungen Cosseron, der damals fünfzehn Jahre zählte, erteilte ich jeden Tag Unterricht in der deutschen Sprache und fand in ihm einen ebenso gelehrigen als dankbaren Schüler.*) Ferner hatten wir noch drei auswärtige Beamte: einen Oberförster ohne Waldungen, einen jungen genialen Ingenieur ohne Straßen, und endlich einen freundlichen Hypothekenbewahrer, der keine Sinecure bekleidete; denn seine Folianten waren alle dicht bedeckt mit unzählbaren Zeugnissen seiner Thätigkeit. Dieser gute Herr namens Lecamus hatte ein schönes Talent für Malerei und gab meiner Mathilde die nützlichsten Anleitungen im Zeichnen und Malen nach der Natur.

---

*) Ich fand ihn nach 34 Jahren in Metz wieder, wo er als Oberst des Genies der Artillerieschule beigegeben war; im Prozeß des Marschall Bazaine hat er eine äußerst feste und bedeutende Deposition gegen den Feldherrn abgelegt, die jedoch nicht ganz frei von Parteigeist sein mochte.

Die Damen des Städtchens — Gott! was soll ich diesen biedern, aber schauderhaft langweiligen Kreaturen nachrühmen? Sittsam, keusch, ehrbar bis zum Zweifelerregen, ob sie wirklich von der lieben Mutter Eva abstammten, hatten sie nicht einmal jenen notwendigen Anflug von Gefallsinn, der das Weib von andern Bimanen unterscheidet.

Nur in einer Hinsicht wurden diese Damen mir interessant: wenn ich nämlich bewunderte, mit welcher Freundlichkeit und mit welcher Berufstreue meine liebe Frau sich eine jede unter ihnen zur Verehrerin zu gestalten wußte.

Wenn wir Besuche machten, was selten vorkam, geschah es manchmal, daß wir in der Küche am funkelnden Herd, wo die Kessel an Ketten hingen und in den Kasserolen das Fett schmorte, empfangen wurden. Und welche Konversation! — Sprechen wir von andern Dingen; mir graut es daran zu denken: ich glaube, im Hades wird meine Verehrung für das schöne Geschlecht einst mit dem Geschnatter der Espalioner Damen bestraft werden.

Ich hätte dieses Thema nicht berührt aus Furcht, irgend ein Wesen zu betrüben, wenn ich nicht die Überzeugung hätte, daß nie ein Wort meiner Erzählung in das enge Lotthal dringen wird.

Die Mühseligkeiten dieser Gesellschaft hat meine treue Gefährtin drei Jahre lang standhaft und stets liebenswürdig, mir Freunde und sogar Freundinnen erwerbend, ausgehalten.

Nach den ersten Ruhetagen machten wir uns nach Rodez auf, um dem Präfekten und den hohen Beamten (General, Bischof, Präfekturräten und andern) unseren ersten Besuch abzustatten.

Meinen Präfekten fand ich höchst liebenswürdig, gebildet

und als Fachmann vollkommen fähig, eine höhere Verwaltung zu leiten.

Er gab mir sogleich zu verstehen, daß er bereit sei, mir eine große Amtsfreiheit zu gewähren, und daß er meine Vorschläge im Interesse meines Bezirkes wie die seinigen betrachten und bei den betreffenden Ministerien befürworten wolle.

Die Frau Präfektin zeigte sich meiner Frau gegenüber nicht weniger freundlich und ließ sogleich unser Gepäck aus dem Gasthof holen, ohne uns zu verständigen; sie bat uns, einige Tage als willkommene Gäste in der Präfektur zu verweilen. Mathilde entschuldigte sich, indem sie erklärte, es könne nicht angehen, weil wir unsern kleinen Baby mit seiner Amme bei uns hätten. Während sie noch sprach, trat die Amme in ihrem hübschen Elsäßer Kostüm, den Kleinen auf dem Arm, ganz dreist in den Salon und sagte: da bin ich, sie han mich geholt. — Die Präfektin sprach deutsch; es erheiterte sie sowohl das naive Geplauder der Elsäßerin, als das freundliche Lächeln des Kindes. Auch der Präfekt freute sich an dem Kleinen und sagte mir mit traurigem Blick: Nous n'avons plus d'enfants et nous n'en aurons plus.

Jetzt erst sah ich, daß mein armer Chef ein todkranker Mann war; sein hübsches Gesicht war blaß, die Augen glänzten fieberhaft. Er hatte die Lungenschwindsucht.

Wir blieben zwei Tage in Rodez bei dem trefflichen Paare und wurden von ihnen wie alte Freunde behandelt; die junge Frau teilte uns ihre Besorgnisse um den Gatten mit, schien aber voller Hoffnung, das milde Klima könne ihn noch retten.

Wir trennten uns mit Mühe von den guten Menschen, ich mit der betrübenden Überzeugung, der wohlwollende sym-

pathische Chef, der mir so liebreich entgegengekommen war, würde mir nicht lange erhalten bleiben. Beim Abschied zeigte er mir lächelnd einen Brief meines alten Gönners Choppin d'Arnouville, der so empfehlend für mich war, daß ich nur befürchten mußte, das schöne Lob nicht rechtfertigen zu können.

Der Bischof von Rodez war ein äußerst lieber und jovialer alter Herr, der mir die Bereitwilligkeit seines Klerus, mir in allem behilflich zu sein, was ich von ihm wünschen könne, auf das freimütigste versprach.

Der General war abwesend.

Von den übrigen Herren, mit welchen ich bekannt wurde, kann ich nur bemerken, daß alle ohne Ausnahme dem fremden Mitarbeiter mit der freundlichsten Zuvorkommenheit entgegenkamen. In der französischen Verwaltung bestand damals noch eine kollegiale Solidarität, welche den Umgang zwischen Beamten angenehm machte, wie sie auch dem Geschäftsgange förderlich war.

Die Stadt Rodez liegt auf einem hohen Berge, dessen Gipfel sie vollkommen einnimmt; ein Ring mit schönen Baumalleen bildet um sie einen höchst anmutigen Gürtel, mit freundlichen Gärten und Villen umgeben. Von dieser Promenade hat man die prachtvollste Aussicht; vor dem entzückten Auge liegt ein majestätisches Panorama von Bergen ausgebreitet. Der Blick senkt sich bald in tiefe Thäler, bald erhebt er sich zu stattlichen Höhen, deren Ausdehnung, in Hochebenen verschwindend, am fernen Horizont den imposanten Eindruck des blauen Meeres macht. Am Fuße des Berges, auf welchem Rodez mit seiner schönen gotischen Kathedrale thront, rauscht in wilden Sprüngen der Bergstrom Aveyron, der dem Departement seinen Namen verleiht.

Die Stadt selbst mit ihren 20000 Einwohnern bietet sonst keine Merkwürdigkeiten; sie ist ernst und düster anzuschauen, ihre Straßen sind enge, und die Häuser, aus schwarzgrauem Basalt erbaut, geben ihr das Ansehen einer Trauer- und Bußstätte. Auch die beinahe klösterliche Tracht der Frauen und die großen schwarzen Hüte der Männer tragen viel dazu bei, den Gesamteindruck zu verdüstern.

Im Jahre 1815 war diese Stadt der Schauplatz einer gräßlichen Mordthat, die in der ganzen Welt Entrüstung und Schauder erregt hatte. Ein alter reicher Rentier namens Fualdes wurde in einer liederlichen Kneipe von mehreren Herren der besseren Gesellschaft auf die grausamste Weise geschlachtet, sein Blut und seine irdischen Reste den Schweinen vorgeworfen. Zwei Advokaten, Bastide und Joson, wurden mit einem gemeinen Ehepaar, namens Bankal, des Mordes und der Beraubung überwiesen, und alle vier in Rodez hingerichtet.

Eine Dame der höheren Welt in Rodez, Madame Manson, hatte in der Nacht des Mordes im Hause der Eheleute Bankal ein Rendezvous mit dem Adjutanten des damaligen Generals und war in einer Kammer neben dem Zimmer des Mordes verborgen; bei dem Todesschrei des unglücklichen Opfers stieß auch sie einen gellenden Schrei aus, der sie verriet. Die Mörder nahmen ihr einen furchtbaren Eid ab, mit welchem sie ihr Schweigen verbürgen sollte und ließen sie aus der Mordstätte entfliehen. Kaum war aber die Unglückliche einige hundert Schritte vom Schauplatz der gräßlichen That geflohen, so hörte sie die Mörder hinter ihr herlaufen, die ihre Großmut bereuten und sie verfolgten; sie flüchtete sich in eine alte, verlassene Kirche, die als Magazin diente und mit Karren und Kisten voll besetzt war. Hier verkroch sich die fliehende Frau

und die Mörder durchstöberten alle Winkel und Ecken, ohne sie zu entdecken.

Sie war gerettet, aber ihr guter Ruf war verloren.*) In Paris, wohin diese nunmehr berüchtigte Frau sich zurückzog, um ihre Schande den nächsten sehr ehrbaren Angehörigen weniger peinlich zu machen, gründete sie ein Café chantant, welches sehr besucht ward, weil alle Welt die berühmte schöne Madame Manson sehen wollte. Die an dem Morde Beteiligten hatten so viele Verwandte im ganzen Lande, daß man beinahe in jeder Gesellschaft den einen oder den andern derselben begegnen konnte. In Espalion selbst war ein sehr artiger und gebildeter Rechtsanwalt der leibliche Neffe des hingerichteten Bastide; man mußte sich also wohl hüten, von der grausamen Geschichte zu sprechen.

Die Mordgeschichte, die ich soeben erzählt, warf lange einen vorwurfsvollen Schatten auf das ganze Land, dessen schlechter Ruf durch mehrere neuere Attentate sich nicht gebessert hatte. Im Jahre 1834 wurde eine der sich monatlich wiederholenden Geldsendungen des Einnehmers von Espalion an die Landeskasse in Rodez am hellen Tage auf der Landstraße geraubt, nachdem die beiden eskortierenden Gendarmen und der Kutscher des Wagens ermordet waren. Die Passagiere des Postwagens wurden verschont und erklärten vor Gericht, daß wenigstens zehn Räuber an der That beteiligt waren. Seit jener Zeit wurde die Gendarmerie bedeutend verstärkt und eine sehr strenge Polizei durch geheime verkleidete Agenten ausgeübt. Die öffentliche Sicherheit war ganz wiederhergestellt; allein man traute derselben so wenig, daß, wenn eine kleine Reise zu

*) Ihr Onkel, Herr Rodat, ein würdiger Präfekturrat, mit dem ich sehr befreundet war, hat mir die schaurige Geschichte selbst erzählt.

Pferd zu machen war, man sich stets so einrichtete, daß mehrere Personen zusammen reisten und sich alle bewaffneten.

Die Straße von Rodez nach Espalion (35 Kilometer), route royale de Paris à Montpellier par Clermont et Rodez war die einzige tadellose. Zwei Departementalstraßen waren gut; den übrigen, nur notdürftig stückweise gebaut, mangelten die nötigen Brücken, um über die Waldbäche zu setzen; wie in Afrika mußte man durch den Strom fahren und wurde oft Tage lang durch plötzliches Anschwellen der Gewässer aufgehalten. Die Verbindung mit unserer Präfektur war also gefahrlos und, von den steilen Bergen abgesehen, relativ die bequemste für den primitiven Kulturstand des Landes. In vier Stunden legten wir den einsamen, aber stets malerisch schönen Weg zurück.

In Espalion war es still, und die Residenz kam uns jetzt erst recht traurig vor, weil wir einige Tage mit angenehmen Menschen in lebhaftem und belehrendem Verkehr zugebracht hatten.

Der Monat August war zur Hälfte vorüber und am 28. September sollte ich meinen ersten Bezirkstag abhalten. Den Auserwählten des Landes gegenüber, welche der Verwaltung ihren Rat erteilen und die Bedürfnisse jedes Kantons ans Herz legen sollte, konnte und wollte ich nicht als vollkommener Neuling erscheinen. Ich wünschte das Land, über dessen wichtigste Interessen eine ganze Woche hindurch verhandelt werden sollte, wenigstens einmal gesehen, meine Räte einen jeden in seiner engeren Heimat begrüßt zu haben.

Es war ein harter Entschluß, meine Frau allein mit ihrem Kinde in Espalion zu lassen und in dieser Einsamkeit mich zum erstenmal von ihr zu trennen. Doch es mußte sein.

Ich bestieg mein gutes rüstiges Pferd und, begleitet von dem Ingenieur der Straßenbauten, einem Hauptgehilfen auf dieser Reise, und von meinem Diener, zog ich über Berg und Thal, von Ort zu Ort, auf den rauhesten Wegen, wenn man tiefe Wagengeleise und Pferdespuren, die, sich bald links, bald rechts wendend, jeden Baum und Fels umgehend, jetzt steil anstiegen, dann senkrecht wieder abfielen, Wege nennen darf.

Wir hatten den ersten Tag viel Mühe, ungeachtet der Bussole, die mein Begleiter bei sich führte, die möglichst kurze Richtung zu bewahren. Dem engen Lotthal entlang zog der steinige unebene Pfad bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Stromes und oft meilenweit im Bette desselben dahin; die Berghänge waren teils mit Weinreben, teils mit Kastanienwäldern bedeckt; kleine, zerstreut umherliegende, düster aussehende Wohnungen, verwahrlost irrende Schafe und Ziegen, einsam weidendes mageres Rindvieh gaben den Landschaftsbildern höchst ungenügende Staffage; überall vermißte man den Menschen und seine belebende Thätigkeit. Einige alte Weiber mit ihren Spulen unter dem Arm, und sehr zerlumpte und schmutzige Kinder, die am Berge lungerten, waren die einzigen Zeugen, daß die menschliche Rasse hier noch nicht ausgestorben war. Manchmal hörte man einen monotonen Gesang aus den Wäldern, einem Klagelied gleich, heraustönen; die Stimmen waren dem Gemurmel des Dudelsacks vollkommen ähnlich.

Der Eindruck, den dieser erste Teil unserer Tagfahrt auf mich machte, war ein ernster und deprimierender; mein Gefährte sprach kein Wort, nur mein Elsäßer Diener seufzte manchmal die Worte: Herr, das ist ein häßlich Land, wenn wir nur nicht hergekommen wären!

Endlich fing der Pfad an rasch zu steigen, indem er den Strom links liegen ließ; nach zwei Stunden beständigen Hinanklimmens erreichten wir die Hochebene, die, heiter von der mittäglichen Sonne beleuchtet, sich in einem unermeßlichen, üppigen Wiesengrunde vor uns ausdehnte. Zahlreiche Rinderherden von einem eigentümlich schönen und berühmten Schlage lagerten oder wanderten da mit fröhlichem Geläute. Bei den Herden sah man auch manche schöne Stute, mit ihren Fohlen weidend, herumgehen; von Zeit zu Zeit eine stattliche Sennhütte, das Dach mit schweren Steinen belastet, aber weit und breit kein Baum und Strauch, nichts als Alpenweide; im nördlichen Hintergrunde die blauen Berge des Mont d'or, und rechts in der Ferne die Cevennen. Im Süden säumte den Horizont ein weißer, zackenförmiger Silberstreifen, wie eine zierliche Wolkenstickerei den blauen Himmel zierend; mein Begleiter versicherte mir, es seien die östlichen Pyrenäen zwischen Perpignan und Bagnieres de Bigorre. Mit einem guten Fernrohr und mit etwas viel Einbildungskraft glaubte ich die Maladetta und Viamala zu entdecken.

Jedenfalls bot der Gesichtskreis von so weit reichendem Umfang einen einzig schönen Anblick.

Die Luft war rein und frisch, das Terrain günstig für einen muntern Ritt; wir ließen unsere Pferde lustig über die weite Ebene hintraben.

Ich war entzückt, hier den Kern des Landes, seine wahre Reichtumsquelle gefunden zu haben.

„Ein reicher, schöner Viehstand, unabsehbare, unerschöpfliche Alpentriften," sagte ich zu meinem Begleiter, „und kein fahrbarer Weg zur Ausfuhr der Produkte? das muß anders werden!"

Ja, antwortete er kleinlaut, das ist der erste Weg, den wir bauen werden; aber kein Geld! kein Geld! und entsetzliche Hindernisse; Sie werden staunen und erschrecken, wenn wir morgen an die Schlucht der Catena (Kettenschlucht) gelangen. — Während mein junger Freund noch sprach, erblickten wir in der Ferne einen zahlreichen Trupp Reiter, der in sausendem Galopp auf uns zueilte.

Freund Thedenat hatte mich verraten: alle Gutsbesitzer von nah und fern hatte er von meiner Ankunft benachrichtigt. Sie kamen alle, um den neuen Verwalter des Landes, den Helfer in mancher Not, aufs freundlichste zu empfangen. Auch ihre Frauen hatten sie mitgenommen; nach Männerart reitend, mit langen Seitenblättern die Füße und Bügel verbergend, saßen diese ganz kühn zu Pferde und tummelten die scheuen Tiere recht männlich herum. Es waren unter ihnen hübsche, stattliche Figuren und auch die Männer trugen alle das Gepräge eines gesunden, tüchtigen Stammes; so schmächtig und gedrückt die Thalbewohner aussahen, so kernhaft erschienen mir diese wälschen Älpler eigentümlicher Art. Die Männer trugen sämtlich die braune Wolljacke, die im ganzen mittäglichen Frankreich wie in Corsika üblich ist; kurze Hosen mit Schuhen und ledernen Gamaschen, ein großer Filzhut mit breiten Krempen vervollständigten diese einfache Tracht. Die Frauen trugen sich schwarz oder dunkelblau, mit weißen breiten Halskrägen, einfach aber kleidsam; ein kleiner, schwarzer, rot gefütterter Strohhut bedeckte die rabenschwarzen Haare und eine spanische Mantille mit einem rot gefütterten Capüchon hing von den Schultern herab.

Die Begrüßung war herzlich und freimütig; der alte Bürgermeister des Hauptortes Graissac, Herr Puesch, hielt vom

Pferde herab eine höchst passende Ansprache, in welcher er betonte, es sei ein guter Tag für die Gebirgsbevölkerung erschienen, da dieselbe heute zum erstenmal einen Unterpräfekten begrüßen dürfe.

C'est un beau jour, sagte er humoristisch und in stark provençalischem Dialekt, pour nos populations qui voient arriver le premier Sous-Préfet au milieu d'elles. Vos prédécesseurs, Monsieur le Comte, étaient trop vieux et trop raides, pour oser grimper à cheval jusque sur nos montagnes. Vous avez le beau défaut de la jeunesse; nous ne voulons qu'une chose: c'est que ce charmant défaut se corrige pour vous, dans notre pauvre pays, que vous y puissiez vieillir et nous visiter souvent. —

Diese freundliche Begrüßung, die ich mit einigen warmen Worten beantwortete, wurde mit lautem Jubel und heiterem Humor aufgenommen; die Reiter und Reiterinnen drängten sich um mich her, schüttelten mir treuherzig die Hand und lobten alle um die Wette ihr herrliches Gebirge, wo die liebe Sonne fast nie untergehe und die Luft anders labend sei, als in den tiefen, glühwarmen Thälern.

Wir bauen keinen Wein hier, sagte mir lachend eine muntere, junge Frau, aber Sie werden sehen, wir trinken ihn doch; unsere riesigen Käse, unsere gesuchte Butter verwandeln wir oft in rotes Rebenblut. Wär' es nur nicht so schwierig, es herauf zu schleppen. —

Nun ging es in raschem Tempo an einem sanften Abhang des Berges eine Meile weit hin. Plötzlich veränderte sich die Gegend; wellenförmig neigten sich die Hügel zu einem prachtvollen, mit Bäumen aller Art bewaldeten Hochthale hin, in dessen Mitte das hübsche Dorf Graissac liegt.

Am geräumigen, schönen Hause des Bürgermeisters wurde haltgemacht und die ganze Gesellschaft flog auseinander, um sich eine halbe Stunde später bei Tische wiederzufinden.

Bequeme Zimmer mit reinlichen Betten wurden uns angewiesen und nach einer kleinen Toilette versammelte sich alles im großen Speisesaale, wo ein homerisches Gastmahl beginnen sollte. Nie hatte ich so viele Speisen auf einem Tische ohne Auswahl noch Symmetrie versammelt gesehen. Hammels- und Kalbskeulen, Hasen, Hühner, Wachteln, Forellen und Krebse, alles das prangte in üppiger Fülle und poetischem Durcheinander auf dem unter der Last der Schüsseln ächzenden Tische.

Der treffliche Landwein floß aus mächtigen alten Flaschen in die stets leeren und immer wieder gefüllten Gläser.

Eine unverwüstliche gaieté méridionale würzte das Mahl. Die Frauen bedienten abwechselnd die Gäste, setzten sich nur vorübergehend an leere Plätze und schienen alle in aufgeräumtester Stimmung. Ihr Benehmen war einfach, lustig, ohne Ausgelassenheit und ihr Gespräch unbefangeu und naiv, weit von jener gezwungenen Gespreiztheit, welche die Damen von Espalion so langweilig machte.

Das Hauptthema des Tischgespräches jedoch drehte sich stets wieder unter dieser oder jener Form um die Notwendigkeit, die abgeschiedene Gebirgswelt durch fahrbare Straßen mit den kulturellen Punkten zu verbinden.

Das Bedürfnis eines bequemen und regen Verkehrs war also recht lebhaft vorhanden; ich sollte nun die erste Hand ans Werk legen, die Mittel zur Ausführung andeuten und die verschiedenen Beteiligten, deren Meinungen und Interessen weit auseinander gingen, mit einem schon vorliegenden, gemeinnützigen und dennoch viel bestrittenen Plane versöhnen und die ver-

schiedenen Wünsche und Begehren für ein ausführbares Projekt gewinnen.

Das war eine schwere Arbeit, zu deren Gelingen der erste gute Grund zu legen war. Ich bemühte mich, überall begreiflich zu machen, daß derjenige, dem die Wege den größten Vorteil bringen, sich opferwillig zur Ausführung der nötigen Arbeiten hergeben müsse. Jeder Hof jedoch, jede Ansiedlung von Eigentümern wollte die Straße an ihrer Seite vorüber ziehen lassen; da war es schwer, einem jeden das seine zu verleihen und diese vielseitigen Köpfe, wie man sagt, unter Einen Hut zu bringen. Das sollte im Bezirkstage zu stande kommen; die Vorberedungen aber hatten für mich den Hauptzweck, unter den verschiedenen Begehrlichkeiten das allgemeine Interesse herauszufühlen und diesem allein die Entscheidung zu sichern.

Die reine Weidwirtschaft dehnte sich in meinem Bezirke über mehrere hundert Quadratkilometer aus und bildete den ergiebigsten, mit den wenigsten Betriebskosten verknüpften Teil des Territoriums; die Steuerlast ruhte hauptsächlich auf dem Ackerlande und auf dem Weinbau, weil die alten Grundbücher (der neue Kataster war noch nicht zur Hälfte vollendet) die Weidestriche in die niedrigste Klasse alles Grundbesitzes geordnet hatten.

Diesen Umständen verdankte schon jetzt das Alpengebiet seinen relativen Wohlstand; dieser konnte jedoch mit fahrbaren Straßen in wenig Jahren ungeheuer gehoben werden. Ihre berühmten Käse konnten die Leute bis jetzt nur mit vieler Mühe auf Saumtieren ausführen; das Mastvieh konnte nicht lebend durch die Schluchten und an den steilen Abhängen zu Markte wandern, es mußte an Ort und Stelle zerlegt und

stückweise exportiert werden. Auch wurde wenig oder gar nicht gemästet, während sich doch die fetten Triften vorzüglich zu wohlfeiler Mästung geeignet hätten.

Das mußte alles bald anders werden, wiederholte ich mir, und die guten Leute des Landes waren leicht zu dieser Wahrheit zu bekehren.

Ich will den geneigten Leser nicht weiter mit meinen Plänen und Verwaltungssorgen vertraut machen; was ich erzählt habe, wird ja hinreichen zur Anschaulichkeit des Lebensbildes einer entlegenen, noch so unbekannten Provinz, wie Bismarcks Eroberungen im Kamerungebiete.

Wenn man aber wissen will, wie sich die Thätigkeit eines armen kleinen Unterpräfekten weit vom Auge der Oberen ohne Aussicht auf Dank oder Anerkennung nur um der guten Sache willen und zur eigenen inneren Beruhigung mühsam und langsam entfaltet, so muß man mir auf meiner Rundreise noch ein bischen mit Geduld folgen.

Nach der Mahlzeit in Graissac, wo die Hausfrau mit ihren beiden hübschen Töchtern aufs artigste die Honneurs gemacht hatte, blieb die zahlreiche Menge bis Ein Uhr morgens bei Wein und Bier im lebhaftesten Gespräche sitzen; doch ich zog mich gegen elf Uhr recht müde in mein Zimmer zurück, legte mich sogleich nieder und schlief de ce sommeil du juste, den der Meridional zu den größten irdischen Glückseligkeiten rechnet.

Den andern Morgen wurde frühzeitig aufgebrochen; die sämtliche Cavalcade von gestern wollte mich bis an die Grenze des Kantons und bis an die berühmte Schlucht der Catena begleiten.

Der Weg führte uns während drei Zeitstunden allmählich

abwärts neigend an einem ungeheuren Berge hin, dessen obere Flanke wie die Hochebene aus Weidetriften bestand. In Kurzem aber verwandelten sich dieselben in üppige Wiesen mit uralten Eichen, Eschen und Linden, die bald in schönen Gruppen, bald einzeln stehend dem Bergrücken das Ansehen eines mächtigen Parkes verliehen. Unter den Baumgruppen lugten die Giebel geräumiger Wohnungen hervor, und allenthalben verkündeten bläulich aufsteigende Rauchsäulen, daß hier an der Abendseite des Berges der Weidewirt sein trauliches Heim aufgeschlagen hatte.

Mächtige Scheunen nnd Stallungen zeigten mir an, daß auch unter diesem milden Himmelsstriche auf den Höhen für vier Wintermonate Vorräte und Obdach vorgesorgt werden müssen.

Das zweite Gras war schon gemäht und duftete herrlich in der Morgenluft und zahlreiche Arbeiter waren beschäftigt, die kleinen Häufchen Grummet auszubreiten; von Zeit zu Zeit sah man vier stämmige Sennen, große Milchtonnen auf zwei Stangen tragend, vom Berge herabsteigen, so emsig und flink, als trügen sie einen Federball auf den breiten Schultern.

Das Bild, das mir diese majestätische und doch so anmutige Bergwand darbot, versöhnte mich mit allen Mühen und Anstrengungen des beschwerlichen Rittes. Meine Begleiter waren alle entzückt, das Lob ihrer Heimat aus fremdem Munde zu hören; die Bewunderung, die ich öfter laut aussprach, drang wie wohlthuende Musik zu ihren Herzen. Ich machte sie mir durch meine innige Teilnahme an ihren Lieblingsneigungen zu guten Freunden. Unterwegs wurden mehrere Gehöfte besucht, die Käse- und Butterbereitung und die ganze innere Hausökonomie beobachtet. Überall fand ich Ordnung, Reinlichkeit und kluges praktisches Verfahren. Jede Käserei

bildete ein Konsortium von zehn bis fünfzehn Höfen, von denen die Milch zusammengetragen, gemeinsam bewirtschaftet und die erlangten Produkte verhältnismäßig und ohne Schwierigkeiten verteilt wurden. Also damals schon eine Einrichtung, die heute noch in vielen Ländern, namentlich in Österreich und in Deutschland, beneidenswert scheint.

Die Käse von der Größe eines mittelmäßigen Mühlsteines waren äußerst fett und schmackhaft; innerlich mit blauen Äderchen durchzogen, kamen sie dem guten Rocquefort an Feinheit und Aroma sehr nahe.*) Die Butter war die beste, die ich je gekostet hatte. Mit diesen beiden Produkten und mit üppiger Fütterung der Tiere muß ein Land, das nicht mit Steuern überlastet ist, zum höchsten Wohlstand gelangen.

Unterwegs ritt ich neben einem alten Edelmanne, der einen in den Cevennen historischen Namen trug. Er erzählte mir, wie seine Vorfahren, ihres Glaubens wegen verfolgt und gehetzt, bis in diese Berge geflohen waren und sich angesiedelt hatten.

„Hier leben wir ruhig und unbehelligt seit Jahrhunderten, und selbst die Schreckenszeit von 1793 ging spurlos an uns vorüber; wir sind sogar Protestanten geworden und niemand bekümmert sich darum. Wenn Sie aber Straßen bauen, dann hört vielleicht die Gemütlichkeit auf; es wird eine gewaltige Veränderung geben, die ich nicht zu sehen wünsche. Ich habe viel erlebt, die französischen Kriege gegen die Republik in der Armee des alten Herzogs von Condé als Freiwilliger mitgemacht und weiß, wie es draußen wüst und wild zugeht. Lieber bliebe ich hier eingeschlossen und ruhig, aber es wird wohl

*) Diese Käse, die wohlfeilsten und beliebtesten in Frankreich, sind unter dem Namen fromages d'Auvergne oder de Lagiolle bekannt.

sein müssen: d'autres temps, d'autres mœurs. Ich werde mich nur mit Mühe darein fügen."

Diese alte Ruine einer vergangenen Zeit rührte mich tief; die Vorurteile des Mannes, seine Abneigung gegen jede Neuerung bewiesen mir, wie glücklich diese Bergbewohner sich fühlen müssen, wenn sie den Vergleich mit andern schwer heimgesuchten Ländern zu machen wissen.

Glücklicherweise war für meine Projekte der alte de la Brunerie der einzige Mensch, der nicht mit denselben einverstanden, in seiner Opposition jedoch gefahrlos war.

Meine Unterhaltung mit ihm wurde abgebrochen. Der steile, enge Fußweg zwang uns, einzeln einer nach dem andern, die Felsen hinabzuklimmen; endlich stieg alles ab und ließ die Pferde ledig, den Zügel an den Sattel geknüpft; dann suchte jeder, wie er konnte, in den jähen Schlund hinabzudringen. Von weitem schon hörte man die wilde Truyère donnern und brausen; ein feuchter Lufthauch verkündete den nahen Wassersturz. Noch einige gefährliche Pässe — und wir befanden uns am Ufer eines der wildesten Gießbäche, die man sich denken kann. An unserer Linken schäumte der wilde Strudel in mächtigen Sätzen über die Felsen herab; lange eingeengt zwischen hundert Fuß hohen Basaltmauern stürzte die zürnende Flut, ihre Freiheit suchend, aus ihrem Riesenkerker hervor. Dann eilte die freie in schäumenden Wogen brausend dem Thale zu, bis endlich der Groll sich gelegt und das gereizte Element allmählich besänftigt leis rauschend in Silberwellen dahinzog. Da erweiterte sich etwas die Thalschlucht, und die Fähre lag an mächtige Ketten gebunden am Ufer; hier endlich konnten wir ruhiger atmen und uns gegenseitig anhören und verständigen,

denn bis jetzt hatte uns das Donnern des Stromes betäubt und verstummen gemacht.

Mein wackerer Ingenieur packte seine Pläne und Karten aus und erklärte mir in wenigen Worten, hier sei der Abgrund, der die beiden Hälften meines kleinen Reiches von einander trenne. Jenseits der Truyère liege ebenfalls ein reiches vielversprechendes aber bisher unnahbares Land; jenseits, hoch über dem sich vor uns türmenden Berge, sei wieder eine fruchtbare Hochebene, die wie eine verzauberte Prinzessin Jahrhunderte lang geschlafen und endlich von einem fern hergezogenen Ritter erweckt sein wolle.*)

Der Abgrund müsse zu diesem Zweck zauberisch überbrückt werden, und zwar am Punkte, wo die Felsen hoch aufsteigend die natürliche Basis für die Strebepfeiler bilden. Eine Brücke mit einem einzigen kühnen, auf zwei Riesenpfeilern ruhenden Bogen würde dann auf ebenem Wege die beiden Gebiete verbinden. Der Kostenanschlag der Brücke war auf 60 000 Frcs. berechnet; für die übrigen Auslagen der Straße reichten die Naturalleistungen und die Auflagen auf Grundsteuer hin. — Also nur Geld für die Zauberbrücke, und in zwei Jahren könnte das Riesenwerk vollendet sein.

Während wir die Pläne und Karten besprachen und der schönen Arbeit meines jungen Gehilfen beistimmendes Lob erteilten, regte sich der gegenüberliegende Berg; in Büschen und Felsen wimmelte es von rührigen, herabklimmenden Menschen, die uns von weitem mit jenem gellenden, in allen Bergen üblichen Freudenjodel begrüßten.

---

*) Diese artige Anspielung auf die „belle au bois dormant" war hübsch angebracht, weil eine Ballade im Landesidiom auf dieses Thema am vorigen Abend gesungen ward.

Es waren die Knappen und Vasallen der jenseits schlafenden Prinzessin, die auf Thedenats Wink ebenfalls herbeikamen, mich zu bitten, den Zauber zu lösen. Sie brachten Wein und Lebensmittel in Fülle, die mit dem, was wir mitgeschleppt hatten, ein reichliches Mahl versprachen. Bald lagerten alle, über hundert Köpfe, hungrig und durstig am Rande des Berges zwischen Wald und Strom. Mit vollem Humpen durchwanderte ich die Reihen der fröhlichen Ankömmlinge; jedem von Herzen zutrinkend machte ich die neuen Bekanntschaften in einer Stunde leichter, als ich es in Jahren auf andere Weise vermocht hätte.

Die gehobene Stimmung der lustigen Gesellschaft benützte ich eifrigst, um für den Bau der Brücke eine Geldsammlung vorzuschlagen, erklärend, daß nach dem neuen Gesetze über die Vizinalität die Regierung nur dann mit Subventionen für Bauten herantreten könne, wenn aus freiwilligen Beiträgen der beteiligten Bevölkerung die Hälfte des Kostenanschlages gedeckt werde.

Augenblicklich wurde ein Bogen mit zahlreichen Unterschriften versehen und jeder anwesende größere Gutsbesitzer zeichnete so namhafte Summen, daß 10000 Frcs. bares Geld für die Brücke in einer Stunde gewonnen ward; die übrigen 20000 Frcs. versprach Herr Bürgermeister Puesch bei den zahlreichen nicht anwesenden Notabeln des Landes noch vor dem Bezirkstage einzuholen. Groß war der Jubel, als der Ingenieur erklärte: noch vor Einbruch des Winters werde er die Arbeiten in Angriff nehmen.

Es war Nacht geworden, und man hatte nicht an die Beschwerden des jenseitigen steilen Weges gedacht; bei hellem Mondschein führte der wilde Ferge der Catena nach und nach

die Pferde und Reiter des jenseitigen Landes ans gegenüberliegende Ufer. Während des vielmaligen Einschiffens und Überfahrens der langen Reihe von Gästen nahm ich Abschied von den Freunden, die ich so schnell gewonnen hatte und welche mir wie alte Bekannte vorkamen.

Das Aufsteigen am Berge war mühsam und gefährlich; doch die rüstigen Gebirgspferde bewältigten alle ohne Unfall die zahlreichen Hindernisse und Schwierigkeiten des steilen Pfades. Auf der Hochebene selbst ging es rasch über Felder und Wiesen dem Städtchen Mur de Barret*) zu.

Beim Bürgermeister, einem bejahrten sehr wohlhabenden Junggesellen voll Humor und Jovialität, erwartete uns abermals ein beispielloses Gelage. Man aß und trank, wie nur die alten Germanen es thun konnten, und doch war um Mitternacht kein einziger Gast betrunken; aber heiter waren wir alle. Der Meridional braucht nicht viel, um lustig zu sein, wenn er aber getrunken hat, dann übersteigt seine Suada alles, was andere Völker an Lebendigkeit und Komik aufbieten können.

Der folgende Tag wurde benützt, um das Städtchen und die Umgegend kennen zu lernen und zugleich um allenthalben für unsere Brücke und Straße Propaganda zu machen.

Mur de Barret gleicht einer hohen festen Warte, auf grauem Fels sich erhebend; ungefähr 800 Einwohner leben da von Ackerbau, Viehzucht und teilweise auch vom kleinen Gewerbe. Der Anblick des Städtchens ist ernst. Die Häuser, alle von dunklem Gesteine erbaut, sehen nicht freundlich aus; desto lachender erscheinen die Umgebungen des Fleckens: üppige Gärten, Wiesen und reiche Kornfelder wechseln hier mit den

*) Mur de Barret, Mauer des Passes und Schluß des Gebietes.

Weidestrichen glücklich ab. Die ganze ausgedehnte Ebene war belebt von emsigen Arbeitern, die Hafer, Buchweizen oder Gras mähten. Wir ritten über die weite Fläche rasch drei Meilen weit bis an die Grenze des Bezirks und Departements und zugleich auch der beiden ehemaligen Provinzen Languedoc und Auvergne.

Von dieser äußersten Grenze aus erblickten wir die Berge des Cantal und weiter nördlich den stattlichen Montd'or, östlich die noch zu meinem Gebiete gehörenden mächtigen Berge von Aubrac mit ihren unermeßlichen Alpentriften und endlich im Süden hinter uns die Berge, die wir gestern durchstreift hatten. In einem großen Meierhof wurde Mittag gehalten; abermals Gäste und neue Bekanntschaften. Der Besitzer des Hofes, ein steinreicher alter Kauz, Herr Baduel von Lagiolle, zeigte uns nach Tische seine Käsereien und führte uns zu den weidenden Herden; da sah ich die schöne Rasse von Aubrac, die durch die Ausstellungen unter dem zweiten Kaiserreiche heute so weltberühmt geworden ist. Auch die Sennen und Hirten zogen durch ihre Kraft und Behendigkeit unsere Aufmerksamkeit auf sich. Unter ihnen waren athletische Gestalten; sie gaben uns Vorstellungen im Ringen, Wettlaufen und besonders im Aufheben und Wegschleudern riesiger Felsblöcke. Ein junger, stämmiger Bursche von 24 Jahren, der für den stärksten unter der Bande galt, nahm einen zweijährigen Stier bei den Hörnern, rang einige Minuten mit dem gereizten Tiere und warf es dann mit einem plötzlichen energischen Druck der Fäuste zu Boden. Herr Baduel erklärte, es sei dieses Spiel eine häufige Belustigung der Hirten, es gehöre aber mehr Vorteil als Kraft dazu, den Stier zu Fall zu bringen.

Abends kehrten wir auf einem anderen Wege wieder nach

Mur de Barret zurück. Den dritten Tag ging die Reise westlich nach dem reizenden Städtchen Entraignes (Entre eaux). Am Einfluß der brausenden Truyère in den schon zum Fluß herangewachsenen Lot liegt das zierliche Nestchen wie eine Gartenlaube zwischen Weinhügeln und blühenden Gärten. Da war das Kanaan des Bezirkes; Wein, der dem guten Bordeaux gleich steht, Obst und Früchte aller Gattungen, die prachtvollsten und größten Forellen, die ich noch je gesehen hatte, Wildbret der verschiedensten Arten wurden uns vom Ackerbauvereine des Kantons in lustiger Gesellschaft gastlich zum Abendtische serviert.

Es waren wieder gute, gefällige, zuvorkommende Leute samt ihren Frauen und Töchtern, die ich da versammelt fand, alle bereit, ihrem neuen Verwalter jede erdenkliche Freundlichkeit zu erweisen; aber meine dreisten, urwüchsigen Bergbewohner waren es nicht.

Sie hatten eine fahrbare Straße nach Villefranche und Rodez; ihr Fluß war schiffbar bis Cahors; ihr Handel mit Wein, Obst und Südfrüchten, Mandeln, Feigen, Rosinen und Kastanien trieb sie mehr gegen Westen; mit Espalion hatten sie wenig Verkehr.

Ich fand bei den guten Leuten schon wieder die Kleinstädterei und für meine Straßenprojekte blieben sie kühl bis an das Herz hinan; weil sie jedoch auch ein direktes Interesse an meinen Plänen hatten, das sie nur noch nicht eingestehen wollten, sagte ich lachend zu meinem Begleiter: Nous les pincerons avec les centimes. Von Entraignes, wo ich bei meinem Bürgermeister und Gastwirt, der uns empfangen, meinen ganzen jährlichen Weinvorrat besorgte,*) ritten wir auf guter Straße nach

*) Der treffliche, sehr fein schmeckende Nektar von Entraignes kostete damals 25 Centimes per Liter, 25 Frcs. per Hektoliter, mit Fracht nach Espalion geliefert 30 Frcs.

Villefranche d'Aveyron, meinem benachbarten Kollegen einen Besuch abzustatten und mich mit ihm über zwischen uns gemeinschaftliche Bezirksinteressen zu besprechen.

Villefranche ist ein hübsches reinliches Städtchen, in einem besseren Klima gelegen, als meine arme, rußige Residenz Espalion.

Ich fand den freundlichen alten Kollegen, einen lebenslustigen humoristischen Herrn, in einem auf Landeskosten neu erbauten hübschen Hotel behaglich installiert und genoß bei ihm die liebenswürdigste Gastfreundschaft. Drei Jahre lang blieb ich mit diesem biedern einheimischen Meridional in stetem Verkehr und jedes Jahr überhäufte er uns mit Sendungen der schönsten Früchte seines Gartens, in welchem sogar die Olive in größeren Exemplaren und mit reifen Früchten, das mildere Klima verkündend, mein Kastanienland weit hinter sich ließ.

Von Villefranche ging es über den sogenannten Causse (vom lateinischen Calx, das kalkreiche Erdreich bezeichnend) über Bosull, die Straße von Rodez nach Espalion durchschneidend, zum östlichen Kanton St. Geniez, an der Grenze des Cevennengebietes, nicht weit von Mende, im Departement der Lozère.

Die gute Straße zog zuerst über fruchtbare Ebenen, dann durch ein mit Kastanienwäldern bedecktes Hügelland langsam abwärts gegen den Lot, an dessen rechtem Ufer das Städtchen St. Geniez liegt. Hier wurde ich durch den Nestor der Bürgermeister, Herr Dr. Rogery, mit der verbindlichsten Artigkeit und mit wahrhaft gutem Weltton empfangen. Rogery war der berühmteste Arzt des ganzen Rouergue's.*) Er hatte in Paris studiert, große Reisen gemacht, sich ein schönes Vermögen

*) Der alte Name des Departements in der Zeit, wo Frankreich in Provinzen eingeteilt war.

durch seine Praxis erworben und, trotz seines Wohlstandes, sich in der Einsamkeit als Junggeselle ganz dem öffentlichen Wohle und der Verschönerung seiner Vaterstadt hingegeben.

Ich war allein mit meinem Diener bei Dr. Rogery angekommen; mein Gefährte, der Ingenieur, war nach Espalion zurückgekehrt, um eifrigst seine Arbeiten, Berechnungen und Pläne für den Bezirkstag zu vollenden.

Es that mir wohl, einen Tag bei dem geistreichen und höchst interessanten Gastfreund von der Ermüdung und Aufregung der letzten Tage auszuruhen. Rogery war Arzt, Bürgermeister, Bezirksrat, Architekt, Ingenieur (denn er hatte Straßen und Bauten vollendet in einer Zeit, wo es noch keine vollkommenen Verwaltungseinrichtungen gab). Der Mann war selbst eine wohlorganisierte Verwaltung. Sein Städtchen hatte er während dreißigjähriger Thätigkeit gänzlich umgewandelt; man glaubte sich in St. Geniez in eine kleine süddeutsche Stadt versetzt. Für alles war gesorgt worden: die Gassen gut gepflastert, mit fließendem Wasser versehen, die Häuser hübsch, mit gleicher Steinfarbe angestrichen; alles vereinigt machte einen heiteren Eindruck. Die beiden Schulen fand ich im Vergleich mit andern, die ich besucht hatte, musterhaft; das Spital und das Armenhaus waren ausgezeichnete Schöpfungen des seltenen Mannes, der seine Zufriedenheit einzig im Wohlthun fand und im hohen Alter von fünfundsiebzig Jahren ein lebhaftes Interesse für alles behalten hatte, was seinem Lande zur Förderung eines steten Fortschrittes verhelfen konnte.

In diesem Kanton brauchte ich nicht Propaganda zu machen; Dr. Rogery war schnell mit meinen Plänen einverstanden und versprach mir, seinen Einfluß für dieselben thätig einzusetzen, obgleich seine Gegend kein direktes Interesse daran hatte.

„Meine Stadt und meinen Kanton habe ich schon so lange geschniegelt (ponponné),“ sagte er lächelnd, „daß ich jetzt auch andern Gegenden helfen kann, und das ist nicht mehr als billig, da man für mich das Unglaubliche gethan hat.“

Er war so einflußreich, gebot über so viele Stimmen bei den Wahlen, daß ihm die Regierung nichts abschlagen konnte.

Als ich wieder nach Espalion kam, fand ich Frau und Kind in bestem Wohlsein, erstere überaus glücklich, mich wieder zu haben, bereichert durch die Kenntnisnahme des Bezirkes und voller Freude und Genugthuung über alles, was ich in den letzten zehn Tagen gesehen und erlebt hatte.

Der Monat September wurde emsig zu meiner Vorbereitung für den Bezirkstag verwendet. Mein Bericht war sehr bald geschrieben; der Präfekt, dem ich meine Pläne und Vorhaben zur Genehmigung unterbreitet hatte, erklärte sich vollkommen zufrieden damit.

Der Bezirkstag versammelte sich, und nach achttägigen lebhaften Verhandlungen war ich so glücklich, ein fast einstimmiges Einvernehmen über alle streitigen Fragen und Vorlagen erreicht zu haben.

Ein Bezirkstag in jenem primitiven Lande bot ein ganz originelles Bild. Die Mitglieder, zwölf an der Zahl, kamen mit reichen Küchengeschenken, die Frau Präfektin zu bitten, während acht Tagen ihre Tafel mit ihrem Humor und ihrem homerischen Appetit beehren zu dürfen.

Es war dies ein uralter Brauch im Lande Rouergue, der noch in der Feudalherrschaft seinen Ursprung hatte. Wie man ehemals bei dem Lehnsherrn einkehrte und Gelage hielt, so kam man ohne Einladung zu den Präfekten und Unterpräfekten und fühlte sich da wie in einem Familienkreise wohl.

Mir schien diese Sitte sehr gemütlich und willkommen, weil ich dadurch nicht nur die Freundlichkeiten, die man mir auf meinen Rundreisen erwies, im Laufe des Jahres erwidern, sondern auch immer mehr Fühlung mit den Bürgermeistern und den Notabeln des Landes erzielen und erhalten konnte.

Bei der alljährlichen Aushebung der Rekruten kam der Oberpräfekt auf zehn Tage in den Bezirk, und während der ganzen Zeit war offene Tafel bei der armen Frau Unterpräfektin, die jeden Tag bei dreißig Gäste zu bewirten hatte. Da glich wohl die Unterpräfektur einem großen Karawanserail, wie man dieselben in Afrika heute noch sieht. Für die gute Hausfrau waren diese Überfälle etwas zu mühevoll; ich erleichterte jedoch die Landplage, indem ich mit einem Küchenhelden des Städtchens einen Akkord abschloß, der, die Küchengeschenke annehmend, um einen sehr billigen Preis die Tafel besorgte.

Auch bei diesen Gelegenheiten war ich stets entzückt über die freundliche und zugleich würdige Art, mit welcher meine liebe Frau ihre oft sehr lärmenden Gäste zu bewirten und zu gewinnen wußte.

Du wirst denken, lieber Leser, daß bei einer solchen Lebensweise der Unterpräfekt mit 4000 Fr. Besoldung und kleinen eigenen Revenüen in kurzer Zeit ein aufgegebener, total ruinierter Mann sein mußte; enttäusche dich schnell und staune: Wir waren nie so wohlhabend mit unsern 9000 Fr. Einkommen, als in jener glücklichen Zeit und in jenem Pays de Cocagne,*) wie man den Rouergue allgemein nannte. Trotz der

*) Pays de Cocagne will heißen: „Vollauflaud", wo alles gut und umsonst geboten wird. Das Wort Cocagne bedeutet Bombance, Schwelgerei, Überfluß. Man sagt: être en pays de Cocagne où les Ortolans vous arrivent rôtis dans la bouche. Wir würden sagen: Land, wo die gebratenen Tauben einem in den Mund fliegen.

offenen Tafel und des anständigen Dienstes machten wir jedes Jahr eine kleine Ersparnis, eine Gunst, die mir das Schicksal seitdem nie mehr gewährt hat.

Es ist jetzt auch dort anders geworden und ich glaube, daß meine Nachfolger mich oft getadelt haben werden, so eifrig auf Straßenbauten gedrungen zu haben. Jetzt sind sie mit einer Eisenbahn beglückt und haben doch immer nur die 333 Fr. 33 Ct. monatliche Besoldung.

Diese 333 Fr. 33 Ct., die ich jeden Monat als Zwölftel meines Gehaltes beziehen konnte, und für welche ich mir selbst ein Mandat ausstellte, waren wie ein köstliches Geschenk für mich und machten mir mehr Freude als Millionen, die ich besessen und nicht erworben hätte.*)

Mit den Wegebauten ging es ziemlich rasch; auch gab mir dieser Teil der Verwaltung die größte Satisfaktion, weil ich gut unterstützt und sicher war, ein wichtiges Ziel zu erreichen.

Die französische Organisation der Departemental-Verwaltung, eine Schöpfung des großen Napoleon, beruht auf einem autoritären Grundsatz. Die ausübende Gewalt in Eine Hand gelegt, in die des Präfekten und Unterpräfekten, die Kontrole der Volksvertretung überlassen, zugleich mit der Befugnis, außergewöhnliche Steuern zum Vollbringen der öffentlichen Arbeiten bewilligen zu können: das bildet ein System der Lokalverwaltung, welches vortrefflich ist, wenn die Präfekten von dem Gedanken durchdrungen sind, daß eine gute Verwaltung die beste Politik ist; wenn sie die nötige Schule besitzen, um tüchtig überall mit ihrem Willen durchzudringen und wenn sich ihre

*) Ich vergesse jährliche 300 Fr. Reisediäten, welche zu Weihnachten uns überraschten.

Sorgfalt auf praktischem Wege für das Land fruchtbringend bewährt.

Das war aber leider unter der Regierung Louis Philipps sehr selten der Fall. Die alte Schule der napoleonischen Präfektur war verschollen; die meisten der neuernannten Verwalter waren politische Männer, aus allen Berufsklassen herbeigefegt, teils um sie von der Presse oder von der Tribüne zu entfernen, teils um ihre Servilität mit einer Präfektur zu bezahlen. Advokaten, Deputierte, Schriftsteller, einflußreiche Wahlführer, alles das fand man unter den Präfekten, aber nur selten einen geschulten, wohlvorbereiteten Fachmann.

Da man gar kein Prinzip bei der Ernennung beobachtete und keine richtige Pflanzstätte der Präfekten gebildet hatte, so artete bald die Rekrutierung derselben in einen wirklichen Nepotismus aus. Die immer größer werdende Schwäche der Verwaltung und der Verlust ihres Prestigiums vor der öffentlichen Meinung waren die ersten Folgen dieses korrupten Systems.

Im Jahre 1845 hatte ich einst Gelegenheit mit Herrn Thiers über diesen Gegenstand zu sprechen; er sagte mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit: Ah laissez donc, le bon Préfet n'existe pas, il faut encore l'inventer. Ich erwiderte etwas kühn: ja, wenn man ihn unter den Schauspielern, Dichtern und Sportsmen sucht, dann, glaube ich, wird kaum eine tüchtige Schule herangebildet werden.

Vous avez trop raison, mon cher Sous-Préfet, schloß er, mais que faire avec les appétits toujours croissants de M. M. les députés? le mot „nécessités parlementaires“ est un bête de mot, mais il est devenu une vérité, à force de le mettre tous les jours en pratique.

Mir war die Verwaltung ein Mittel, mich nützlich zu machen, und verschaffte mir dadurch den Genuß, welchen der Landwirt empfindet, wenn er Bäume pflanzt und Frucht säet. Die Politik ließ ich ruhen.

Die Zeit war gerade im Jahre 1836 für einen Verwalter, der arbeiten wollte, eine höchst günstige. Das Julikönigtum hatte sich in den letzten Jahren befestigt, die inneren Aufstände und Unruhen waren bewältigt.

In Paris, Lyon, Grenoble und andern Städten war der Aufruhr wiederholt mit Gewalt niedergedrückt worden; das Attentat Fieschi's hatte den Thron Louis Philipps eher befestigt als erschüttert.

Das Ministerium Casimir Perier, dessen Premier mit seinem eisernen zähen Willen dem König oft unbequem war, hatte das große Verdienst gehabt, Frankreich im Innern zu beruhigen, ihm außerhalb Achtung zu verschaffen. Von allen politischen und revolutionären Zuckungen in Paris war die Provinz wenig berührt worden.

Louis Philipp, dem bis jetzt das Recht zu regieren von seinen ihn bevormundenden Ministern Perier, Thiers und andern, wie von der extremen Opposition stets streitig gemacht worden war,*) fing an, die Beweise zu liefern, daß er zu herrschen wie zu regieren entschlossen sei.

Das Glück hatte ihn begünstigt und seine macchiavellische Kunst hatte das Übrige gethan. Die unbequemen Freunde Lafayette, Casimir Perier, A. Carel waren gestorben. Die Herzogin von Berry, Laffitte, Broglie und Talleyrand hatte die Schlauheit des Königs lahm gelegt. Nun wußte er noch

*) Thiers hatte das Prinzip der Annullierung des Königs in den Worten formuliert: Le roi règne, mais ne gouverne pas.

die andern ehrgeizigen und fähigen politischen Redner, wie Guizot, Thiers, Molé untereinander zu entzweien und ihre gereizte Rivalität zu benützen, um allein Herr im Hause zu werden.

Bis jetzt hatten wir, Verwalter und Verwaltete, in der Provinz wenig von diesen Reibungen zu leiden gehabt, denn die Streitigkeiten zwischen König und Ministern spielten sich mehr in der äußern Politik ab als im Innern, für dessen gewaltsame Beruhigung der Monarch den Ministern die Aktion mit dem Odium, das sie begleitete, gerne überließ; da fand er die Verantwortlichkeit der Minister ganz bequem. In der äußeren Politik trieb er oft das gefährliche Spiel, hinter dem Rücken der Minister eigene widersprechende Politik zu treiben.*)

*) In der Schweiz hatte der König einen geheimen Agenten, den Thiers als Mitverschworenen Fieschi's ohne Ahnung von der Einmischung des Hofes in politische Polizei verhaften ließ.

In Spanien wollte Thiers intervenieren und der König desavouierte ihn. Das bezeugen die Depeschen der fremden Mächte (z. B. de Sales):

7. April, 30. Juni und 24. Juli: Louis Philippe dirige la politique. Thiers voudrait intervenir en Espagne. Le roi seul s'y oppose, et sa volonté fait loi.

Louis Philipp sagte, nach Ancillon, am 12. September zu Werther, dem preußischen Gesandten: Priez le roi de prendre en considération, en me jugeant, les difficultés de ma position; j'ai dû prendre pour un mois Mr. Thiers *pour montrer à la France ce qu'il vaut.*

Bei dieser Gelegenheit kam es im Ministerrat wie auch in der Kammer zu bedauerlichen Auftritten.

Die Gereiztheit Thiers ging so weit, daß sich der kleine Meridional hinreißen ließ, dem Könige zu sagen:

Je suis, Sire, au moins aussi fin que vous; worauf Louis Philipp erwiderte: Monsieur, je l'aurais pu croire, si vous ne me l'aviez pas dit.

In der Kammer mußte der treue Montalivet die ganze Verantwortlichkeit der Eigenherrschaft des Königs in der äußeren Politik auf sich nehmen, weil Thiers erklärt hatte, er habe als Minister des Äußern alles ignoriert, was der Hof gemacht hatte. Thiers gab seine Entlassung und der König nahm sie dankbarst an.

Von dem Augenblick jedoch an, wo das Schaukelspiel des Königs die einzelnen Persönlichkeiten bald benützte, bald abnützte, gab es für uns Präfekten und Unterpräfekten ein ewig schwankendes Dasein. Kaum hatten wir ein Ministerium, welches uns die nötigen Verhaltungsbefehle gegeben, so kam ein anderes mit entgegengesetzten Anweisungen; der Wechsel war so betrübend, daß man die Ministerien nur noch nach den Daten ihrer Entstehung bezeichnete (22. Februar, 15. April, 20. Oktober u. s. w.). Ein Ministerium hatte gleich den Ephemären nur Einen Tag gelebt.

Wenn man bedenkt, daß diese ewigen Schwankungen auch den häufigen Wechsel der Präfekten und der Unterpräfekten zur Folge hatten, so wird es begreiflich sein, wie störend, wie aufreibend für die Verwalter, wie zersetzend und lockernd für das Band zwischen Volk und Regierung dieses Verfahren sein mußte.*)

*) „Treibt mir nur gute Politik und ich will euch dann gute Finanzen schaffen, pflegte Baron Louis seinen Kollegen zu sagen. Mit mehr Recht hätte Girod de l'Ain, der Präsident des Staatsrates, dem Minister im Namen des Beamtentums zurufen können: Macht nur ehrliche Politik und wir wollen euch das Land treu verwalten. — Wenn aber der Deputierte, um wieder gewählt zu werden, seinen Wählern Versprechungen in ihrem persönlichen oder Ortsinteresse machte, welche nur auf Kosten der allgemeinen Interessen erfüllt werden konnten; wenn der Minister, um die Stimme des Abgeordneten zu gewinnen, diesem deren Erfüllung zusagte; oder wenn er, um einer Laune der öffentlichen Meinung von Paris zu schmeicheln, eine gemeinschädliche Maßregel ergriff, so blieb dem Beamten nichts übrig, als sich zum Vollstrecker dieser Maßregel zu machen, oder ihrer Ausführung die Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Bureaux entgegenzusetzen; im besten Falle das Übel weniger schädlich zu machen. In einem Staate, wo eine Straße, ein Kanal, eine Schule, ein Stipendium, ein Postbureau, ja selbst ein Tabakverschleis und ein Schankpatent, unzähliger anderer Stellchen nicht zu gedenken, nur von der Zentralgewalt erlangt werden können, verfügte die Regierung über Begünstigungs- oder Einschüchterungsmittel, welche in anderen Staaten ganz wegfallen. Dafür war allerdings in Frankreich der Vorteil,

Mir raubte zuerst der unerbittliche Schiedsrichter aller Politik, der Tod, meinen guten Präfekten. Anfangs Oktober geleiteten wir ihn, bedauert und beweint von der sämtlichen Bevölkerung, besonders aber von seinen Mitarbeitern, zu Grabe.

Der Verstorbene hatte, wie ich selbst, keine ministerielle Parteifarbe, er war Verwalter und nicht Politiker.

---

daß die Zentralgewalt, wenn sie redlich und gewissenhaft war, — und sie war's, so oft sie nicht vom Parlamente in ihrem Dasein bedroht wurde, — die öffentliche Sache besser wahrte als die Ortsregierungen, Verbände, Gesellschaften es zu thun pflegten; wie denn auch die Verwaltung Frankreichs im großen Ganzen besser war, als die Englands zu derselben Zeit."

So lautet das Urteil eines deutschen Geschichtsschreibers über die schwierige Lage der Präfekten. Auch Herr v. Treitschke läßt ihnen Gerechtigkeit widerfahren.

Der erstere, Hillebrand, schließt seine bemerkenswerte Abhandlung über französische Verwaltung mit den treffenden Worten:

Überhaupt that die französische Verwaltung unter Louis Philipp ohne Verschwendung manch Gutes. Es wurde ihr nicht leicht gemacht. Zwischen den örtlichen Interessen einerseits, den parlamentarischen Übergriffen andererseits hin- und hergezerrt, häufigen Ortswechseln unterworfen, heute vorgeschoben, morgen verleugnet, war ihr die stetige, fruchtbare Thätigkeit zum gemeinen Nutzen fast bis zur Unmöglichkeit erschwert. Was sie im Stillen Gutes that, wurde selten anerkannt; was sie im Auftrage der Minister für politische Zwecke thun mußte, ward ihr zum bittern Vorwurf gemacht. Von Allen angegriffen und von Allen beneidet, in den Jahrbüchern der Nation mit Stillschweigen übergangen, hat sie den berechtigten Anspruch auf Anerkennung der unparteiischen Geschichte; denn ihr kommt das Verdienst zu, welches alle ihre Sünden, Mißgriffe und Gebrechen reichlich aufwiegt: das Verdienst, die Überlieferungen des Staatswesens in den schwierigsten Zeitläuften gegen die ungerechtfertigten Eingriffe der politischen Gewalten des Augenblickes, so weit es möglich war, verteidigt, diese Überlieferungen nach jedem Risse wieder angeknüpft und durch 70 Jahre politischer Stürme, wenn oft Mast und Raaen splitternd seufzten, die Segel zerrissen und ohne Taue der Kiel kaum dem Ansturm der Wogen widerstand, das Fahrzeug innerlich noch erhalten, durchgesteuert zu haben. —

Der Staatsrat, die Präfekturräte, ja die meisten der Präfekten selbst sind sprechende Zeugen für die Wahrheit dieser merkwürdigen Worte, die ich den Leser bitte, nicht zu vergessen, da sie ja doch bei Schritt und Tritt meiner Laufbahn Anwendung finden.

Sein Nachfolger, eine höchst ausgezeichnete Persönlichkeit, eine Kreatur Guizots, war ein ausgeprägter Doktrinär*); außer Guizot und seinem System war in seinen Augen kein Heil für die Menschheit.

Die Verwaltung war für ihn nur Nebensache; sein Hauptaugenmerk war die Politik Guizots; seine Hauptsorge, die Anhänger dieser Politik in den Wahlen zu begünstigen.

Im Übrigen war Herr Marquier (so hieß mein neuer Chef) ein würdiger, wohlwollender und höchst angenehmer Mann; er hatte von der Pike auf gedient und war Unterpräfekt, ehe er Präfekt wurde; glücklicherweise faßte er auch gleich Vertrauen in mich und erzählte mir unumwunden seine politische Stellung.

Thiers war durch den Grafen Molé im äußeren Amte am 6. September ersetzt worden und in das neue Ministerium Guizots und seines Freundes Gasparin eingetreten; sogleich wurden die Freunde des neuen Systems**) zu Präfekten er-

*) Man nannte die Partei Guizots die Doktrinäre, weil im Anfang ihr Chef nur von abstrakten Grundsätzen sich leiten ließ, mit stoischer Hartnäckigkeit seiner vorgefaßten Meinung um allen Preis Geltung verschaffen wollte und in der Politik die Sachen nur so erblickte, wie seine Vorurteile sie sehen wollten. Den Präfekten war das wohl bekannt; auch sagten die meisten unter ihnen nur dasjenige, was dem Minister angenehm war und in seinen Kram paßte. Bald sollte der König in dem philosophischen Stoiker Guizot ein weit gefügigeres Werkzeug finden, als in dem lebendigen Herrn Thiers. Guizot nahm die Meinungen des Königs am Ende so gewohnheitsmäßig an, daß er nicht mehr nach eigenen Überzeugungen handelte. Der Eigensinn des alternden Monarchen verband sich gut mit der Hartnäckigkeit des Ministers. Beide hielten ihren Starrsinn für notwendige Energie, bis sie miteinander in den Abgrund taumelten, den sie nicht vor sich gähnend gesehen hatten. Guizot wurde nach und nach einigermaßen zum „Polignac“ Louis Philipps.

**) X. Doudan, der liebenswürdige Sekretär und Vertraute des Herzogs von Broglie, schrieb an den Grafen d'Haussonville (meinen Freund und

ledigter Stellen oder derjenigen Präfekturen, wo man einen doktrinären Kandidaten in den Wahlen unterstützen wollte, berufen. Sechsunddreißig Präfekten und noch mehr Unterpräfekten machten zu diesem Zweck, was man scherzweise Chassé-croisé nannte, d. h. sie wechselten ihre Stellen gegenseitig aus wie die Tänzer in einer Quadrille.

Ich bin gekommen, sagte mir Herr Marquier, um meinem und Guizots Freunde, Herrn von Guizard, der Ihr Deputierter und in den letzten Wahlen nur mit 10 Stimmen Mehrheit ernannt worden ist, zu einer sicheren Wiederwahl zu verhelfen. In dieser Angelegenheit sind Sie nun mein Hauptmann; auf Sie wird alles ankommen, Sie werden der verantwortliche Verleger unseres Guizard in den Augen der Regierung sein. Also keinen Augenblick verloren, junger Freund, und für unsern Kandidaten emsig gearbeitet! Was Sie von mir begehren werden an Einfluß und Macht, um den Zweck zu erreichen, bewillige ich Ihnen im Voraus, überzeugt, daß Sie nur ehrliche und ehrbare Mittel anwenden werden. Herrn v. Guizard übrigens besuchen wir nächstens miteinander auf seinem Schlosse, der Guizardie. Guizard ist ein charmanter Mann, er wird Ihnen gefallen. —

Ich nahm mir die Ermahnungen meines neuen Chefs ehrlich zu Herzen. Gegen die Wahl des Herrn von Guizard, der im Lande populär und dem Ministerium angenehm war, konnte ich kein Bedenken hegen; ich versprach also, mich für ihn zu verwenden, da er ein Freund meines liebenswürdigen Präfekten sei.

späteren Deputierten in Provins) den 20. Dezember 1836: die Leute vergessen, daß es 33 Millionen Menschen in Frankreich giebt, welche diesen Privatinteressen keine Wichtigkeit beilegen.

Die Sache schien mir so einfach und leicht, daß ich mir Glück wünschte, bei dem nächsten Wahlkampfe Regierung, Volk und Verwaltung in Einem Wunsche vereint zu sehen, und daher keine besonderen Schwierigkeiten voraussah.

Wie grob mich die wankenden Ministerverhältnisse täuschen sollten, konnte ich nicht ahnen; doch greifen wir nicht vor, man wird es bald hören.

Den zweiten November desselben Jahres 1836 erfuhren wir den in Straßburg gescheiterten Putsch Louis Napoleons und die unangenehme Lage, in welche dadurch mein Gönner Choppin d'Arnouville versetzt ward. Er wurde am 28. Oktober früh morgens um 4 Uhr von den Verschworenen Louis Napoleons, Vaudray, Parquin, Laity, Persigny und andern aus seinem Bette gezogen, ungeachtet seines Widerstandes und seiner heftigen Protestationen fast unangekleidet und in Pantoffeln durch die ganze Stadt hindurch bis an die Artilleriekaserne beim Austerlitzthor zwischen einer Abteilung Soldaten geschleppt und dort bis 2 Uhr nachmittags in Haft behalten.

Der General Voirol (der Nachfolger Baron Brayers) wurde in seinem Hotel als Gefangener behandelt und erst freigegeben, als die Verschworenen durch das 46. Linieninfanterieregiment in der Finkmattkaserne entwaffnet und dingfest gemacht waren.

Der Präfekt, so wenig als der General, konnten den Ausbruch der Rebellion und ihre eigene Gefangennehmung verhindern, weil die Verschworenen einen Teil des 4. Artillerieregiments, welches Oberst Vaudray befehligte, zu ihrem Handstreich mitfortgerissen und mit dessen Hilfe alle Posten entwaffnet hatten.

In dem vor dem Geschworenengerichte in Straßburg anhängig gemachten Prozesse, der zu einer entsetzlichen Blamage

für die Regierung führte, war der Präfekt in seiner Zeugenaussage äußerst verlegen und schwach. Er mußte zugeben, daß er von dem ganzen, längst in Baden-Baden, Mannheim und in der Schweiz geplanten Komplotte keine sichere Spur entdeckt habe und, wie die ganze Welt, davon überrascht worden sei. Die Regierung verzieh ihm nie seinen Mangel an politischer Polizei, und trotz seiner hohen Stellung und seiner ausgezeichneten, treuen Dienste wurde er bald nach dem Prozesse (im Juni 1837) in den Ruhestand versetzt.

General Voirol hatte auch einen großen Teil der Verantwortung auf sich; seine Obersten, Vaudray und Parquin und eine Menge Hauptleute, Lieutenants, ja zwei seiner Regimenter, die Pontonniers und das Artillerieregiment Vaudray, waren des Hochverrates schuldig; die wenigen erwischten Verschworenen aber wurden freigesprochen, weil die Regierung den Prinzen Napoleon, den Hauptschuldigen, der Justiz entzogen hatte; General Voirol ging nicht nur ungestraft aus der ganzen Geschichte hervor, sondern er wurde noch obendrein mit dem Generalgouvernement Algeriens belohnt.

Diese ungleiche, parteiische Behandlung beider Behörden schloß eine schreiende Ungerechtigkeit in sich; sie ist nur dadurch zu erklären, daß die Regierung jeden Schein von Verrat von einem Divisionsgeneral abwenden und meinen armen Präfekten zum alleinigen Sündenbock der fatalen Affaire machen wollte. Die freigesprochenen, höheren Offiziere wurden zwar außer Dienst gesetzt, paradierten jedoch zum größten Ärger der ungeschickten Regierung und für die Armee in Straßburg und in Paris in ihren Uniformen als sehr mißliebige Zeugen der Lockerung ihrer Treue.

Mitten in seiner verhängnisvollen Lage fand der biedere

Freund und Gönner d'Arnouville Zeit und Lust, mir zu schreiben und mir ungetrübt seinen Anteil an dem Gelingen meiner ersten Bestrebungen in der begonnenen Laufbahn auszusprechen.

Je suis bien en retard auprès de vous, mon cher ami, mais vous aurez pensé *que je devais avoir encore plus d'occupations que de coutume* et vous n'aurez pas accusé les sentiments que je ne cesserai jamais de vous porter.

J'ai du plaisir à lire vos lettres; je vous avais bien jugé, vous remplissez mes espérances. Travaillez avec ardeur et vous arriverez au haut de l'échelle administrative. Je serai heureux dans mes vieux jours de voir vos succès, et je m'en enorgueillirai peut-être un peu etc.

So schreibt nur ein väterlicher Freund. Wie liebenswürdig bestätigt er sein wohlwollendes Patronat über mich; aufrichtig und selbstlos blieb er mir gewogen bis an sein Ende. Den Napoleonischen Streich jedoch, über welchen ich ihm selbstverständlich meine Entrüstung und mein Bedauern ausgedrückt hatte, berührt er nur mit der Bemerkung: ich könne mir denken, daß er mehr als je beschäftigt sei.

Das Jahr 1836 ging schnell vorüber, für uns in der Provinz in rührigem und eifrigem Bestreben der nutzbringenden Arbeit, in Paris für die Kammern im heftigen politischen Hader zwischen dem Hof und den Parteien. Das Ministerium Molé-Guizot wurde von allen Seiten hart bedrängt und durch den König in große Verlegenheiten verwickelt.

Mehrere wichtige Gesetzvorlagen, namentlich diejenige über die Trennung der Gerichtsbarkeit zwischen Militär- und Civilverbrechen, welche durch den Aufstand in Straßburg notwendig

und sogar dringend erschien, wurden von der Kammer mit kleiner Majorität verworfen.

Doch die allerschmerzlichste Zurückweisung empfanden Regierung und Hof durch die Verweigerung der Apanagen für die Söhne und Töchter des Bürgerkönigs, der sich nicht schämte, bei dieser Gelegenheit der Opposition eine auffallende Cour zu machen. In den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses kam es zu sehr unliebsamen Debatten über die Vermögensumstände des Hauses Orleans. Man warf dem Könige seine Habgier ziemlich unverschleiert vor und erklärte, seine um mehrere Millionen höhere Civilliste, als die Karls X. war, und sein bedeutendes Privatvermögen, das er gegen den Usus der französischen Könige unter seine Kinder bei seiner Thronbesteigung geteilt hatte, sollten hinreichen, die königliche Familie reichlich zu versorgen.

Es war jedoch nicht zu verkennen, daß schon damals die abstoßende, höchst stolze Haltung Guizots die Hauptursache der Niederlage des Ministeriums bildete. Der kleine Thiers fing an zu beißen.

Den 15. April 1837 zog sich das Ministerium Molé-Guizot zurück und machte einem neuen „Molé-Montalivet" Platz. Thiers versprach, diesem Ministerium keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Der König hatte seinen Zweck erreicht und endlich für den Augenblick ein Leibministerium zu Stande gebracht. Erst später bildete er sich ein, Guizot sei unentbehrlich.

Dieser Ministerwechsel war ein Donnerschlag für meinen armen Präfekten, der dadurch seines Gönners beraubt und bei dem Grafen Montalivet Persona ingrata wurde.

Herr Marquier und ich hatten schon unsere Wahlcam-

pagne und alle unsere Pläne im Einverständnis mit dem Deputierten Herrn Guizard ausgemacht, als mir plötzlich über den Kopf meines Präfekten hinaus direkte Mitteilungen vom Ministerium des Innern zukamen, die mir erklärten, man könne mit Herrn Marquier nicht in der Wahlangelegenheit seines Freundes und Parteigenossen Herrn von Guizard korrespondieren, weil er zwischen Freundschaft und Pflicht in eine falsche Lage versetzt würde, im Fall ein anderer regierungsfreundlicher Kandidat sich zeigen würde, der Herrn von Guizard jedenfalls vorgezogen werden müsse.

Ein Postskriptum der sonderbaren Depesche vom 2. August fügte hinzu:

Je préviens votre Préfet de cette résolution, qui n'est prise par le Gouvernement de S. Majesté que pour ménager les sentiments personnels de Mr. Marquier. Vous pourrez du reste communiquer toutes vos dépêches à votre chef direct.

Montalivet.

Sogleich ritt ich nach Rodez, um vor allem mich mit Herrn Marquier genau und klar auseinanderzusetzen. Wie peinlich die Lage war, in welche mich die ministerielle Grille des Grafen Montalivet versetzte, kann man sich wohl vorstellen.

Ich fand meinen lieben Chef aufgeregt, entrüstet und auf dem Punkte, seine Entlassung zu geben. Die Demütigung, die man mir auferlegt, könnte ich noch hinnehmen, sagte der würdige Mann, allein, was ich nicht verschmerzen kann, ist die Zerfahrenheit der Regierung, die uns alle in Frankreich verderben muß. Guizot entfernt — seine Freunde und Anhänger als Regierungsfeinde behandelt! das ist das volle Maß der Verrücktheit. Machen Sie, lieber armer Freund, was Sie

wollen, ich bekümmere mich nicht um die nächsten Wahlen; ich gehe fort.

Die Parteiverzweiflung sprach aus ihm, mehr als seine Stellung mir gegenüber es erlaubt hätte.

Als er sich beruhigt hatte, sagte ich lachend: Fortgehen? Ei! da wäre ja dem Grafen Montalivet eine zu große Freude und Ehre zugleich bereitet; ich denke, das Ministerium Molé-Montalivet wird auch nicht ewig dauern, das könnten wir beschwören nach dem, was wir in sieben Jahren an Ministerwechseln erlebt haben.

Er erwiderte: Sie könnten Recht haben, lieber Unterpräfekt, allein tröstlich ist es keineswegs für uns Präfekten, solchen Schwankungen ewig ausgesetzt zu sein. —

Bei Tische, nachdem die Bedienten entfernt waren und der Champagner seine geistige Wirkung etwas fühlbar gemacht hatte, fand ich meinen Lebemann (er war unverheiratet) ganz aufgeheitert.

Jetzt, junger Novize, wird Ihre Lage verzweifelt schwer werden, sagte mein Chef, sich selbst vergessend. Man wird, um die Anhänger Guizards abtrünnig zu machen, weder Versprechungen noch Drohungen sparen; alle Ihre Projekte und Pläne für Wege und Brücken werden daran glauben müssen. Was werden Sie thun, wie sich aus der Schlinge ziehen? —

Nun — entgegnete ich humoristisch — weil ich jetzt wie Sancho Pansa in der Insel Barataria zum Alleinherrscher in Espalion, wie der Mops im Kegelspiel, (verzeihen Sie das triviale Sprichwort) gekommen, so bin ich fest entschlossen, wie mein Kollege Sancho gar nichts zu thun. Dem Ministerium werde ich die Lage ehrlich klar legen, und, wenn es mich drängt und treibt, ihm den schönsten höflichsten passiven Widerstand

leisten, den je ein Bureaukrat erfinden kann. Von meinen Plänen, die ja schon mit den Beteiligten festgestellt sind, gebe ich weder einen Kilometer Straße, noch einen Brückenpfeiler preis.

Das für die unbescheidenen Forderungen des noch unbekannten Kandidaten und seiner begehrlichen Wähler! Was den Herrn Unterstaatssekretär und den Kabinettschef anbelangt, ja für diese muß ich so viel Papier mit Ziffern über Wahlminorität oder -Majorität aufstellen, daß sie am Ende bitten werden, es sei genug. —

Herr Marquier lachte herzlich und sagte halb ernst, halb scherzend: An Ihnen ist wahrhaftig ein Diplomat verloren gegangen, aber ein Doktrinär werden Sie nie. —

Was würde mir in diesem Falle auch alle Doktrin nützen, dachte ich, und sprach von andern Dingen, nur um den Chef aufzuheitern und von seinem Vorhaben abzulenken, das Heft nach der Klinge zu werfen.

Wir brachten den Abend ganz fröhlich auf einem langen Spaziergange zu und plauderten von hundert interessanten Gegenständen — nur nicht von Politik. Als wir uns trennten, sagte mir Herr Marquier: So werden Sie denn meinen Freund Guizard jetzt nicht kennen lernen? Es thut mir sehr leid, Sie würden sich gegenseitig konvenieren. — Warum nicht? gab ich zurück, wenn Sie mich morgen bei ihm einführen wollen, so werde ich glücklich sein, Sie zu begleiten. — Er schien erfreut über meinen Entschluß, schüttelte aber bedenklich den Kopf und sagte: Lassen wir's lieber bleiben, es könnte Ihnen Widerwärtigkeiten zuziehen, ins feindliche Lager zu gehen. — Das ist mir so gleichgültig, als irgend etwas, entgegnete ich; dem Staate bin ich meine Dienste, aber nicht meine Erniedrigung

schuldig. Herrn Guizard gerade jetzt nicht besuchen, wäre eine Ungezogenheit, welche kein Minister von mir verlangen kann. — Er umarmte mich und rief herzlich lachend: Ah, pour le coup! voilà un bout de doctrine!

Die Fahrt nach der Guizardie ging mit Postpferden (mein Pferd führte mir mein Diener langsam nach) ziemlich rasch über Berg und Thal dem nordwestlichen Teile meines Bezirkes zu.

Das Schloß Guizardie liegt auf einem hohen Berge, dessen südliche bewaldete Wand steil gegen einen Strom abfällt; ein einziger viereckiger gotischer Riesenturm bildet das ganze geräumige Wohnhaus, während die Ökonomiegebäude und Stallungen hinter dem hübschen Parke liegen, der sich auf drei Seiten um das Schloß dehnt. Augenscheinlich ist dieser Turm das letzte Überbleibsel eines uralten, einst weiter ausgedehnten Gebäudes. Die innere Einrichtung fanden wir in den drei Stockwerken des Turmes höchst modern und elegant, was im Lande Rouergues damals ein Unikum darbot. In jenen Einöden einen Salon wie im Faubourg St. Germain, Dienst und Tafel wie in den vornehmsten Häusern einer großen Weltstadt anzutreffen, bot einen äußerst überraschenden Kontrast, der durch die Urbanität des Hausherrn und durch die graziöse Zuvorkommenheit der Herrin einen höheren Reiz erhielt.

Herr von Guizard, ein vierzigjähriger eleganter Lebemann, hatte in Paris einige Rechtsstudien gemacht, ohne jedoch ein Jurist geworden zu sein. Vor 1830 war er schon in der dynastischen Opposition als Zeitungsschreiber bekannt; doch bald schloß er sich der Partei Guizots an und gewann in derselben ein gewisses Ansehen, mehr durch Geschick und Intrigue als durch besonderes Wissen und Verdienst. Im Jahre 1832 zum

Präfekten in Rodez ernannt, sah er bald ein, wie schwankend diese Stelle werden müsse und bewarb sich um eine stabilere und einträglichere, die ihm zugleich gestatten würde, in Paris zu residieren. Es gelang ihm durch Guizots Protektion eine der angenehmsten Sinekuren in Paris zu gewinnen; er wurde zum Directeur des beaux arts und Oberaufseher der nationalen Museen ernannt, (eine Stelle, die unter dem zweiten Kaiserreich Herr von Neuwerkergue, der Geliebte der Prinzessin Mathilde, bekleidet hat).

Diese hohe Stellung erlaubte Herrn von Guizard zugleich, einen Sitz in der zweiten Kammer einzunehmen; im Jahre 1833 wurde er mit einer kleinen Majorität zum Deputierten des Departements Aveyron ernannt.

In den vier Jahren jedoch, welche zwischen seiner ersten Ernennung und der bevorstehenden Wahl vom Jahr 1837 beinahe verflossen waren, hatten sich sein Einfluß und seine Popularität im Lande bedeutend ausgebreitet, so daß an seiner Wiederwahl gar nicht zu zweifeln war und die Verwaltung in dem Wahlkampfe gegen ihn notwendig unterliegen mußte. Das war uns beiden und Herrn Marquier so klar, daß wir keine Verlegenheit empfanden, uns freimütig und offen über die Lage der Dinge auszusprechen.

Mit gutem Gewissen konnte ich Herrn von Guizard die Versicherung geben, daß ich mich in keiner Weise in einen eifrigen Wahlkampf einlassen, und daß ich meine Rolle als Berater der Regierung mit kühlem Blut und vollkommener Gelassenheit durchführen würde.

Nach zwei recht vergnügt auf der Guizardie verlebten Tagen trennte ich mich von meinen freundlichen politischen

Gegnern, bestieg mein Rößlein und kam wieder wohlbehalten in Espalion an.

Hier traf ich bestimmte und eindringliche Anweisungen, wie ich die Kandidatur meines Deputierten bekämpfen müßte, und welch hohen Wert die Regierung auf die Wahl des Gegenkandidaten lege; ausdrücklich wurde in dieser Depesche betont, meine Beförderung zu einer höheren Stelle hänge unbedingt von meinem Erfolge ab.

Der Gegenkandidat war der Präsident des Zivilgerichts in Espalion, ein eifriger Klerikaler und eingefleischter Legitimist, der im ganzen Lande durch sein herrschsüchtiges Wesen und seine bekannte Parteilichkeit verhaßt war. Dieser höchst unbescheidene rohe Herr bestürmte mich mit anmaßenden Forderungen und bedrohlichen Redensarten.

Bei der ersten Begegnung mußte ich ihm die Unmöglichkeit seiner Ernennung trotz meines Beistandes klar machen, und ich that es mit aller Ruhe, mich bloß auf Thatsachen und genaue Kenntnis der Wahlmänner stützend; zugleich klärte ich das Ministerium über die Lage der Dinge ausführlich auf und bezeichnete die Aussichten des Regierungskandidaten als vollständig hoffnungslos.

Darauf folgten dringendere Mahnungen und eine immer steigende Frechheit von Seiten meines unwerten Schutzbefohlenen.

Die paar Wochen vor der Wahl waren höchst unangenehm für mich und würden sich noch unerquicklicher gestaltet haben, wenn nicht ein glücklicher Zufall mich plötzlich von jeder Beteiligung an dem fatalen Wahlstreit gänzlich befreit hätte.

Der unvorsichtige leidenschaftliche Gegner Herrn Guizards wandte so unerlaubte Drohungen und Versprechungen im Namen der Verwaltung zu seinem vermeintlichen Vorteile an,

daß ich ihn öffentlich verleugnen und der Regierung erklären mußte, mit solchem Gegenpart könne die Verwaltung nur die Regierung kompromittieren und sich in der öffentlichen Meinung herabwürdigen.

Der Präsident Delsers (so hieß der Kandidat) hatte sich nicht geschämt, gegen meinen Willen und oft ohne mein Mitwissen die wichtigsten Beschlüsse der Verwaltung in Zweifel zu setzen und denselben andere, persönliche Intentionen an die Seite zu stellen. Das Maß seiner Unverschämtheit füllte er aber dadurch, daß er zu seinem öffentlichen Agenten einen im Lande verachteten Menschen verwandte, mit welchem kein ehrlicher Mann in Verbindung treten wollte. Es war dies der berüchtigte Wölfel, der als Unteroffizier den unglücklichen General Berton in eine verräterische Falle gelockt und ihn dann auf das schändlichste der Regierung der Bourbonen ausgeliefert hatte. (Bekanntlich ward General Berton hingerichtet.)

Diesen Menschen ließ ich sofort aus dem Bezirke polizeilich ausweisen und erklärte dem Herrn Kandidaten kurz, daß die Verwaltung jede Beziehung mit ihm selbst und seinem Agenten abbrechen müsse.

Die Lokalzeitungen posaunten natürlich diese Nachricht in alle Welt hinaus, und meine Berichte an das Ministerium wurden selbstverständlich mit den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen beantwortet. Die Regierung glaubte dadurch ihr unkluges, übereiltes Verfahren wieder gut zu machen.

Die letzte Depesche des Ministeriums lautete wie folgt:

Le gouvernement du Roi reconnait, avec vous, que la candidature de Monsieur Delsers n'était plus avouable, dès le jour où le candidat appuyé par l'administration employait des moyens déloyaux et des agents mal famés. Je ne

puis que vous féliciter de la conduite résolue que vous avez tenue dans cette circonstance.

Montalivet.

Trotzdem blieb mir, wie auch der Bevölkerung, das trübe Bewußtsein zurück, daß die Regierung in Wahlangelegenheiten Grundsätze, Ansehen und Einfluß der Verwaltung, ja sogar die Ehre preisgebe, um einem schwankenden Ministerium für einen Augenblick die Majorität zu sichern.

Der Wahltag erschien, und Herr von Guizard wurde fast einstimmig gewählt.

Bald nachher berief das Ministerium meinen würdigen Präfekten, Herrn Marquier, auf einen andern Posten, ohne daß wir uns diese unnötige Strenge erklären konnten. Der Personenstreit in Paris mußte ein Opfer haben, und man bedachte nicht, daß das Land und seine Interessen die wahren Opfer dieser schlechten Politik sein würden.

Ich habe diese unerfreuliche Wahlgeschichte ausführlich erzählt, weil sie unter hundert anderen ein schreiendes Bild darbietet und dem Leser gestattet, einen klaren Blick in die damaligen Zustände der inneren Politik Frankreichs zu werfen.

Wir hatten im Sommer des Jahres 1837 die große Freude gehabt, meine Schwiegermutter und meine beiden Schwägerinnen auf einige Monate bei uns zu besitzen, was für meine Frau eine große Wohlthat, für mich ein freudiger Ersatz für manche Widerwärtigkeiten war. Als wir im November wieder allein waren, fühlten wir uns sehr vereinsamt, um so mehr, da unsere elsäßischen Dienstboten, von einem unwiderstehlichen Heimweh ergriffen, uns unbarmherzig im Stiche ließen und trotz Bitten und Versprechungen der Heimat zueilten.

So bitter diese Desertion für uns war, konnten wir doch

den guten Leuten nicht gram sein; denn wir gestanden uns wohl ein: nur Berufstreue, Pflichtgefühl und Beschäftigungen edler Art können vor einer solchen Schwäche bewahren. Doch meiner lieben Mathilde, die keine Brücken und Straßen zu bauen, keine Wahlkämpfe zu bestehen hatte und nur auf ihr Hauswesen, ihr Kind und auf mich angewiesen war, fing die Verbannung an recht schwer zu fallen.

Mein neuer und dritter Präfekt in zwei Jahren, Herr Mazère, war nichts weniger als ein Verwalter; er hatte seine Jugend als Lebemann in Paris verbraucht, mit Melesville und Ambert zwei artige Komödien „La mère et la fille“ und „Le jeune mari“ fabriziert, und im Alter von fünfzig Jahren die Nichte des berühmten Malers Gerard geheiratet. Gerard entledigte sich des bedürftigen, begehrlichen und verschuldeten Neffen, indem er ihm durch seinen Einfluß bei Louis Philipp zu einer Präfektur verhalf.

Beaumarchais läßt seinen Figaro sagen: On a pensé à moi pour une place, mais par malheur j'y étais propre; il fallait un calculateur; ce fut un danseur qui l'obtint. Mazère sagte unverfroren: On m'a fait Préfet, simplement parceque je n'y entends rien.

Dieser leichtfertige, höchst artige, aber ungeschulte Chef war mir nicht unangenehm; da er selbst nichts wußte, ließ er diejenigen gewähren, von welchen er vermuten konnte, daß sie mehr wußten als er.

Gesunder Verstand war ihm zu teil geworden (malgré les folies dramatiques) und ich glaube, er hat sich bis zum zweiten Kaiserreich glücklich über Wasser gehalten, was in jeder andern Periode nicht möglich gewesen wäre. Unter diesem bequemen Chef walteten und schalteten die Bureaux der Prä-

fektur von Rodez als unumschränkte Herren. Da ich gut mit denselben stand, hatte ich keinen Widerstand zu befürchten. Die Straßenbauten schritten unbehelligt fort und im allgemeinen ging die Verwaltung viel ruhiger und rascher ihren gebahnten Weg, als wenn ein neuer ungestümer Eigenwille sich in ihr fühlbar gemacht hätte.

Einen düsteren Punkt im Rouergue, und besonders in meinem Bezirke, bildete der öffentliche Unterricht; kaum ein Prozent der Bevölkerung konnte lesen und schreiben. Die Schulen, zerstreut auf großen Entfernungen und im Winter vollkommen unzugänglich, waren mangelhaft, von alten gleichgültigen schlecht besoldeten Lehrern gehalten; das neuerrichtete Lehrerseminar in Rodez war noch unfähig, den dringendsten Bedürfnissen zu entsprechen.

Zu meinem größten Bedauern war es rein unmöglich, in diesem Fache das geringste zu leisten. Bei dem niederen Klerus zwar, der damals noch zur gallikanischen Kirche hinneigte, fand ich willigen Beistand; viele Ortsgeistliche hielten in Ermangelung der Lehrer kleine Schulen. Allein auch ihr guter Wille scheiterte an den Lokalverhältnissen und an der Gleichgültigkeit der Bevölkerung, die Lesen und Schreiben noch für einen unnötigen Luxus hielt.

Es ärgerte mich, daß auf der Karte des öffentlichen Unterrichtes mein Bezirk mit einem schwarzen Fleck bezeichnet ward. Ein geistreicher Generalinspektor des Unterrichtes und Mitglied des Instituts, Herr Matter (ein Elsäßer), besuchte meinen Bezirk und sagte mir beim Abschied: O ärmster Landsmann, Kind eines klassischen Bodens des öffentlichen Unterrichts! die Schulen von Honolulu sind besser bestellt als die deinigen hier.

Als der treffliche Mann sah, daß mich sein wohlwollender Scherz doch unangenehm berührt hatte, setzte er hinzu: Der Vorwurf trifft nicht Sie noch Ihre Vorgänger, er trifft zwei Jahrhunderte stiefmütterlicher Behandlung dieser südlichen Länder von seiten Frankreichs; sie liegen zu entfernt von der Gnadensonne der alles auf Einen Punkt zentralisierenden Regierung. Es muß aber nach und nach besser werden. In unserer Verwaltung, wo alles so schnell wechselt, muß jeder ein Körnchen säen und der Zeit das Gedeihen überlassen; übrigens steht ja nichts vereinzelt da im Wirken eines Verwalters: eines greift in das andere ein, auch die materiellen Besserungen dienen zur Hebung geistigen Fortschrittes. Bauen Sie nur eifrig Straßen; rotten Sie die Wölfe aus, die im Winter den Verkehr so gefährlich machen!*) Ist dies geschehen, nun dann können wir Schulen errichten und die Kinder können ohne Gefahr und Mühe zu denselben gelangen. —

Der mehrtägige Besuch dieses eminenten Mannes war für mich eine wahre Wohlthat und seine anregende Unterhaltung gab mir neuen Mut, mich in Erholungsstunden auch wieder mit deutscher Litteratur zu beschäftigen. — Vergessen Sie Ihr schönes Deutsch nicht, sagte er, denn wir Elsäßer verdanken doch im Grund den Deutschen unsere Kraft und unsern geistigen Wert, der anfängt in Frankreich Geltung zu gewinnen. Aber, setzte er lächelnd hinzu, die Welschen schwärmen für deutsche Kunst und Bildung, ohne sie verstehen zu können. Es liegt ein tiefer Abgrund zwischen beiden Nationen: Sprache, Sitten, Charakter, Tradition, Glaube — Alles trennt sie; nichts wird je diese Kluft ausfüllen. —

*) Die Wölfe waren so zahlreich und wurden im Winter so frech, daß sie bis in die Städte drangen und auf den Straßen die Wanderer bedrohten.

Matter ist längst gestorben, aber wie oft dachte ich an seine Worte; die Unversöhnlichkeit zwischen beiden Völkern ist seither riesengroß gewachsen, sie wird nie aufhören.

In jenen Tagen nach Matters Besuch schrieb ich viel; aus der Jauche des Wahlgewühles mich in bessere Atmosphäre rettend fand ich Erholung im Versesschmieden — denn Dichten darf ich meine poetischen Versuche nicht nennen. Nur dadurch kann ich den begangenen Frevel entschuldigen, daß es mich ungemein ansprach und zerstreute, die beiden so verschiedenen Sprachen in poetischer Form zu gebrauchen; ich mußte aber bald erkennen, daß die eine der andern Eintrag that, und ließ die Versuche wieder schlummern. Ich machte damals, und mache noch jetzt, schlechte Verse; aber der Kuckuck dichte in zwei Sprachen!

Das einzig gute dabei war und ist noch, daß ich lebhaft empfunden, was Scheffel seinen Kater Hiddigeigei vom Dache schreien läßt:

Eig'ner Sang erfreut den Biedern,
Doch die Kunst geht jetzt ins Breite:
Seinen Hausbedarf an Liedern
Schafft sich jeder selber heute.

Im Dezember desselben Jahres (1837) nahm ich einen Monat Urlaub und benützte ihn, um meine liebe Mutter in Paris zu besuchen und zugleich auch im Ministerium des Innern die administrative Temperatur zu ermitteln.

Die Regierung sah es nicht ungern, wenn die Präfekten und Unterpräfekten sich von Zeit zu Zeit im Ministerium sehen ließen. Die unangenehmen empfing man nicht, die räudigen Schafe unter ihnen wurden rücksichtslos abgesetzt; der Moniteur universel verkündete ihnen einfach an einem für sie unschönen

Morgen, daß sie zu einem andern Posten berufen seien: „appelé à d'autres fonctions“ war die höfliche Formel, deren man sich bei dergleichen Exekutionen bediente.

Es war der grüne Seidenstrick, den der Sultan den Großvezieren schickt, wenn sie sich erdrosseln sollen. Der junge Unterpräfekt, der aus Schüchternheit oder aus sonstigen Gründen sich nicht sehen ließ, wurde unter irgend einem Vorwande ins Ministerium beschieden; mißfiel er, so wurde er entweder verurteilt, lange in seinem Winkel zu verkümmern, oder sofort abgedankt (remercié).

Allein man gewöhnte sich auch an diese Zuckungen, wie sich die Peruaner an ihre Erdbeben gewöhnen.

Daß man unter solchen Umständen nicht angenehm diente und beständig in Sorge war, ist begreiflich; Mathilde wünschte sehnlichst aus dem Verbannungsort Espalion befreit zu werden, und da sie mich des kleinen Söhnleins wegen nicht begleiten konnte, drang sie in mich, die Reise so schnell wie möglich zu unternehmen.

Es war eine schmerzliche aber notwendige Trennung. Bei furchtbarem Schneegestöber machte ich mich zu Pferde auf den Weg, begleitet von meinem Diener und einem Postillon, der das Postfelleisen jeden Tag bis St. Flour bestellte, weil durch den tief liegenden Schnee kein Postwagen mehr dringen konnte.

Auf den höchsten Bergspitzen zwischen Espalion und Lagiole lag der Schnee so dicht, daß an ein weiteres Fortkommen an demselben Tage nicht zu denken war; mit Mühe und Not arbeiteten wir uns bis zum Hofe meines Freundes Baduel in Lagiole durch und baten um Obdach und Gastfreundschaft für die stürmische Nacht.*) Um die sechs Meilen, die

*) Derselbe Bürgermeister, der mir im Sommer seine schönen Weidstriche und Viehherden mit Stolz gezeigt hatte.

Lagiole von Espalion trennen, zurückzulegen, hatten wir zehn Zeitstunden gebraucht; die Pferde versanken oft bis an den Gurt im angehäuften Schnee, die Straße war nicht mehr vom freien Felde zu unterscheiden.

Am folgenden Morgen war der Himmel aufgeheitert und während der Nacht hatte eine Unzahl Arbeiter einen Pfad in den tiefen Schnee gegraben, um den Postverkehr wenigstens für das Felleisen herzustellen.

Früh machten wir uns wieder auf den Weg und erreichten gegen Mittag das kleine Städtchen Chaudesaigues, ein Thermalbad, wie es der Name andeutet. Hier war der Schnee verschwunden und die Temperatur eine ganz angenehme; durch die Häuser des Städtchens zog der heiße Strudel unter den Fußböden durch und wärmte so die glücklichen Bewohner. Die ärmeren unter ihnen kamen zur Mittagstunde mit ihren Suppentöpfchen an den dampfenden Brunnen und kochten in einer Sekunde ihr spärliches Mahl.

Auffallend war die Schönheit der jungen Mädchen, deren blendend weiße Gesichtsfarbe, durch die Milde des Klimas begünstigt, von den rabenschwarzen Haaren und den dunkeln Augen vorteilhaft abstach. Ein allgemeiner Aberglaube, wohl durch die interessierten Bewohner verbreitet, maß der Wunderquelle die Kraft zu, alte Weiber jung, und schwarze Mädchen weiß zu machen. Mein Gastwirt erzählte mir das bei Tische mit überzeugender Kunst. Toutes les femmes, sagte er in seinem südlichen Accent, deviennent belles ici, au bout de six semaines. Notre source, parole d'honneur! blanchirait une négresse. —

Abends kamen wir nach St. Flour, wo es mir gelang in einen Postwagen zu steigen und, die Nacht durchfahrend,

am dritten Tage nach meiner Abreise von Espalion früh morgens um sechs Uhr Clermont Ferrand zu erreichen.

Auf dem großen Platz, wo die Eilwägen alle ab- und zufahren, war ein fieberhaft bewegtes Leben; hunderte von Lichtern und Laternen schwirrten hin und her und ein Rudel Laufbursche, Kondukteure und Postillone schrieen und fluchten durcheinander.

Vier Postwägen (Diligences), je mit vier Percherons bespannt, waren schon zur Abfahrt bereit. Mitten in der gräßlichsten Unordnung, unter dem Gebrüll der Menge und dem Wiehern der Hengste, die schlugen und bissen, konnte ich lange nicht zur Besinnung kommen; zwei Kerle hatten mich jeder an einem Arm gefaßt und zerrten mich gewaltsam hin und her. Ici, Monsieur, ici les Messageries Impériales, Laffitte et Gaillard! schrie der eine; der andere: Ici la grande Concurrence, Monsieur, prenez votre place, on vous porte gratis à Paris; da brüllte der erste wieder: On paye les dîners en route; der zweite heulte: Nous payons le champagne, malheureux! et nous arrivons cinq heures avant les Impériales.

Endlich befreite mich ein stämmiger Kondukteur der „Impériales“ aus den Händen meiner Tyrannen, die er mit derben Faustschlägen entfernte; er trug mich so zu sagen durch die balgende Menge bis zum Bureau seiner Gesellschaft. Hier überreichte er mir höflich eine Reisekarte, auf welcher die Ziffer 95 Fr. mit der Aufschrift in roten Lettern „gratis pour Paris“ ersetzt war, und mein Befreier sprach die geflügelten Worte: Monsieur, pour le commun c'est gratis, pour les Barons, comme vous, c'est 20 frcs. Ich drückte ihm lachend ein Goldstück in die Hand und sagte: voici pour les soins que

vous prendrez en route de votre baron, mes compliments à MM. Laffitte et Gaillard, et maintenant cherchez ma malle et donnez-moi le temps de déjeuner tranquillement. —

So geschah es; ich frühstückte gemütlich im Hotel de France, während die Balgerei und das Brüllen auf dem Platze immer zunahmen, je größer der Andrang der Reiselustigen wurde. Endlich entwirrte sich die tobende Menge; jeder Reisende fand seinen Platz, und um acht Uhr fuhren wir die Anhöhe von Clermont in stürmischem Wettrennen der konkurrierenden Gespanne hinab. Die ganze Reise war ein beständiges Hetzen und Jagen, so daß wir wirklich die 200 Meilen, die uns von Paris trennten, in den versprochenen 48 Stunden zurücklegten. Jedoch von Champagner und freier Tafel war glücklicher Weise nicht die Rede.

Solch eine Reise erlebt zu haben, ist wohl heutzutage einer Beschreibung wert. Beispiellos mag es erscheinen, 200 Poststunden in einem bequemen Wagen kostenfrei und relativ schnell zurückgelegt zu haben. Die beschriebene Scene in Clermont konnte jedenfalls nur in Frankreich vorkommen.

In Paris angelangt, fand ich noch Kraft und Lust, den ganzen Tag mit meiner lieben Mutter unermüdet zu plaudern, ihr alles seit unserer peinlichen Trennung Erlebte zu erzählen und auch sie, die arme jetzt vereinsamte, über alles zu befragen, was sie gelitten und erfahren hatte.

Solch ein Wiederfinden einer innig geliebten Mutter nach so vielen schmerzlichen Tagen ist ein Vorempfinden des Wiedersehens in einer besseren Welt.

Die ersten acht Tage widmete ich beinahe ausschließlich der trefflichen Mutter. Wir trennten uns nur, wenn ich dringend im Ministerium zu thun hatte; dann freuten wir uns gemein-

schaftlich an den Sehenswürdigkeiten und Annehmlichkeiten der unvergleichlichen Weltstadt.

Im Ministerium wurde ich sehr freundlich empfangen; Graf Montalivet versprach mir, mich baldigst zu einer besseren und wenn möglich nicht zu entlegenen Unterpräfektur zu befördern. Von der Wahl in Espalion wurde kein Wort gesprochen; ich hütete mich wohl, den wunden Fleck zu berühren. Der Graf machte mir den Eindruck eines wohlwollenden und biederen Gentleman; die Höflichkeit des feinen Hofmannes war bei ihm zugleich die eines guten Menschen.

Sein Kabinetschef Herr Mallac war ein hübscher junger Herr, welcher bei den Damen der Aristokratie Louis Philipps einige Eroberungen gemacht hatte. Die Herzogin von X. war seine intimste Freundin; sie lebte getrennt von ihrem Gemahl und Mallac versüßte ihr die Einsamkeit. Die Herzogin, eine berühmte Schönheit, hatte zwei niedliche blonde Mädchen, denen ich sehr oft mit ihr im Tuileriengarten begegnete.

Eines Tages fragte ich einen Pariser Freund nach dem Namen der auffallend schönen großen Dame. C'est la Duchesse de X. avec ses petites „Mallaquises" (mal acquises = bös erworbene) — gab er mir zur Antwort. Man erzählte sich in der bösen Welt, daß Louis Philipp in der Zerstreuung oder absichtlich sehr oft galante Damen mit den Namen ihrer Liebhaber begrüße und daß die Herzogin, welcher diese Bitterkeit zu Teil geworden war, seither nicht mehr am Hof erscheine.

General Athalin, bei welchem ich sehr günstig aufgenommen wurde und der mich mehrmals zu Tische lud, verschaffte mir eine Einladung zu einem Hofballe, mit dem Ersuchen in

Uniform zu erscheinen, weil er mich dem Könige und der königlichen Familie bei dieser Gelegenheit vorstellen wolle.

Der Ball in den großen Appartements (den Thronsaal, Marschallsaal und alle Galerien inbegriffen) war äußerst brillant; 2000 Personen bewegten sich ohne zu großes Gedränge in den kolossalen Räumen.

Bei der Vorstellung im Thronsaale ging man schnell vor den höchsten Herrschaften vorüber. Der König nickte mit dem ovalen bekannten Haupte und murmelte von Zeit zu Zeit: Charmé, très charmé! Die Königin Marie Amelie grüßte mit ihrem melancholischen Lächeln und die Prinzen und Prinzessinnen, die mit dem Hofstaat die beiden Thronfauteuils umstanden, rührten sich nicht und schienen zur Dekorierung der ganzen Scene aufgestellt zu sein.

In der großen Menschenmenge sah man hauptsächlich schwarze Fracks mit dem unentbehrlichen roten Bändchen am Knopfloche; die nichtdekorierten zeichneten sich vorteilhaft aus. Die Toiletten der Damen waren sehr reich an kostbaren Spitzen und Seidestoffen*); Diamanten sah man in Fülle meistens als Rivièren auf breiten alten Schultern prangen; man zählte auf diesen Paradeschultern eher die Millionen der Pariser Finanzfürsten als die Grazienblüten ihrer wenig einnehmenden Hälften. Jedenfalls war die Gesellschaft ins unendliche gemischt.

Die Elite des Faubourg St. Germain glänzte durch ihre Abwesenheit; dagegen waren die Offiziere der Nationalgarde und die Finanzleute massenhaft vertreten. Was jenem Feste einige Abwechslung verlieh, war die Erscheinung zahlreicher arabischer Häuptlinge und Offiziere der Spahis in ihren Kaschmir-Bur-

*) Um dem Könige zu gefallen, mußten die Damen nur in Atlasseide erscheinen, damit die Lyoner Industrie dabei ihre Rechnung fände.

nussen und reichgestickten Unterkleidern, mit dem weißen Turban auf den klassisch schönen Häuptern. Zwei unter ihnen bemerkte ich, welche kleine grüne Streifen im Turban trugen; ein Privilegium, welches nur den Abkömmlingen des Propheten gestattet wird.

Unter den Offizieren der Spahis erkannte ich Marey Monge, damals Rittmeister; im Jahre 1840 traf ich ihn in Weißenburg als Oberst des dritten Kürassierregiments.

Diese edlen Fremdlinge, die sich sehr würdig und elegant umherbewegten, als seien sie vom Hause, gefielen mir besser als die Börsenhelden des Tages oder die berühmten Advokaten, die man mir nannte; unter letzteren waren Cremieux, Lachaud (der Verteidiger der Madame Lafarge und später des Marschalls Bazaine), Jules Favre, Odillon Barrot, Garnier-Pagès und andere. Eine berühmte Persönlichkeit, Herr Charles Dupin der Ältere*), damals General-Prokurator des obersten Gerichtshofes in Paris und Zivilbeistand des Königs, war an diesem Abend der Held eines sonderlichen Abenteuers. Da er stets eine plebejische, affektierte Einfachheit zur Schau tragen wollte, erschien er in schwarzer Halsbinde und mit groben Schuhen; der dienstthuende Huissier an der Eingangsthüre des ersten Salons machte ihm bemerklich, daß sein Kostüm nicht hoffähig sei und wollte ihn zurückweisen. Da fing mein Herr Dupin an, laut zu protestieren, und wollte mit Gewalt eindringen; der Huissier mit seiner goldenen Kette trat ihm in den Weg und rief das übrige Dienstpersonal um Beistand. Da sprangen

---

*) Es waren drei Brüder Dupin, von welchen nur der ältere hervorragend war. Sie hatten jedoch alle drei eine so hohe Meinung von ihrem Werte, daß sie auf den Grabstein ihrer Mutter die Inschrift setzen ließen: Ci-gît la mère des Dupins.

zwei Kammerherren herbei, erkannten Herrn Dupin und ließen ihn trotz seiner groben Schuhe in die Salons eintreten. Dem verblüfften Thürsteher rief einer der Herren beschwichtigend zu: „Laissez passer, ne voyez-vous pas que c'est un bon campagnard qui vient rendre visite au roi?"

Dupin, den man scherzweise den paysan du Danube nannte, lachte über den schlechten Witz und nahm unbehelligt am Feste Teil.

Den andern Morgen aber las ich den Vorfall in allen Zeitungen auf die verschiedenste Weise besprochen. Die Hofzeitungen rügten streng die affektierte Grobheit Dupins, mit der Bemerkung, die Zeiten seien verschwunden, in welchen man in die königlichen Salons mit kotigen Schuhen hereinstampfen durfte; die Oppositionsblätter jammerten hingegen sämtlich über die übertriebene Hofetikette, mit welcher der roi-citoyen sich seit einiger Zeit den bons Français mehr und mehr unzugänglich mache.

Großer Gott, ich mußte lachen über diesen Jammer! Hatte ich doch mit eigenen Augen die sonderbarsten Erscheinungen auf dem Balle gesehen, die alle noch recht an die Julitage erinnern konnten; dicke Pompiers von der Banlieue de Paris mit dem Achilleshelm auf dem Haupte waren wahrlich keine Hofschranzen.

Während des ganzen Festes sah man keine Wachen weder an den Thüren noch in den Galerien; überhaupt ging es sehr bürgerlich und, wie man gleich sehen wird, nicht immer anständig zu. Die reichlich mit Champagner versehenen Buffets waren beständig so ungestüm belagert, daß ein anständiger Kavalier sich keine Aussicht auf einen Tropfen Cliquot machen durfte.

Beim Souper der Herren, welches nach dem der Damen im Theatersaale des Schlosses serviert wurde, war ich glücklicher. In der Galerie, die zum Theater führt, hatte ich die große Freude gehabt, meine beiden alten Freunde Choppin d'Arnouville und Marquier anzutreffen; sogleich wurde ausgemacht, daß wir uns beim Souper zusammensetzten. Das war jedoch nicht leicht, denn die Flügelthüren der Galerie waren von hunderten von Unbescheidenen so bestürmt, daß drei Kammerherrn, die öffnen sollten, nicht an die Thüren gelangen konnten. Da faßte mich mein gigantischer alter Präfekt bei der Hand, gebot mir Herrn Marquier nicht auszulassen und schritt majestätisch erhobenen Hauptes den Thüren zu, laut rufend: Messieurs, c'est inconvenant! nous sommes ici chez le roi et l'on se conduit comme à une Kermess! Zugleich arbeitete er sich gebieterisch durch; seine hohe Gestalt, die prachtvolle Uniform mit hohen Orden geschmückt, seine klangvolle Stimme, alles trug dazu bei, ihm Gehorsam zu verschaffen. Er drang bis zum Eingang mich nachziehend vor, dann drängte er mit Hilfe der Kammerherrn die Stürmenden gewaltig zurück und öffnete uns die freigewordenen Thüren. Wir benützten den Moment der ersten Überraschung der eingeschüchterten Menge und schritten schleunigst zum prachtvoll erleuchteten Speisesaal hinab, uns die bequemsten Plätze an einer der drei, in Hufeisenform konzentrisch errichteten Tafeln aussuchend.

Als wir ruhig saßen, lachten wir herzlich über die garstige Scene. D'Arnouville sagte: Es darf Sie nicht wundern; gerade so war's in den Tuilerien unter dem ersten Konsul; aber nur einmal; denn das zweitemal stellte er vier Grenadiere an die Saalthüren, dann war einmal für immer die Polizei ge-

ordnet. — Mein kaiserlicher Präfekt war mir nie so majestätisch vorgekommen, als bei diesem Vorfall, wo er seine volle Autorität zum letztenmal entfaltete; er starb noch in demselben Jahre, bis zuletzt seine Unthätigkeit bedauernd.

Zwanzig Jahre später erlebte ich unter dem zweiten Kaiserreich in denselben Räumen genau dieselbe Scene, die ich soeben beschrieben habe; beide Episoden bewiesen mir, daß bei großen Bällen in den Tuilerien die Gäste nicht lauter Gentlemen sind.

Mit meiner Mutter fuhr ich sehr oft im offenen Wagen (denn das Wetter war meist schön und die Temperatur milde) die Elyseeischen Felder entlang in die Anlagen des bois de Boulogne, von jeher die Lieblingspromenade des Pariser high-life. Die große Menge der eleganten Equipagen, darunter viele Viererzüge, die Unzahl der Reiter und Amazonen auf den stattlichsten englischen Pferden, die schönen Toiletten und überhaupt das rege, scheinbar vornehme Menschengewoge in den ungeheuern Alleen und Waldwegen, alles das imponierte mir anfangs sehr. Ich glaubte mich in einem Feengarten unter einer auserlesenen lustwandelnden vornehmen Welt; doch enttäuschten mich sehr bald bei näherer Betrachtung die einzelnen Gruppen der Reiter und Reiterinnen und auch manche der eleganten Insassen der brillantesten Equipagen. Meine Mutter, die Paris schon von alten Zeiten her kannte, sagte mir lächelnd: Ja, das alles sieht vornehm von ferne aus, aber man darf nicht zu genau hineinschauen; da reiten die berüchtigtsten Loretten zu tausenden mit ihren Liebhabern, deren Vermögen sie vergeuden und welche sie verlassen, wenn dieselben nichts mehr haben. Dort spreizt sich, in ihrer Prachtequipage, die politische Spionin und die freche Maitresse und schauen

mit verächtlicher Miene auf uns nieder. Hier fährt Herr von Morny mit seiner schönen Freundin, der Gräfin Lehon. Jenes kleine niedliche Hotel dort neben ihrem Palais hat sie ihm bauen lassen; die Pariser nennen es nur „La niche à fidèle“.*) Der blonde behäbige kleine Herr, der jetzt in dem eleganten Coupé vorüberfährt, ist Walewsky, ein Sprößling des ersten Napoleon. —

Ein berühmter Dandy, Graf d'Orsay, der damals den Modeton in allem angab, galopierte neben uns vorüber; sein wunderbares Pferd von außerordentlicher Größe und Schönheit bewundernd, sagte ich scherzend zu meiner Mutter: Solch einen Tigerschimmel mußt du mir kaufen, Mama. — Ja, gerne, lachte die gute Mutter, wenn du ihn in der Schlucht der Catena, von der du mir erzähltest, brauchen kannst, sollst du dir ihn morgen anschaffen.

Wie lieb war mir plötzlich mein rüstiges braves Bräunchen von Espalion geworden! Reiter und Rößlein, bemerkte ich laut, sind gottlob bis heute keine vornehmen Tagediebe geworden und sollen es nie werden.

---

*) Als ich 16 Jahre später die Bekanntschaft des Herrn v. Morny, (meines Ministers) machte und dieselbe schöne vornehme Erscheinung des damaligen Cavaliers, den mir meine Mutter gezeigt hatte, nur etwas älter und gesetzter vor mir sah, dachte ich an die vergangenen wechselvollen Jahre, in welchen der leichtfertige Lebemann, meist von der Großmut seiner Freundin lebend, Zeit und Geld vergeudete und stets Schulden machte; und jetzt, an der Spitze der Regierung, Graf, dann Herzog geworden, Millionen erbeutend, Gesundheit und Leben in Ausschweifung verzehrend, entwirrte und lenkte er eine kurze Zeit lang dennoch die Fäden der innern und äußern Politik mit hellem Sinn, gesundem Verstande und festem Charakter. Gerade in jenen Tagen, als Morny auf den Gipfel seiner Größe gelangt war, verarmte plötzlich die Gräfin Lehon. Morny zeigte sich erkenntlich; doch indem er seine alte Freundin fürstlich beschenkte, verdunkelte, was sage ich, beleuchtete er cynisch die Wohlthat mit dem gewagten bekannten Wortspiele: Je la quitte et m'acquitte.

Auch die Kunstschätze der Hauptstadt wollten wir gründlich kennen lernen. Um diesen Zweck vollkommen zu erreichen, benützten wir die liebenswürdige Gefälligkeit eines Freundes, der ein vornehmer und wohlhabender Künstlerdilettant, zugleich aber ein feiner Kunstkenner war und mit unermüdlichem Eifer uns belehrend in alle Bildergalerien, Kirchen und zu allen Monumenten führte.

Mit welch begeisterter Freude ich die nähere Bekanntschaft der verschiedenen Kunstschulen machte, welchen Hochgenuß ich in der Vergleichung großer Meisterwerke fand, kann ich nicht beschreiben.*) Das Betrachten und Studieren der Malerei eröffnete mir eine neue Welt; zum erstenmal erwachte der Kunstsinn recht lebhaft in mir, und jene Tage der Beobachtung ließen mir einen unauslöschlichen Eindruck zurück. Die äußere Welt schien mir viel anziehender, seitdem ich gesehen hatte, wie mannigfaltig die bildenden Künste sie auffassen und wiedergeben.

Jetzt konnte ich Raphael, Paul Veronese, Correggio, Tician, die beiden Carrachios, Tintoretto, Palma, Murillo, Velasquez, van Dyck, Téniers, Gerard Dow, Wowerman, Potter, Ruysdael, Salvator Rosa und hundert andere zu meinen lieben Bekannten zählen, im Stillen mich ihrer Schöpfungen erfreuen und mit mir selbst stundenlang von ihnen träumen und plauschen.

Auch die großen Franzosen Nicolas Poussin, Lesueur, Prudhon, und die neueren Eugène de Lacroix, Géricault, Ingre, Leopold Robert Isabey, Joseph und Horace Vernet u. a. gewann ich lieb.

---

*) Dieses Vergleichen war damals im Louvre dem Beschauer sehr leicht und angenehm gemacht durch die Vereinigung von Gemälden aller Nationen und Schulen in einem der größten Säle (in dem sogenannten salon carré).

Nur die deutschen Schulen konnte ich nicht kennen lernen, entweder weil dieselben im Louvre spärlich vertreten sind, oder weil mich die Italiener, Spanier, Niederländer und Franzosen zu sehr gefesselt hatten. So erging es mir auch mit Rubens, der doch eine ganze Galerie mit seinen pomphaften Apotheosen der Königin Maria von Medicis überfüllt hat. Diese Dekorationsmalerei, die Rubens wenig Ehre macht, weil der große Künstler vor lauter Schmeichelei in dieser offiziellen Leistung die wahre Kunst und den guten Geschmack verschmäht hatte, konnte ich nicht liebgewinnen; erst in Antwerpen sah ich ihn wahrhaft und wunderte mich dann, daß derselbe Meister hier so wunderbar Mächtiges und dort in Paris so kleinlich Großes hat liefern können.

Jetzt, seitdem ich auch die deutschen Maler habe kennen lernen, sage ich mir: Wahrlich, Dürer und Holbein sind auch keine Stümper gewesen, und die deutschen neueren Schulen haben den Vergleich mit keiner anderen in der Welt zu scheuen.

Versailles, diese prunkvolle, stolze und langweilige Schöpfung des königlichen Übermutes mit ihren ungeheuren Bauten, ihren steifen, unermeßlichen Alleen, ihren Springbrunnen, Najaden, Neptunen, Faunen und Nymphen, alles das jetzt seiner alten Größe bar, lag vor uns wie eine verschollene Macht. Wir kamen voll Neugierde und schieden mit einem schmerzlichen Gefühl: wir mußten uns sagen, daß hier jeder Stein an eine verruchte Zeit erinnere, in welcher das Königtum, alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen tretend, die Rechte und Bedrängnisse des Volkes vergessend, den Grund zu allen Revolutionen gelegt hatte.

Wie schreckhafte Gespenster zogen die Günstlinge und Mai-

treffen der beiden berüchtigten Ludwige an unserm innern Auge vorüber.

Hier wandelten Montespan und die bald verlassene Lavallière; hier brütete die ränkevolle Maintenon (die Witwe Scarron, faktisch Königin geworden) die unheilvollen Gesetze aus, welche die Protestanten verfolgten und die Dragonaden zum grauenvollen Nachspiel hatten. Hier schändete Ludwig XV. seine Krone und verdarb sein Reich durch alle nur erdenklichen Laster. In denselben Räumen, wo die leichtfertige Pompadour Millionen vergeudete und den Staat zum Abgrund führte, vertändelte die unglückliche Marie Antoinette in Schäferspielen die gefahrdrohende Zeit und wankte schuldlos aber leichtsinnig durch Idylle zum Schaffot.

Aus diesen Träumen, die im Gespräche zwischen Mutter und Sohn die Vergangenheit wachriefen, weckte uns das Geschrei der Ausrufer: Les grandes eaux vont jouer, c'est le jour des grandes eaux!

Und wirklich sprudelten plötzlich alle Quellen, sprangen mit Macht die hundert Fontainen und hoben sich die riesigen Wassersäulen hoch in die Luft; tausende von Zuschauern durchwanderten die Alleen, scharten sich um die Bassins. Und dennoch fühlte man sich wie verlassen in der ungeheuren Öde des fadesten der Gärten, von welchem A. Musset sagt:

Depuis qu'Adam, ce cruel homme,
A perdu son fameux jardin,
Où sa femme, autour d'une pomme,
Gambadait sans vertugadin,
Je ne crois pas que sur la terre
Il soit un lieu d'arbres planté,
Plus célèbre, plus visité,
Mieux fait, plus joli, mieux hanté,

Mieux exercé dans l'art de plaire,
Plus examiné, plus vanté,
Plus décrit, plus lu, plus chanté,
Que l'ennuyeux parc de Versailles.
O dieux! ô bergères! o rocailles! etc. etc.

Auch die Gemäldegalerie, welche Louis Philipp mit ungeheurem Aufwand anzusammeln begann, sahen wir uns flüchtig an; die älteren Gemälde, meistens an die Zeiten Ludwigs XIV. und an die Regentschaft des Herzogs von Orleans erinnernd, zogen uns weniger an, als die hundert frischen und lebendigen Bilder Vernets, in welchen der gewandte Maler die nordafrikanische Colonie und die Kämpfe mit den Arabern so treu und doch so poetisch darstellt.

Endlich nachdem die Zeit meines Urlaubes recht ausgenützt und genossen war, mußte von all dem Reiz und Glanz des Pariser Lebens geschieden und wieder den einödigen Cevennen zugeeilt werden, einer Einöde, wo Pflicht und Liebe zugleich mich hinzogen.

Als ich bei dem biedern und freundlichen Minister Grafen Montalivet mich verabschiedete, sagte er mir verbindlich: So, Sie verlassen Paris vor dem Fasching? ich hätte Sie noch auf einige Hofbälle einladen lassen. —

Excellenz, erwiderte ich, in meinem Bezirke erwartet mich viele und ernste Arbeit, und ich bin schon gewöhnt, dort alles selbst zu leiten und lasse mich nicht gerne so lange vertreten. —

Nun, sagte er lächelnd mir die Hand reichend, gehen Sie, aber ich werde Sie nicht lange in Espalion lassen; Ihr Bezirk ist ein verlorener Posten, auf dem man gute Vedetten nicht zu lange vergessen darf. —

So schied ich denn, leichten Herzens, von dem Minister,

von welchem ich nach meiner Wahlcampagne keine solche Freundlichkeit erwartet hatte.

Von meiner Mutter mich sehr schmerzlich losreißend, bestieg ich anfangs Februar wieder die gelbe Equipage Laffite et Gaillard in der rue Notre Dame des victoires (diesmal ohne von der Concurrenz behelligt zu werden, denn diese hatte längst abgewirtschaftet) und kam nach vier Tagreisen glücklich bei Frau und Kind in Espalion an.

Unser Wiedersehen war ein fröhliches, umsomehr da ich Hoffnung einer baldigen Erlösung mitbrachte. Diese aber erfolgte erst im November des kommenden Jahres 1838; so lange braucht ein Minister, um sich seines gegebenen Wortes zu besinnen.

Die neue Residenz, die uns beschieden war, heißt Nantua, im Departement de l'Ain, Hauptstadt Bourg en Bresse. Nantua ist ein niedliches kleines Städtchen von 5—6000 Einwohnern am Ufer eines jener kleinen Seen und mitten in jenen Jurabergen, von welchen Mad. George Sand schreibt: Lacs sans profondeurs, montagnes sans hauteurs, was nicht hindert, daß jenes Land malerisch und lachend genannt werden darf. Mathilde freute sich, aus der Einsamkeit erlöst, und ich war nicht betrübt, mit Beförderung in ein etwas civilisierteres Land berufen zu sein.

Wir nahmen unsern Weg nicht mehr über Clermont Ferrand durch das rauhe Gebirge, sondern über Montpellier, Nimes, Valence und Lyon. Die Reise, von schönem mildem Wetter begünstigt, war höchst angenehm und nicht ohne Interesse.

In Nantua fanden wir eine ziemlich gute Amtswohnung und eine lustige und fesche Gesellschaft. Die Damen hatten etwas zu viel von jener schlichten Coquetterie, die ich bei den

Espalioneserinnen vermißt hatte; die meisten unter ihnen waren ebenso hübsch als galant und leichtlebig. Die Herren ihrerseits wußten die Vorzüge, wenn ich das nach ihnen so nennen darf, sehr wohl zu schätzen.

Ein furchtbares Klatschnest war daher die kleine Stadt, in welcher wir anderthalb Jahre, uns fernhaltend von allen Intriguen, zubringen sollten. Die Verwaltung des Bezirkes war leicht und angenehm im Vergleich mit der meines ersten Bezirkes, weil vieles, ja das meiste, schon in guter Ordnung sich befand: treffliche Straßen und Landwege, ziemlich gute Schulen, reiche Gemeinden, Wohlhabenheit unter der Landbevölkerung, deren friedliebender und ruhiger Charakter der Verwaltung wenig ernste Schwierigkeiten bereiten konnte.

In Nantua erlebte ich in 18 Monaten die Oberherrschaft von drei Präfekten. Der erste, ein Monsieur Tondu-Trécourt,*) war verrückt. Der gute Mann verstand gar nichts von Verwaltungsgeschäften; so oft ich zu ihm kam, sprach er über frivole Gegenstände, strich beständig dabei auf einer alten Geige die falschesten Accorde und unterbrach seine Katzenmusik einzig und allein nur, wenn er von Savoyen, unserm Nachbarlande, sprach. Dann wurde er plötzlich ernst und geriet in leidenschaftliche Aufregung, indem er durch einstudierte Sophismen jedem beweisen wollte, Savoyen müsse zu Frankreich kommen, und niemand sei berufener, es mit der Nationalgarde in Einer Nacht zu überrumpeln, als er, Präfekt des Nachbarlandes.

Drei Monate lang trieb Monsieur Tondu diese sonder-

*) Er hatte den Namen seiner Frau, einer Freiin von Trécourt, dem seinigen beigefügt, was ihm die lächerliche Benennung tondu très court (kurzgeschoren) verlieh.

bare Komödie, die er noch lang hätte fortsetzen können (niemand wollte den bedauernswerten harmlosen Menschen bei der Regierung anklagen), wenn nicht bei Gelegenheit einer Heerschau der Nationalgarde seine Narrheit in einer begeisterten Rede der Öffentlichkeit sich überliefert hätte. In dieser Rede forderte er einfach den König Carlo Alberto zu einem Zweikampf heraus, um auf diese Art, wie er sagte, ohne Blutvergießen das Schicksal Savoyens zu entscheiden. Die Geschichte erregte damals in der Provinz ein verblüffendes Aufsehen, in Paris und Turin große Heiterkeit.

Drei Tage darauf verkündete der Moniteur universel folgende lakonische k. Ordonnanz:

Monsieur Tondu, Préfet de l'Ain, est révoqué de ses fonctions. Monsieur Alexis de Jussieu est nommé Préfet de l'Ain.

Herr von Jussieu, mein zweiter Chef in Bourg, war der Enkel des berühmten Naturforschers Lorent de Jussieu und der Sprößling einer ganzen Dynastie von großen Botanikern, die ein Jahrhundert lang in ungeteilter stiller Majestät über die Pflanzenwelt herrschte. Er war ein sehr charmanter und liebenswürdiger Herr, aber so wenig befähigt, einer großen Verwaltung vorzustehen, daß er nach sechs Monaten schon dem Moniteur folgende k. Ordonnanz einflößte:

Monsieur de Jussieu, Préfet de l'Ain, est, sur sa demande, appelé à d'autres fonctions. Monsieur Bonnet est nommé Préfet de l'Ain.

Die „autres fonctions" kamen jedoch nicht, und mein armer Präfekt war einfach und höflich abgesetzt.

Sein Nachfolger, Monsieur Bonnet, war eine gräßliche kleine Gestalt und ein ganz kleiner Geist. Er war der Rechts-

anwalt des Grafen Montalivet gewesen, hatte diesem und seiner Familie treue Dienste geleistet, und aus Dankbarkeit schenkte ihm Graf Montalivet eine hübsche Präfektur. Besser hätte er ihm einige tausend Thaler oder eine bescheidene Stelle bei den Gerichten geschenkt; denn kaum acht Monate konnte der kleine Herr das Amt tragen: der unerbittliche Moniteur exekutierte ihn wie seine beiden Vorgänger. Sonderbar! alle Minister unter Louis Philipp ernannten die meisten Präfekten sehr leichtfertig; vielleicht um so leichtsinniger, als sie wohl wußten, daß die öffentliche Meinung, die Presse und die Last des Amtes selbst ihre Wahl bald richten und die zu leichte Waare ihrer Vorräthe an Männern bald ausscheiden würden.

Was die Autorität der Regierung dabei gewann, ist zu begreifen. Glücklicherweise halfen aber stets die feste Organisation der Verwaltung und ihre alten Traditionen der Staatsmaschine wieder auf die Beine, wenn auch hundertmal der alte Karren umgeworfen ward oder im Moraste versinken wollte.

In Bourg hatte ich in den Präfekturbureaux freundliche und tüchtige Bekannte, und mit ihrer Hilfe konnte ich manche Schwierigkeiten überwinden, aus welchen meine drei ehrbaren Chefs mich schwerlich gezogen haben würden. Einen bösen Kampf hatte ich beständig gegen eine große Anzahl von Bürgermeistern und Ortsbehörden wegen Mißbräuchen und Untreue in der Verwendung des Gemeindevermögens zu bestehen; mehrere Bürgermeister mußte ich, um strengere Zucht einzuführen, den Gerichten überliefern, weil das einfache Entfernen, respektive Absetzen, nicht fruchten wollte. Einmal wurde ich von einem abgesetzten Maire unter der Anklage von Mißbrauch der öffentlichen Gewalt und ungerechtem Verfahren in meinem Amte vor den hohen Gerichtshof in Lyon vorgeladen.

So unangenehm mir die Sache persönlich sein konnte, führte sie doch zu einer nutzbringenden Entscheidung und zu einem wahren Triumph der guten Sache.

In meiner Verteidigung, die ich selbst führte, schien ich glücklich gewesen zu sein; der Staatsprokurator erklärte in seiner Replik gegen den Kläger, er habe zu meiner Verteidigung nichts mehr beizufügen, da der Angeklagte mit überwiegender Autorität und mit größter Klarheit den Sachverhalt selbst und die ewigen Prinzipien der Rechtlichkeit und Biederkeit in Verwaltungssachen, den untreuen Verwaltern zur Beschämung und Warnung, in scharfen Zügen dargelegt habe.

Der Ankläger wurde nicht nur in die Kosten des Prozesses verurteilt, sondern vom Staatsprokurator wegen Mißachtung der Autorität erstens vor das Zuchtpolizeigericht und dann zur Verantwortung der Unterschleife, welche die Absetzung des Bürgermeisters herbeigeführt hatten, vor ein Geschwornengericht gezogen und mit drei Monaten Gefängnis bestraft.

Im August des Jahres 1839 hatte ich wieder das Vergnügen, eine Wahl-Campagne zu leiten. Mein Regierungsempfohlener war aber sehr ehrbar und im Lande äußerst beliebt.

Es war der kleine, liebenswürdige, aber politisch höchst unbedeutende Bruder des Herrn Girod de L'Ain, Präsident des Staatsrates. Mein Kandidat, Oberst im Generalstab, war schon längere Zeit Mitglied der zweiten Kammer, sein Bruder Pair von Frankreich und bei Hof ein sehr einflußreicher Mann. Beide Herren verdienten in jeder Beziehung die Achtung und das Vertrauen des Landes und waren das wahre Fleisch und Blut der Juliregierung, wie man damals die Getreuen zu nennen pflegte. Herr Oberst Girod wurde einstimmig durch ein Kollegium von sechshundert Wählern wieder-

gewählt und ich hatte nur die Mühe, ihm und seinem wichtigen Herrn Bruder ein feines Diner zu geben und in Paris seine Ernennung durch Einsendung des Wahlprotokolls siegreich zu verkünden.

Diesem Diner wohnten außer den beiden Girods eine gute Anzahl notabler Herren und zwei berühmte Männer bei. Die eine dieser Berühmtheiten war der Generalintendant des ersten Kaisers, Baron Volland,*) welcher das ganze Vertrauen des Kaisers mit vollem Rechte besessen hatte und einer der Wenigen war, die Napoleon mit vertraulicher Freundschaft behandelte und dessen hohe Leistungen er in vielen Feldzügen erprobt hatte. Baron Volland hatte sich an mich und an meine Frau in kurzer Zeit sehr attachiert, und da er ein äußerst geistreicher und vielerfahrener Mann war, erfreute er uns stets, wenn er unseren Salon mit seinem Besuch beehrte.

Aus seinem Munde hörte ich die Beschreibungen der verschiedenen Feldzüge, die er mitgemacht hatte, mit vielem Interesse erzählen; hundert Anekdoten, die ich von ihm über Napoleon I. und seine nächste Umgebung anführen hörte, könnte ich wörtlich wiedergeben, wenn der Rahmen meiner Erzählungen eine solche Ausdehnung gestatten würde. Ich will nur eine der wichtigsten und ergreifendsten hier erwähnen, und lasse Volland selbst reden:

„Am Morgen der Schlacht bei Waterloo sah ich den Kaiser beinahe beständig auf zehn Schritte zu meiner Rechten unbeweglich auf seinem Pferde sitzen. Nie sah ich ihn so steinern,

*) Die drei mächtigsten Generalintendanten des ersten Kaiserreichs hatten ganz verzweifelte Namen für das Amt, das sie bekleideten: Baron Volland, Monsieur Rapinard und Monsieur Cochon. Von diesen dreien war Volland der Ehrlichste.

ernst und finster als an diesem verhängnisvollen Tage. Während der verzweifelten Chargen der Kürassiere Ney's auf die englischen Carrés verzog er keine Miene; nur jedesmal, wenn Ney staub- und blutbedeckt an ihn heransprengte mit dem Ausruf: ces b . . . là tiennent comme des murs! zuckte er verächtlich die Achseln und senkte sich tief auf den Hals seines Tieres, um sich wieder aufzurichten, wenn neue Schnellfeuer der Engländer ihn aus seinem bösen Traume weckten.

Einmal erhob er sich plötzlich im Sattel, neigte das linke Ohr zur Seite, wie jemand, der aus der Ferne etwas erwartet; augenscheinlich dachte er an den General Grouchy und seine Dreißigtausend, die, wenn sie zurückkamen, die Schlacht entschieden hätten. Sie kamen nicht, und Napoleon gab keinen Befehl zum Rückzug, ließ Ney seine unvernünftigen Attaquen fortsetzen und sprach keine Silbe, weder mit Soult, der den Oberbefehl des Generalstabes führte, noch mit den andern Marschällen, die ratlos und verwirrt hin- und hersprengten, ohne einen sichern Plan zu verfolgen, weil sie ebenfalls auf Grouchy warteten.

Es war Ein Uhr, als ich einsah, daß eine schleunige Flucht die Folge der Unentschlossenheit Napoleons sein müsse; da entfernte ich mich vom Stab und gab meinem Vorratspark das Zeichen zum Aufbruch. Die ersten schweren Wagen mit Lebensmitteln aller Art rollten auf hundert Schritte am Kaiser vorüber, er achtete nicht darauf.

Als nach drei Stunden meine Wagen alle glücklich entfernt waren, fing die déroute an; die Artillerie jagte zuerst einen steilen Hohlweg hinab, versperrte der nachfolgenden Infanterie den engen Weg und mitten durch drängte sich die müde, verwundete Schar der heldenmütigen Kürassiere.

In dem Augenblick ritt ich hart neben dem Kaiser den benannten engen Weg hinab; ein General ritt vor uns, der mit starker Stimme von Sekunde zu Sekunde rief: L'empereur! place! l'empereur! Da drehte sich ein alter verwundeter Oberst auf seinem Gaul nach dem Kaiser um und brüllte ihm ins Gesicht:

Tu mens! l'empereur ne f . . . pas le camp (läuft nicht davon)! In der Dunkelheit konnte ich das Gesicht Napoleons nicht sehen, aber ich bemerkte, wie er sein Pferd heftig spornte, um gesenkten Hauptes vor dem verzweifelten Brummbart durchzukommen. Mir war's aber, als hätte man mir einen Dolch ins Herz gestoßen.“ —

Baron Volland hatte während seiner langen Laufbahn über Hunderte von Millionen in jedem Feldzuge zu verfügen gehabt, und als er sich mit 6000 Fr. Ruhegehalt zurückzog, besaß er außerdem keinen Heller. Indem er mir das mit einer stoischen Ruhe gestand, erzählte er: Napoleon habe einst in einem Augenblick guter Laune zu ihm gesagt: Dis-moi, Volland! tu as un fichu nom pour un intendant. Als der Baron sich erhob und stolz die Worte hinwarf: Sire, il y a deux L à mon nom, sagte der Korse, indem er ihm vertraulich die Schulter berührte: Eh! coquin, tu n'en voleras que mieux.

Die zweite berühmte Person an der Tafel war Graf Montron, mein dreiundachtzigjähriger Kollege des benachbarten winzigen Bezirkes Gex an den Thoren von Genf.

Dieser kleine Landstrich an der Schweizer Grenze zählte nur fünfzig Wahlmänner und war deswegen politisch dem Bezirke Nantua einverleibt.

Montron war der jüngere Bruder des berühmten Diplomaten und Vertrauensmanns Talleyrands. Beide Brüder

hatten in ihrer Jugend ein sehr brillantes Leben geführt und ein fürstliches Vermögen schon vor der französischen Revolution in eleganter Weise durchgebracht.

Während der Revolution dienten beide in der Condéschen Emigrantenschar und zeichneten sich durch ihre ritterliche Bravour und mehr noch durch ihren sprudelnden Witz, hellen Verstand und einen unverwüstlichen Humor aus. Der ältere Graf verdiente sein Brot während der Verbannung als Schriftsteller, der jüngere, ein wahrer Gastronom, Schüler Brillat Savarins, schlug sich mittelst der Kochkunst, die er meisterhaft verstand, leidlich durch. In London war kein vornehmes Diner, kein Ball oder größerer Rout, bei welchem Graf Montron nicht die oberste Leitung geführt hätte; sein Talent, einen vorzüglichen Salat zu bereiten, war weltbekannt und oft wurde er zu Gast geladen, nur damit ein Salat à la Montron nicht fehle.

Wenn der vornehme Vatel seinen Küchenscepter niedergelegt hatte, erschien er abends als eleganter gern gesehener Kavalier in den Salons der Londoner hohen Gesellschaft. Der ältere Graf wurde unter dem ersten Kaiser Geheimsekretär Talleyrands, der ihn in den wichtigsten diplomatischen Verhandlungen gebrauchte und ihn als alter ego stets um sich hatte.

Der beißende Witz Montrons unterhielt den geistreichen, im gewöhnlichen Leben nicht ungemütlichen Talleyrand, der ihm alle Schalkheit verzieh, auch wenn dieselbe sich am großen Meister der Verstellungskunst selbst ausließ.

Einst brachte ich zwei Tage in Gex bei den liebenswürdigen Greisen zu und vernahm aus dem Munde des älteren Herrn einige sehr pikante Anekdoten.

So erzählte er mir, wie Talleyrand die härtesten Mißhandlungen Napoleons stoisch, beinahe verächtlich hinnahm. Als er nach der bekannten brutalen Scene, bei welcher er eine halbe Stunde lächelnd die Zornwut des Kaisers ausgehalten und Napoleon endlich ausgerufen hatte: Ce diable d'homme, on lui donne un coup de pied au d . . . et sa figure n'en sait rien, ermüdet vom langen Stehen und mehr als gewöhnlich hinkend in Montrons Kabinett kam, warf er sich in einen Fauteuil und rief lachend: Ah! je tombe de nues!

Wie, fragte Montron, aus den Wolken kommen Euer Eminenz? — Ja, war die Antwort, wie Jupiter den Vulkan hinabschleuderte. — Oh! erwiderte Montron, quelle erreur, Monseigneur! Vulcain, ce lourdeau, boitait par suite de sa chute, mais vous, Altesse, vous boitiez dès le berceau, c'est le sublime héritage de l'ange déchu. Talleyrand entgegnete: Vous avez raison, si le diable fut mon parrain, qu'il emporte le Corse!

Talleyrand haßte das Tabakrauchen. Einmal bei einer Spazierfahrt behandelte er Montron ziemlich schroff; da bot dieser spöttisch dem Fürsten eine Cigarre an: Pfui, brummte Talleyrand, Sie wissen, daß ich dies Laster nicht mit Ihnen teile. — O, lachte Montron, wenn das ein Laster wäre, hätten Durchlaucht es gewiß. — Joli mot, rief Talleyrand erheitert aus, il vaut bien un cigare, fumez, je vous le permets.

Man hatte dem König Louis Philipp das bekannte Wort „déjà“ in den Mund gelegt. Man behauptete nämlich, der König, der den todkranken Fürsten besuchte, habe ihn gefragt, ob er viel leide, und als Talleyrand geantwortet: Comme un damné! habe Louis Philipp leise das Wort „déjà“ fallen lassen.

Das ist ein Irrtum, versicherte Montron. Im Munde des Königs wäre dieses Wort eine nicht zu rechtfertigende Grausamkeit gewesen, deren Louis Philipp unfähig war. Ich allein konnte mir dem Kranken gegenüber diesen etwas gewagten Scherz erlauben, weil der Fürst mich zu genau kannte, um nicht zu wissen, daß er nichts Boshaftes gegen seine Person enthielt. Dieser Scherz zwang ihm das letzte Lächeln ab; er starb wenige Tage nachher gefaßt und mit der römischen Kirche in bester Ordnung. —

Graf Montron behauptete, Talleyrand sei im Grund kein falscher Charakter gewesen. Denn im gewöhnlichen Leben, versicherte er, war er treu und höchst zuverlässig; allein in der Politik war es ihm nicht gestattet, immer die nackte Wahrheit herauszukehren. *)

---

*) Dieses Urteil stimmt auch mit dem der würdigen Frau von Remusat überein, welche in ihren Memoiren behauptet, es sei diesem Diplomaten stets seine ungemeine Schlauheit und seine Gewandtheit als Verräterei und Falschheit ausgelegt worden. Er war nicht so schlecht wie sein Ruf, sagt diese Dame, die besser als irgend jemand im stande war, ein gerechtes, billiges Urteil über Talleyrand zu fällen, weil sie als Palastdame der Kaiserin in alle Geheimnisse der Zeit hineingeblickt und alles sehr nüchtern beurteilt hat. Der Historiker Mignet sagt von Talleyrand am Schluß eines akademischen Vortrages:

Pendant le cours de si nombreuses révolutions et de prospérités si diverses, il ne fit de mal à personne. Il ne sévit contre ses adversaires que par de bons mots. Il éprouva et inspira de longues amitiés, et tous ceux qui l'approchaient étaient attirés par sa grâce, attachés, par sa bonté. Il jugeait tout avec un sens exquis; il aimait à raconter et ses récits avaient autant d'agrément que ses mots ont eu de célébrité.

Il parlait sans aucune gêne des gouvernements qu'il avait servis et quittés. Il disait que ce n'était pas les gouvernements qu'il servait, mais le pays, sous la forme politique, qui, dans le moment, lui semblait convenir le mieux et qu'il n'avait jamais voulu sacrifier l'intérêt de la France à l'intérêt d'un pouvoir.

Im Sommer 1839 erhielt ich einen Monat Urlaub, den wir halb meiner lieben Mutter in Bläsheim und halb den teuern Eltern Mathildens in dem schönen Thumenau widmeten.

Es war dieser Urlaub noch ein heiterer Ruhepunkt in der Morgenstunde unseres Lebens; wir sahen unser Bübchen in denselben Räumen lustig und wild umherspringen, die wir vor kaum sechs Jahren als schmachtende Brautleutchen träumend durchwandelten. Der Himmel hing zwar, wie man sagt, noch voller Geigen, es malte sich uns noch schön und hoffnungsreich die Zukunft, allein es war nicht mehr jener berauschende rosige Frühmorgen des Daseins; mir hatte die Sonne schon ihr erstes Glühen der zehnten Stunde aufs Haupt gestrahlt, hatte mich schon empfinden lassen, daß es schwül werden könnte.

Schwierigkeiten mancher Art hatte ich zu überwinden gehabt, auch Widersacher zu bekämpfen, doch entschädigte mich mein häusliches Glück und die innere Zufriedenheit; kleine Früchte meiner Arbeit waren ja auch schon gepflückt, und jetzt im lieben Elsaß lachte mir wieder alles freundlich entgegen.

Mein nachsichtiger Schwiegervater, zufrieden mit meinen ersten Schritten im Verwaltungsleben, schwelgte in Glückseligkeit über alles schon Erlebte und machte die schönsten Pläne für meine Zukunft. Alte Gönner und Freunde, namentlich die Bureauchefs der Präfektur, überschütteten ihren alten Pflegling mit den aufrichtigsten Glückwünschen.

Der Präfekt des Niederrheins, Baron Sers, ein geistreicher und hochbegabter Verwalter, meinen Anverwandten ein sympathischer Freund, wollte meine Freude noch erhöhen, indem er nach einiger Beobachtung erklärte, er müsse mich im Elsaß haben und werde nicht ruhen, bis er einen seiner alten

verknöcherten Unterpräfekten, wie er sich ausdrückte, in den Ruhestand versetzt und in mir wenigstens ein jüngeres Werkzeug erlangt habe.

Dies geschah den 5. Juni 1840; der brave Moniteur universel, der an diesem Tage gut gelaunt war, brachte mir folgende k. Ordonnanz:

Le Comte de Dürckheim-Montmartin, Sous-Préfet de Nantua, est nommé Sous-Préfet de l'arrondissement de Wissembourg (Bas-Rhin) en remplacement de Monsieur Sido, appelé à la Sous-Préfecture de Schlettstadt.

In Weißenburg wurde uns ein herzlicher Empfang zu Teil; die Bürgerschaft der kleinen Stadt sowie ihre Behörden zeigten uns auf alle erdenkliche Weise, daß sie froh waren, zum erstenmal einen Unterpräfekten zu besitzen, der, ein Landeskind, der deutschen Sprache mächtig war und auch ihre Gewohnheiten, Sitten und überhaupt ihre Eigenart besser zu schätzen wissen werde als ein Stockfranzose. Besonders beim Landvolk kam dieses Gefühl zu einem sehr lebhaften Ausdruck.

Meine amtlichen Beziehungen zur Bevölkerung waren daher die freundlichsten; auch in gesellschaftlicher Hinsicht konnten wir uns nur Glück wünschen über den in jeder Hinsicht vorteilhaften Tausch, den wir gemacht hatten. Die damalige Damenwelt Weißenburgs, sowohl die einheimische, als die der Kolonie, war eine höchst anständige und für gesellige Heiterkeit sehr empfängliche. Die höheren Beamten und die Spitzen des Gerichtes waren fast ohne Ausnahme gute alte Bekannte und mehrere unter ihnen Universitätsfreunde von mir.

Das Hotel de la Sous-Préfecture (die jetzige Kreisdirektion) ist ein stattliches, wohl eingerichtetes, von einem

hübschen Garten umgebenes Wohnhaus, in welchem wir uns recht angenehm und wie zu Hause fühlten. Raum genug für die kleine Repräsentation bietend und als Privatwohnung genügend, um eine nicht zu zahlreiche Familie mit aller Bequemlichkeit unterzubringen, schien uns dieses Haus im Vergleich mit unsern früheren Amtswohnungen ein wahres Palais. Alle möglichen Bedingungen eines frohen und angenehmen Lebens waren für uns hier vereinigt und wir wünschten uns auf Erden keine schönere Existenz.

Der Wirkungskreis des Unterpräfekten war ein ausgedehnter und zugleich anregender. 122 meist reichbegüterte Gemeinden, nicht wie in Espalion mit einer dünngesäeten zerstreuten Bevölkerung, sondern mit agglomerierter Einwohnerschaft; gute Straßen, wohl eingerichtete Schulen oder doch die Mittel vorhanden, solche zu bauen, wo sie noch fehlten oder mangelhaft waren; ein arbeitsamer, wohlhabender, ehrlicher Bauernstand mit damals blühendem Ackerbau, Friede im Land und von außen keine drohenden Kriegsaussichten: das waren die günstigsten Verhältnisse für einen Verwalter, der nichts sehnlicher wünschte, als auf dem nun errungenen Posten recht lange zu verharren und demselben seine volle Kraft und Thätigkeit zu widmen.

Der Posten eines Unterpräfekten in Weißenburg war in jener Zeit noch in den Augen der Julireqierung und besonders in den Augen des damals sehr rührigen, wenn nicht eroberungssüchtigen Herrn Thiers ein ausnahmsweise wichtiger, weil man wünschte, daß der jeweilige Unterpräfekt daselbst stets Fühlung mit dem benachbarten Rheinbaiern unterhielte und auch mit den hohen Behörden dieser Provinz in den freundnachbarlichsten Beziehungen stünde. Jeden Monat begehrte das Ministerium

des Innern einen direkten, ausführlichen Bericht über die moralische und materielle Lage des Nachbarlandes, und besonders über die politische Stimmung seiner maßgebenden Parteien und einflußreichen Bürgerklassen.

Mein deutscher Ursprung, meine Familienbeziehungen, vielleicht auch ein eigenes Glück, den Pfälzern nicht das geringste Mißtrauen eingeflößt zu haben, machten mir meine Aufgabe leicht.

Auch benützte ich jede Gelegenheit, mit den Nachbarn in Berührung zu kommen, besuchte fleißig die Ackerbaufeste, Preisausteilungen, Wettrennen u. s. w. und machte gute Bekanntschaft mit den Behörden; namentlich mit dem Regierungspräsidenten Fürsten Wrede (dem Jüngern) in Speier stand ich auf freundschaftlichem Fuße; wir besuchten uns gegenseitig oft. Der Fürst, ein äußerst liebenswürdiger, noch junger Herr, kam mir sympathisch entgegen.

So gewann ich eine richtige Anschauung über die wahre Stimmung des Nachbarstaates und bemühte mich, das Ministerium von einer vorgefaßten irrigen Meinung abzubringen.

Herr Thiers, der als Geschichtsforscher das linke Rheinufer wie verlorene und leicht wieder zu gewinnende französische Provinzen betrachtet hatte, war stets noch der Meinung, die alten Sympathien für Frankreich dürften noch sehr lebhaft vorhanden sein; man müsse alles aufbieten, um dieselben zu erhalten und zu nähren.

Meine Berichte, die im Gegenteil das Erlöschen dieser vermeintlichen Sympathien mit allen möglichen Beweisgründen verkündeten, paßten nicht in Herrn Thiers Kram; er beliebte meine Argumente zu bezweifeln und schien auf seinem Irrtum zu beharren. Herr Guizot hingegen, der ihm nachfolgte, auf

die Berichte aufmerksam gemacht, schlug politisches Kapital daraus und spendete mir das allerschmeichelhafteste Lob über die Richtigkeit meiner Bemerkungen.*) Als vollends die Berichte des französischen Gesandten in München, Baron von Bourgoing, die meinigen vollkommen bestätigten, wurde meine Stellung zum Ministerium eine höchst vorteilhafte.

Wenn diese günstige Stellung mir auch nicht gleich zu schleuniger Beförderung, die ich übrigens weder suchte noch wünschte, verhalf, so bewahrte sie mich doch in der nächsten Zukunft, wie man bald sehen wird, vor rücksichtsloser Behandlung, die so vielen meiner Kollegen zu Teil ward.

In meiner engeren Heimat die erste Verwaltungsstelle unter so günstigen Bedingungen einzunehmen, erfüllte mich mit so großer Freude, daß ich gewiß damals jede Beförderung ausgeschlagen hätte, wenn sie mir angeboten worden wäre. Meine Verwandten und Freunde im Lande besuchten mich häufig und besonders meine liebe Mutter und mein Lieblingsbruder Otto brachten sonnige Wochen bei mir zu. Die Freude meiner Mutter, mich in meinem Wirkungskreis zu beobachten, an allem, was ich dichtete und trachtete, den lebhaftesten Anteil zu nehmen und sich an meinem häuslichen Glück gleichsam zu verjüngen, das war für mich eine unendliche Genugthuung.

Oft sagte die gute, treue Frau zu meiner lieben Mathilde: Sieh! Jetzt ist doch aus meinem Wildfang etwas Taugliches

---

*) Die darauf bezügliche Depesche lautet: Vos rapports sur l'esprit des populations Rhénanes dépassent de beaucoup la portée ordinaire de semblables communications. Le Gouvernement du Roi vous en remercie, il vous tiendra compte des soins et de l'intelligence que vous avez mis à éclairer sa religion.

geworden. — Mein Bruder behauptete, mir gelänge alles und die gebratenen Tauben seien mir von jeher in den Mund geflogen; doch schwieg er bedenklich, wenn er sah, daß die Lage öfters auch Bürden mit sich brachte. Wenn er sich dem Jagdvergnügen hingab und ich ihn nicht begleiten konnte, da wollte er meine Stellung schon nicht mehr als die beneidenswerteste gepriesen wissen.

Im Jahr 1842 traf das Königtum und das französische Volk, darf ich behaupten, das härteste Leid, welches das grausame Schicksal einem Königshause und einer großen Nation hätte zufügen können. Der hoffnungsvolle und allgemein beliebte Kronprinz, Herzog von Orleans, starb, wie bekannt, den 13. Juli auf der Straße von Neuilly nach Paris durch einen jähen Sturz aus dem Wagen; der Tod ereilte ihn am Vorabende seiner Abreise von Paris, als er sich eben anschickte, die östlichen Provinzen und namentlich das Elsaß zu besuchen.

Im Elsaß und auch in Weißenburg waren schon Vorbereitungen zu einem glänzenden Empfange getroffen worden; doch statt Feste der Freude zu feiern, trauerte das Land aufrichtig um den populären Prinzen, an dessen Leben sich die schönsten Hoffnungen für die Zukunft geknüpft hatten.

Einer Elegie, die Musset über den Tod des Prinzen gedichtet hat, entnehmen wir folgende Verse, welche die allgemeine Trauerstimmung richtig bezeichnen:

Dans ce livre éternel, où le temps est compté,
Sa main avec la nôtre avait tourné la page.
Il vivait avec nous, il était de notre âge,
Sa pensée était jeune avec l'ancien courage.
Si l'on peut être roi de France, il l'eût été.

Je le pense et le dis à qui voudra m'en croire,
Non pas en courtisan qui flatte la douleur,

Mais je crois qu'une place est vide dans l'histoire
Tout un siècle était là, tout un siècle de gloire
Dans ce hardi jeune homme, appuyé sur sa sœur,*)
Dans cette aimable tête, et dans ce brave cœur.**)

Statt des populären Herzogs von Orleans kam Ende August desselben Jahres sein wenig beliebter Bruder Nemours nach Straßburg; sein Erscheinen tröstete durchaus nicht über den erlittenen Verlust, denn dieser Prinz mißfiel der Bevölkerung durch sein steifes Wesen und seine Kälte.

Auch in seinen Fragen und Antworten war Nemours höchst unglücklich.

So z. B. fragte er mich, als der Präfekt mich ihm vorstellte: Qu'est-ce que c'est que l'arrondissement de Wissembourg? — und als ich erwiderte, es sei ein großer, reicher Fleck Erde des Elsaßes, mit einer braven tüchtigen Bevölkerung

*) Diese Lieblingsschwester, die Musset hier meint, war die Prinzessin Marie, die hübsche geistreiche Künstlerin, welche ihres Bruders Beliebtheit teilte und mit ihm die größte Seelenähnlichkeit hatte. Sie starb jung als Prinzessin von Württemberg.

**) Der geneigte Leser nehme hier die mangelhafte Übersetzung der schönen Strophen Mussets nachsichtsvoll hin.

Vom Schicksalsbuch, wo jeder Tag gezählt,
Hat er mit uns die Blätter umgewandt.
Er war ein Zeitgenosse, auserwählt,
Der frischen Geist mit altem Mut verband.

Wenn aufrecht stünd noch Galliens edler Thron,
Ich weiß: er hätte glorreich ihn bestiegen.
Kein Schmeichler sagt's, der buhlt um Thränenlohn,
Ein Freier spricht's, dem nicht verschwiegen,
Daß jetzt in Frankreichs hehren Zeitannalen
Für immer fehlen wird ein ruhmvoll Stück.

Mit ihm, dem Tapfersten von Allen,
Dem Lieblichen in Wort und Blick,
Den wir, so tief gebeugt, vermissen,
Scheint uns der Zukunft Traum zerrissen.

und historisch berühmt durch die Siege des Generals Hoche im Jahre 1793, antwortete der Unglückliche mit gepreßten Lippen: **Mais je ne l'exclue pas de mes sympathies.**

Als Baron Sers bemerkte, daß ein sarkastisches Lächeln mich unwiderstehlich überflog, flüsterte er mir leise zu: vergessen wir schnell dies verzweifelte Wort. — Ich glaube, es ist das erste Mal, daß ich es erwähne.

Die kurze Erscheinung des Prinzen im Elsaß ging übrigens spurlos vorüber und hatte nur den negativen Erfolg, den Tod des Herzogs von Orleans noch schmerzlicher empfinden zu lassen.

Eine ganz besondere Genugthuung gab mir in jener Zeit im Bezirk Weißenburg der befriedigende Zustand der Volksschulen; ich hatte doch wenigstens keinen schwarzen Fleck mehr auf der Karte des öffentlichen Unterrichtes zu bedauern, wie in Espalion.

Als Präsident des Oberschulkomites und der die Schulen überwachenden Kommissionen hatte damals der Unterpräfekt Gelegenheit, einen ganz besonderen Einfluß auf den Volksunterricht auszuüben; die Befugnis, die Arbeiten dieser Behörden zu leiten und gewissenhaft zu teilen, gehörte zu einer meiner interessantesten Pflichterfüllungen.

Auch an dem Gedeihen der höheren Unterrichtsschule, dem Lyceum von Weißenburg, konnte ich mich herzlich freuen. Die Lehrkräfte waren tüchtig, und ein strebsamer, fleißiger, intelligenter Trieb beseelte die jungen Leute.

Aus diesem Lyceum gingen in jenen Tagen ganz vorzüglich unterrichtete Schüler hervor. Ich erlebte später die Freude, mehrere unter ihnen als hervorragende Staatsbeamte unter meiner Leitung zu besitzen. Einige traten in die poly-

technische Schule und wurden aus dieser mit den ersten Nummern entlassen, was ihnen den Vorzug verlieh, ihre Karriere selbst zu wählen und sogleich höhere Stellungen einzunehmen. Die Regierung drang damals sehr und nicht ohne wichtige Gründe darauf, die französische Sprache vorherrschend in den Volksschulen lehren zu lassen; es war jedoch für die armen Kinder auf dem Lande sehr hart, sich einige welsche Worte anzueignen, die sie mechanisch einstudierten, ohne den Sinn zu verstehen, und mit einer ganz unverständlichen Aussprache hersagten*).

Eine etwas voreilige Verordnung des Kultusministeriums mutete sogar dem Klerus beider Kulte zu, den Religionsunterricht in französischer Sprache zu erteilen; dagegen protestierten beide Kirchen, die katholische wie die protestantische, mit gleicher Energie. Der Bischof Mſgr. Raes, die Kantonalgeistlichen und die protestantischen Konsistorien wiesen diese Zumutung entschieden zurück, indem sie alle erklärten, es sei nicht möglich, den Kindern in französischer Sprache einen so wichtigen Unterricht zu erteilen. Die Antwort des biedern Bischofs auf die Aufforderung des Präfekten enthielt die bedeutenden Schlußworte: Schließlich erkläre ich, daß es meinem Gewissen widerstrebt, die ersten Begriffe der Religion und der Moral den Kindern in einer andern als in ihrer Muttersprache beibringen zu wollen. —

In demselben Sinne schrieben mir auch die Geistlichen, an welche ich das ministerielle Zirkular zu meinem größten Bedauern schicken mußte.

---

*) Die Erlernung der französischen Sprache wäre besonders wegen des Militärdienstes den Knaben sehr nützlich gewesen, wenn dieselben nur einige Leichtigkeit und Befähigung zu diesem Lernen gezeigt hätten.

Sehr pikant ist es aber, daß heute dieselben Herren im Reichstag in Berlin, wie im Landesausschuß in Straßburg allgemein die deutsche Verwaltung beschuldigen, den Elsäßer Kindern die französische Muttersprache rauben zu wollen. Jetzt ist also plötzlich auf Kommando des Chauvinismus die Muttersprache umgesprungen, aus der deutschen die französische geworden.

O schweigt alle, ihr Arrangeurs der Elsäßischen Sache! unsere Kinder sind deutsche Kinder, die ihr Vaterunser stets unbeirrt in deutscher Sprache gebetet haben und es so fortbeten werden, so lange der Rhein thalabwärts fließt.

Windthorst und die ganze klerikale Partei schämten sich nicht, die hervorgehobene Unwahrheit zu befürworten, und die Deutschen ließen sich das im Reichstag großmütig gefallen. Keine Stimme erhob sich, um die Lächerlichkeit solcher Behauptungen hervorzuheben.

In dem letzten Jahre meiner Verwaltung in Weißenburg hatte ich zwei unglückliche Wahlkämpfe für die Deputiertenkammer zu bestehen. Im ersten siegte der Regierungskandidat, im zweiten, der durch Erneuerung des Mandates der Abgeordneten nötig geworden war, siegte der Gegner der Regierung, den ich natürlich bekämpft und mir zum Feind gemacht hatte. Obgleich ich nur maßvoll die Bekämpfung dieses gefährlichen Gegners (er war Oberst im Generalstab und im Kriegsministerium angestellt) betrieben hatte, ruhte er dennoch nicht, bis er meine Versetzung von Weißenburg erlangt hatte. Dieser Herr machte Friede mit dem Ministerium, versprach seine Zustimmung zu dessen Politik und begehrte als eine der Hauptbedingungen seiner Unterwerfung meine Entfernung von dem Bezirke, in welchem ich schon so fest eingewurzelt war und der ihn nur mit geringer Majorität ernannt hatte.

Das Ministerium Duchatel-Guizot war in Verlegenheit; es fühlte wohl die Schmach, einen Beamten, dem nichts vorzuwerfen war, und der nur nach höheren Instruktionen gehandelt hatte, einem Abgeordneten so leichtsinnig aufzuopfern.

Baron Sers, mein Präfekt, der sich durch diese Maßregel gleich mir verletzt fühlte, hatte es an ernsten Vorstellungen nicht fehlen lassen; er schrieb unter anderem folgende sehr energische Worte an Herrn Duchatel, Minister des Innern: Das Land sieht mit Bedauern, daß die Regierung ihm seinen Verwalter entzieht, im Augenblick, wo die Bevölkerung Vertrauen zu demselben gefaßt hat und er selbst nach dreijähriger, mühevoller Arbeit sich der nötigen Erfahrung erfreut, ohne welche keine tüchtige Verwaltung möglich ist. Der Eindruck, den diese Versetzung hier hervorruft, ist um so schmerzlicher, als Graf Dürckheim, selbst ein Landeskind, mit Liebe und Hingebung dem engeren Vaterland seine volle Kraft gewidmet hat. Persönlich wäre ich der Regierung Seiner Majestät zu Dank verpflichtet, wenn Graf Dürckheim, welchen ich für den Bezirk Weißenburg vorgeschlagen hatte, mir als Mitarbeiter ferner beigelassen würde.

Die Antwort des Ministers enthielt banale Entschuldigungen. Der dringlichen Notwendigkeit, der Regierung die Majorität für die künftige Legislaturperiode zu sichern, hieß es, müsse jeder treue Beamte sein eigenes Interesse zum Opfer bringen; man vergesse im Ministerium durchaus nicht, daß der betreffende Unterpräfekt sich in kurzer Frist die vollkommene Zufriedenheit der Regierung errungen habe und freue sich, demselben die offene Anerkennung der Regierung Seiner Majestät durch Verleihung des Ritterordens der Ehrenlegion erteilen zu können.

Ferner wurde direkt an mich ein verbindliches Schreiben gerichtet, in welchem mir vorgehalten ward, der Bezirk Peronne (im Departement der Somme), der mir nun verliehen, sei viel wichtiger als der von Weißenburg, weil er näher bei der Hauptstadt und überdies durch die Festung Ham, wo Louis Napoleon als Staatsgefangener sich befinde, in den Augen der Regierung unbedingt einen Vertrauensposten bilde, der zu höherer Beförderung berechtige. Ich dürfe nicht vergessen, setzte man hinzu, daß dem Unterpräfekten in Peronne die politische Überwachung des Staatsgefangenen in Ham zukomme; über diesen Punkt habe ich übrigens mündliche Instruktionen in Paris einzuholen. Zugleich wurde mir ein Monat Urlaub erteilt, um, wie man sagte, mir die Umsiedlung nach Peronne zu erleichtern. Das alles tröstete mich nicht; die Verleihung des Ordens machte mir durchaus keine Freude, weil ich mir wohl bewußt war, daß diese Gunst viel eher einen Deckmantel für die Schwäche der Regierung bildete, als sie eine verdiente Auszeichnung für mich war, der kaum acht Jahre Dienstzeit besaß. Es mißfiel mir, einen Orden zu tragen, welchen die meisten meiner älteren und viel verdienteren Freunde noch lange nicht erhalten würden. Die Aussicht in Peronne eine Art Hudson Lowe bei dem Prinzen Louis Napoleon abzugeben, widerstrebte meinem innern Wesen.

Von meinem mir so lieb gewordenen Bezirke, von meinem so sympathischen und wohlwollenden Chef Baron Sers getrennt zu werden, aus einem angenehmen, nützlichen Wirkungskreis ohne Notwendigkeit herausgerissen, einfach weil es einem Abgeordneten gefallen hatte, sein Votum bei der Regierung auf das vorteilhafteste für sich selbst anzubringen, dem Familien- und Freundeskreis nun auf lange Jahre entnommen zu

sein, aufs neue das mühevolle Studium eines fremden Bezirkes beginnen, alles was mir sympathisch und teuer war, verlassen zu müssen, im Innern das unheimliche Gefühl der Unhaltbarkeit der politischen Stellungen mit mir tragend, das alles gestaltete die Umsiedlung nach Peronne zu dem peinlichsten Entschluß.

Als noch, um das Maß der Schmerzen vollkommen zu machen, die Gesundheit meiner teuern Frau mir die ernstesten Besorgnisse erregte, war ich auf jenem Punkte der Entmutigung angelangt, wo man gerne alles von sich wirft, was nicht mit dem häuslichen Glück und der innern Zufriedenheit unbedingt verknüpft ist.

So war ich beinahe entschlossen, meine Entlassung einzureichen und mich ins Privatleben zurückzuziehen; nur den ernsten Mahnungen des Präfekten und den Bitten meines Schwiegervaters habe ich es zu verdanken, daß ich diesen dummen Streich (man verzeihe mir das triviale Wort) nicht ausführte.

Ich ergab mich in das Unvermeidliche. Mit dem größten Widerwillen mich gewaltsam losreißend, wanderte ich den 20. Februar 1844 allein (meine Frau blieb mit unserm Söhnchen bei ihren Eltern), nur von einem Diener begleitet, nach Paris, nicht ohne Hoffnung, bald von dem mir verhaßten Peronne befreit zu werden. Beim Grafen Duchatel, der mich mit kalter Artigkeit empfing, machte ich nicht meine persönliche Kränkung geltend, sondern sprach nur das Bedauern aus, die Verwaltung in eine Lage versetzt zu sehen, welche ihren nötigen Einfluß in der Provinz lähmen müsse. Hierauf erwiderte der Minister folgende Worte, die ich nie vergessen habe: La province nous est indifférente; c'est la chambre des députés seule qu'il nous importe de gouverner.

Ich schwieg und dachte bei mir selbst: eine sonderbare Herrschaft, welche man mit seiner eigenen Erniedrigung erkaufen muß!

Als ich von dem Prinzen Louis Napoleon, meinem Schutzbefohlenen in Ham sprach, lachte der Minister laut auf und sagte:

O ja, ich vergaß von dem Polichinell zu reden. Diese bêtise impériale werden Sie wohl von oben herab zu beaufsichtigen und zu behandeln haben; allein kümmern Sie sich wenig um ihn. Er ist zwar für uns eine Unannehmlichkeit (un désagrément), doch er ist so ungefährlich, daß wir uns keine Sorge um ihn machen.

Sie haben übrigens keine Wächterrolle zu spielen; denn außer dem Kommandanten der Festung haben wir noch einen sehr abgefeimten (roué) zuverlässigen Agenten der politischen Polizei in Ham, der den Gefangenen nicht aus den Augen läßt und für seine Haft verantwortlich ist.*)

Ihre Rolle ist nur eine politische. Indem Sie die Regierung von allem in Kenntnis zu setzen haben, was Sie selbst für nötig und wichtig erachten werden, bitte ich Sie besonders, genau zu melden, welche Personen der Prinz empfängt; denn Sie und das Ministerium des Innern allein können die Einlaßkarten erteilen. Übrigens besucht niemand den Menschen; wer wird seine Zeit bei ihm vergeuden wollen? Der Unterstaatssekretär Herr Passy, der speziell mit der politischen Polizei betraut ist, wird Sie über alles instruieren, was die Festung Ham und ihren Gefangenen betrifft.

Da Sie so bald keine Wahlen in Aussicht haben, können

*) Derselbe Agent hat Louis Napoleon, als Maurer verkleidet, entwischen lassen.

Sie in Paris verweilen, so lange ich Ihnen nicht Befehl erteilen lasse, sich auf Ihren Posten zu begeben.

Ich empfahl mich und erschien nie mehr im Kabinett des Grafen Duchatel. Seine ganze Persönlichkeit machte mir den widerwärtigen Eindruck eines gewöhnlichen, trockenen Geschäftsagenten. Keine Spur von Leutseligkeit und Courtoisie bei ihm; welch ein Unterschied zwischen ihm und dem feinangelegten Grafen Montalivet!

Wie oft habe ich seit jener Audienz beim Grafen Duchatel an die Leichtfertigkeit seiner Sprache über politische Gegenstände und besonders über Louis Napoleon denken müssen. Kein Wunder, wenn mir jedes Wort im Gedächtnis geblieben ist.

Duchatel war im Ministerium, welches Guizot als Ministerpräsident gebildet hatte und jahrelang (bis 1848) leitete, hauptsächlich Wahlagent; seine einzige Sorge war, die Majorität zu hüten und zu verstärken. Herr Passy, Unterstaatssekretär, war ein wohlwollender Mann, jedoch nur das geschulte, passive Werkzeug seines Chefs. Auch er behandelte Louis Napoleon in seiner Unterredung mit mir als einen ganz unbedeutenden, der Regierung gleichgültigen Schwindler.

Bei Herrn Guizot, welchem ich schon früher bekannt war und der mich mit großer Wärme und Teilnahme empfing, konnte ich mich viel freier über die innere Politik und über meine persönliche Lage aussprechen, besonders weil ich dachte und es auch aussprach, daß er gar keinen Teil an meiner Versetzung hatte.

Da irren Sie sehr, — sagte er mir freundlich lächelnd, — im Ministerrat ist Ihre Sache zur Abstimmung gekommen, weil man Ihnen und Ihrem Präfekten wenigstens diese Genug-

thuung geben wollte, und ich darf Ihnen wohl sagen, daß ich die Maßregel, deren Opfer Sie sind, mindestens für unnötig hielt; da aber Herr Duchatel so sehr darauf bestand, mußte ich nachgeben, um nicht überstimmt zu werden. —

Ich antwortete schüchtern: So haben also, wie die meisten Präfekten, auch Euer Excellenz die Überzeugung, daß es gefährlich wird, den Schwerpunkt der Regierung ganz in die Deputiertenkammer zu legen und den Abgeordneten den Einfluß und die Gewalt zu übergeben, welche so notwendig in der Hand der Regierung und in den Händen ihrer Präfekten wären? —

Guizot schaute mich verwundert und halb verlegen an, wie jemand, der nicht gerne böse werden möchte und doch nicht ganz zufrieden ist. Mein Gott, — sagte er nach einer kurzen Überlegung — man vergißt stets in Frankreich, daß wir immer noch in einer Übergangsperiode leben. Man glaubt, es ist so leicht zu regieren; man täuscht sich sehr. In der äußeren Politik ist zwar eine Sicherheit eingetreten, die wir nur der mutigen Festigkeit des Königs verdanken; im Innern aber, obgleich die Aufstände alle niedergedrückt worden sind, besteht noch ein Geist der Auflehnung und der Unzufriedenheit (un esprit d'inquiétude et de fronde), der sich in allen Klassen der Gesellschaft fühlbar macht und in der Opposition der zweiten Kammer seinen akuten Charakter stets beibehält. Weil es nun einmal unser hartes Los ist, nur mit Majoritäten regieren zu können, so müssen wir diese à tout prix haben. Sie sehen, daß man nicht regiert, wie man will, sondern nur wie es möglich wird. —

Die letzten Worte ließ er ganz sanft hinfließen wie eine Art Trost, den er mir beibringen wollte, und verabschiedete

mich mit der höflichen Einladung, seine Mittwochssoiréen ja nicht zu übergehen.

Von dieser Audienz blieb mir der Eindruck: Guizot regiert nicht, sondern wird regiert und läßt sich auf dem jähen Abhang, den die Regierung betreten hat, mit der Majorität hingleiten. Daß Graf Duchatel mit seinem schroffen Wesen und seiner mathematischen Unerbittlichkeit von Herrn Guizot, was die innere Politik betraf, auch nicht einen Wink annahm, hatte ich später nur zu oft Gelegenheit zu konstatieren.

Glücklicherweise war mir der Kabinettschef des Innern, Herr Edmond Blanc, sehr geneigt, was mir erlaubte, den Minister Duchatel selbst nie mehr für meine Angelegenheiten in Anspruch zu nehmen.

Meine politischen Freunde in Paris gehörten meistens der doktrinären Partei des Herrn Guizot an, fanden es daher ganz natürlich, daß ich, wie man sagt, ins Haus geschlachtet worden. Einer unter ihnen jedoch, der Baron von Sahune, ein weitläufiger Vetter von mir und ein sehr treuer Freund, beklagte mich aufrichtig und nahm sich meine Sache sehr zu Herzen; durch ihn wurde ich mit dem Grafen d'Haussonville und mit dessen Schwiegervater, dem alten Herzog von Broglie, näher bekannt. Die beiden Häuser d'Haussonville und Broglie, deren liebevolle Aufnahme ich nie vergessen werde, bildeten ebenso wie das Haus der trefflichen Familie von Sahune für mich in jener Zeit gastfreundliche Asyle, wo ich meinen Gedanken und Gefühlen freien Lauf lassen konnte, wie an meinem eigenen Herde.

Ein anderes Haus, dessen Salon ich ebenfalls besuchte, war dasjenige der Frau von Montigny-Jeaucourt, einer nahen Verwandten meiner Frau. Der Schwiegervater dieser Dame war der edle Marquis von Jeaucourt (damals ein hoher Sieb-

ziger); unter Ludwig XVIII. Minister und Pair von Frankreich, lebte der Marquis, seit dem Jahre 1840 ganz vom politischen Schauplatz entfernt, nur noch für seine Kinder und für einen engen Kreis auserwählter Freunde.

Dieser ausgezeichnete Staatsmann war die chevalereske Liebenswürdigkeit in Person; die Unterhaltung mit ihm war ebenso belehrend als anmutig und gemütlich. Bei Jeaucourts traf ich sehr oft mit meinem alten Freund, dem General-Inspektor des öffentlichen Unterrichts, Herrn Matter, zusammen, welcher meinen Lesern schon in Espalion vorgestellt worden ist; wir hatten beide große Freude, uns wiederzusehen.

Während ich meine Abende abwechselnd in genannten Häusern zubrachte, waren die Tage nicht weniger anziehend ausgefüllt; in den verschiedenen Ministerien hatte ich gute Bekannte, die ich nicht vernachlässigte, und in der litterarischen Welt manche interessante Persönlichkeit, deren Bekanntschaft ich früher gemacht hatte und die ich jetzt Gelegenheit hatte, näher zu pflegen.

So z. B. stieß ich eines Tages zufällig auf Edgard Quinet, der mich mit großer Herzlichkeit umarmte und mich zwang, in seinen Wagen zu steigen und mit ihm nach Hause zu seiner Frau zu fahren. Ich müsse — sagte er — ihm den ganzen Tag schenken, bei ihm frühstücken (es war elf Uhr vormittags) und ihm beständig deutsche Musik (so hieß er die deutsche Sprache) machen; Frau Quinet, eine Heidelberger Professorstochter, werde die zweite Stimme in dem Konzert abgeben und er zuhören.

Der Tag flog schnell dahin, aber das Frühstück war den beiden zerstreuten Gatten ganz in Vergessenheit geraten; als gegen drei Uhr nachmittags mein Magen so leer ward, daß kein Nibelungenvers ihn mehr zum Schweigen brachte, erlaubte

ich mir bemerklich zu machen, daß man in Paris am Feuer der Poesie zwar herrlich sich erwärmen, jedoch so wenig als am Feuer der Liebe kochen könne. Madame Quinet schreckte aus ihren Träumen laut auf, sprang in die Küche und holte mit eigener schöner Hand eine kalte Pastete und eine Flasche Bordeaux herauf. Wir labten uns köstlich und lachten über unsern stoischen litterarischen Enthusiasmus.

Wenn ich jedoch später zu Quinet ging, ward es stets abends, nachdem ich zuvor recht gut diniert hatte.

E. Quinet war eine schwärmerisch poetisch angelegte Natur. Großes hat er nicht geleistet. Seine Poesie ließ er in nebelhaften Produktionen, wie z. B. in seinem Ahasver, verrauchen; seine Philosophie war unklar und von sehr unverstandenem Kantismus zusammengebraut. Ehrwürdig war er durch seine ehrliche Überzeugung. Er bestrebte sich in Schrift und Wort, die Republik liebenswürdig zu machen; indem er sie von ihren Exzessen nicht freisprach, sondern auf ihre Mängel und Fehler aufmerksam machte, stellte er das Prinzip hoch über die Thatsachen der Geschichte — immerhin ein höchst unpraktischer Schwärmer.

Lamartine, welchem ich kurz zuvor in einer Gesellschaft bei Herrn von Salvandi vorgestellt worden war, lud mich freundlich ein, ihn in seiner Wohnung zu besuchen. Er hatte von Quinet gehört, daß ich etliche seiner Gedichte ins Deutsche übertragen hatte und bat mich, ihm dieselben mitzuteilen.

Zur bestimmten Zeit fand ich mich ein. In einem sehr eleganten Salon*) wurde ich von Frau von Lamartine em-

*) Dieser Salon war ein wahres Museum. Auf kleinen und großen Staffeleien prangten die vorzüglichsten Gedichte des französischen Barden in kunstvoller Schrift und durch wundervolle Handzeichnungen großer Künstler

pfangen, welche, im Begriff auszufahren, sich entschuldigte, mir nicht Gesellschaft leisten zu können, weil man sie in einem Armenversorgungs-Komite erwarte.

Frau von Lamartine, damals noch eine junge Dame, war eine hübsche schlanke Gestalt. Ihre Gesichtszüge waren fein und interessant; die Engländerin konnten weder die blonden Locken noch die blauen Augen und besonders nicht der lispelnde singende Accent verleugnen. Man sagte nur Gutes von ihr. Ihren Dichter vergötternd teilte sie alle seine Schwächen, seine Eitelkeit und seine Prunksucht; herzensgut, wie er selbst, wußte sie nie seine Finanzen zu regeln, seinen Wohlthätigkeitsdrang zu mäßigen, überhaupt ihn nicht zu einer vernünftigen Sparsamkeit anzuhalten. Man versicherte, daß, während die beiden Gatten schon Schulden über Schulden hatten, sie Tausende an die Armen verschenkten.

Als Lamartine eintrat, mußte ich vor allem seine freundliche vornehme. Erscheinung bewundern. Die große schlanke Gestalt, die elegante Haltung, der schöne würdige Kopf mit den großen dunklen Augen und der hohen Dichterstirne, ganz für den Lorbeerkranz geformt, der weiche harmonische Klang seines wundervollen Organes und die einfachen und doch so anziehenden Worte, die er sprach — alles das bezauberte mich dergestalt, daß ich nur mit bebender Stimme und mit Beklommenheit auf seine Fragen antwortete. Ich sah den Mann, der mir seit vielen Jahren durch seine Dichtungen so innig befreundet

illustriert. Schöne wertvolle Gemälde zierten die Wände; viele derselben waren Erinnerungen der Orientreise Lamartines, andere hingegen Verherrlichungen seiner Werke. Mitten unter den Staffeleien und umgeben von Blumen und Kränzen stand die hübsche Marmorbüste Lamartines von Pradier auf einem antiken Postamente.

war, mit dem ich so viel gedacht, empfunden und gelebt hatte, mit einer Begeisterung an, die ihm ein sanftes Lächeln abzwang. Er nahm meine Hand, drückte sie herzlich in seine beiden Hände und sagte: ich sehe, Sie kennen mich besser, als ich Sie kenne, und Sie denken an vieles, das ich auch für Sie geschrieben habe. Aber jetzt ist das längst vorüber. Poesie ist nur noch Erinnerung in meinem Herzen; ich bin ganz in eine fremde Welt geraten. — Dann sprach er von der Freude, die er empfinde, zum erstenmal von einem Deutschen und einem Weltmanne („homme du monde“ wie er sich ausdrückte) eine Übersetzung einer seiner Dichtungen zu besitzen*). Er bat mich um mein Manuskript, das er einem deutschen Freunde mitteilen wolle, und verabschiedete mich mit der Entschuldigung, er habe heute in der Kammer zu sprechen.

Ich hatte ihn gesehen, gesprochen und war entzückt von ihm.

Eine mir sehr werte alte Cousine, Frau Augustin Perier, geborene Freiin von Berckheim und Schwägerin des berühmten Staatsmannes Casimir Perier, lebte damals sehr zurückgezogen in Paris, nur ihren Verwandten und Freunden zugänglich. Bei dieser geistreichen und liebenswürdigen Dame brachte ich manche heitere und troſtreiche Stunde zu; ihre Unterhaltung war so anmutig und witzig, daß man, auch allein mit ihr, einen genußreichen Abend zubringen konnte. Als ich ihr erzählte, wie nahe ich daran war, das Heft nach der Klinge zu werfen, wie man sagt, und mich der Landwirtschaft zu widmen, sagte sie schelmisch lächelnd: O welch schöne Schafherden hätten Sie dann gezogen und von den Lämmern gelernt, wie das Weiden und Wiederkäuen so herrlich auf dem Lande ist. —

*) Geibel und Leuthold haben erst später einiges von ihm übertragen.

Ich merkte mir's und sprach nie mehr von meiner Grille, den Staatsdienst zu verlassen. Als ich dieser gescheidten Frau meine Unterredung mit Duchatel über Louis Napoleon erzählte, sagte sie: nein, das ist zu oberflächlich! Louis Napoleon hätte zweimal den Strang verdient; er fängt ein drittesmal wieder an, et alors il réussira. Nur der Mensch ist ein Esel, welcher kein festes Ziel verfolgt. Lassen Sie nur den nicht entwischen! Er ist kein gewöhnlicher Schwindler, wie die Herren denken. Casimir Perier hätte ihn erschießen lassen. —

Um endlich jeden Augenblick meines damaligen Aufenthaltes in Paris vollkommen auszufüllen, erschien auch Fürst Louis Wallerstein, der ältere Bruder meiner Schwägerin und früher baierischer Staatsminister, als außerordentlicher Gesandter vom König Ludwig mit einer geheimen Mission am französischen Hofe. Dem genialen Staatsmanne mußte ich nun meine beste Zeit widmen; es war ihm sehr angenehm, bei Beginn seiner Mission einen vertrauten Bekannten, dem die französischen Verhältnisse nicht fremd waren, um sich zu haben. Manchen Dienst war ich ihm zu leisten im Stande, namentlich indem ich ihm riet, sich besonders an den Grafen Montalivet und an den General Athalin zu halten, weil mir der Einfluß dieser beiden Männer auf den König bekannt war, und weil ich gleich fühlte, daß das ganze Sein und Wesen des Fürsten ihnen sympathisch sein werde. Den Erfolg, den Fürst Wallerstein in Paris für seine Sendung erlangte, hatte er, wie er mir später versicherte, besonders diesen beiden Männern zu verdanken.

Höchst interessant war mir das Urteil des Fürsten über die damaligen politischen französischen Verhältnisse. Er behauptete, Frankreich habe niemals eine günstigere äußere Politik verfolgt, als in den zehn letzten Jahren; das Vertrauen

in die Geschicklichkeit Louis Philipps sei allgemein bei allen Monarchen. Überall müsse man erkennen, daß Europa ihm allein den Frieden verdanke, was ihm auch den schmeichelhaften Namen „Napoleon des Friedens“ verliehen habe.

Im Ausland — sagte er — ist euer König viel wertgeschätzter als hier bei seinem eigenen Volke. Aber im Innern des Reichs oder, besser gesagt, hier im tollen Kopfe des Reichs, da sieht es meiner Ansicht nach sehr bös aus. Jede Leidenschaft ist, bei den Bessern sogar, rein zügellos. Ich bin von den Reden in der Kammer entrüstet und entsetzt; da untergräbt jeder Oppositionsmann, auch der kleine eminente Herr Thiers, alle Fundamente der monarchischen Gewalt. Die Regierung gleicht einer belagerten Streitmacht, die ihre besten Kräfte in einer beständigen Notwehr zu erschöpfen scheint. Die Angriffe gehen bis zum Thron hinauf, und ich fürchte, es endet wie anno 1830.

Ob die Nation noch das richtige Gefühl ihrer Selbsterhaltung besitzt, scheint mir sehr zweifelhaft; daß sie aber im Fall eines europäischen Krieges den wilden Patriotismus und die Opferwilligkeit von den neunziger Jahren nicht mehr haben wird, das bin ich fest überzeugt.

Die Franzosen haben nichts mehr, für das sie schwärmen könnten. Die monarchische und die dynastische Anhänglichkeit ist rein verschwunden; es giebt für dieses Volk kein festes Prinzip mehr, an welchem es festhalten will. Alles ist abgenützt; nur der gräßliche Materialismus und der Egoismus der Bourgeoisie fesseln noch an Louis Philipp.

Seit 1793 begeistern sie sich nicht mehr für einen hohen Gedanken, für ein Prinzip, nur noch vorübergehend für eine imposante Persönlichkeit.

Nach Louis Philipp hätte ein Napoleon mehr Chance als ein Bourbon.

Wir haben ja einen kleinen Napoleon, den ich jetzt hüten soll, bemerkte ich lachend und erzählte, wie die Minister Louis Napoleon beurteilten. — Lieber Freund, erwiderte Wallerstein sehr ernst, in der Politik weniger noch als im gewöhnlichen Leben ist es erlaubt, schlechtweg irgend jemanden zu verachten. Robespierre war eine kleine unansehnliche Figur, durch wenig Talent ausgezeichnet. Er hatte aber einen zähen Willen und strebte nach einem Ziel; er schien den Zeitgenossen ein lächerlicher Schwärmer, und welche Gewalt hat er über sein Land ausgeübt!

Wenn ich dir raten dürfte — setzte der Fürst hinzu — so würde ich dir sagen: behandle deinen Gefangenen mit der feinsten Courtoisie; es wird klüger sein, als ihn lächerlich zu machen. Man ist kein gewöhnlicher Kopf, wenn man Jahre lang an einer Zuversicht festhält und keine Opfer scheut, zu dem vorgesteckten Ziele zu gelangen*). —

Die Worte des Fürsten, die so auffallend mit dem Urteil der Cousine Perier übereinstimmten, frappierten mich sehr. Auf einer Seite der scharfe Blick eines eminenten Staatsmannes, auf der andern das Urteil des nüchternen, klaren Verstandes einer mir so imponierenden Frau: beide mir auf meinem Weg nach Peronne dieselbe Mahnung erteilend — das war doch wenigstens beachtenswert.

Ich fragte den Fürsten, welche Gründe er eigentlich habe

*) Fürst Wallerstein hatte mir das trauliche „du“ anbefohlen, doch dutzte ich ihn nicht, weil er um 20 Jahre älter war als ich, und wir übrigens meist französisch sprachen, eine Sprache, in welcher das „du“ allzu familiär klingt.

zu glauben, daß ein Napoleon in der Folge mehr Hoffnung auf den Thron haben könne als ein Bourbon. Er antwortete: Thut man denn nicht alles bei euch, um den Napoleonismus aus der Vergessenheit zu ziehen? Hast du Thiers Geschichte der Revolution und des Kaiserreiches nicht gelesen? Das ist ja die höchste Vergötterung des Corsen in der hinreißendsten Sprache und mit den großartigsten Bildern vor die Einbildungskraft des Volkes hingezaubert. Und jetzt spricht man davon, die sterbliche oder vielmehr die unsterbliche Hülle des Abgottes nach Paris zu bringen. Den sollten sie ruhen lassen, wo er ist.

Als Napoleon I. von der Insel Elba zurückgekommen war und zum zweitenmal den Thron bestiegen hatte, hat er gesagt: Die Bourbonen haben mich zurückgebracht. Wird man es mit dem Neffen auch so machen?

Die Napoleoniden, wenn sie noch so klein sind, tragen einen Riesennamen, der sie emporhebt. Bei uns in Baiern und in ganz Deutschland ist kein Dorf, in welchem nicht das Bild des großen Mannes in mehreren Häusern zu finden wäre; ich denke, in Frankreich ebenso. Ich glaube wohl, Louis Philipp wird sich auf dem Throne halten durch seine große Erfahrung und Geschicklichkeit, allein für seine Dynastie möchte ich meinen Kopf nicht einsetzen. —

Eines Morgens beim Déjeuner (das ich jeden Tag bei ihm einnehmen mußte) sagte mir der Fürst: Weißt du, daß du diesen Abend mit mir zu deinem Könige fährst? — Das geht nicht an, erwiderte ich, es ist bei uns nicht erlaubt, ohne Einladung im Salon der Königin zu erscheinen, besonders wenn man nur Unterpräfekt ist. — Das ist mir ganz einerlei; du kommst mit mir als mein Verwandter, erscheinst im Frack mit

Orden und wirst sehr gut empfangen werden; denn ich habe den General gebeten, beim König um die nötige Erlaubnis einzukommen und hier ist die zustimmende Antwort.*) —

Die Geschichte war mir höchst unangenehm, doch konnte ich nicht anders; ich mußte zu Louis Philipp fahren, bei dem ich eigentlich gar nichts zu thun hatte. Um 9 Uhr abends wurden wir in einer Hofequipage abgeholt. Als wir, durch den Dienstkammerherrn gemeldet, in den kleinen Salon der Königin eintraten, saßen die Königin Marie Amelie, die Herzogin von Orleans, die Prinzessinnen Clementine und Marie mit einer alten Hofdame am runden Tisch, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Vor der Herzogin von Orleans war ein Buch aufgeschlagen; den Titel konnte ich nicht lesen, aber ich sah, daß es ein deutsches war. Der König stand am Kamin, den Rücken dem Feuer zugewendet. Er war im blauen Frack mit gelben Knöpfen, in weißer Cravatte und Weste, perlgrauen Beinkleidern und groben Schuhen.

Als der Fürst eintrat, ging ihm Louis Philipp einen Schritt entgegen, streckte ihm beide Hände hin, mit welchen er derb die seinige schüttelte; dann sagte er: charmé de vous revoir chez moi, Prince — und als ich nach einigen Worten vorgestellt wurde, brummte der Monarch ziemlich unwirsch: Sie sind Elsäßer, Herr Graf? der elsäßische Adel hat sich von jeher beim Volke verhaßt gemacht wegen seiner ewigen Jagdstreitigkeiten mit den Bauern. — Da sagte Fürst Wallerstein verbindlich aber ernst: Sire, mon parent, le Comte Dürck-

*) Die Antwort lautete: S. Majesté recevra avec plaisir, ce soir, S. A. le Prince de Wallerstein, accompagné de Mr. le Comte de Dürckheim, son parent.

heim, a l'honneur d'être Sous-Préfet au service de V. Majesté, et n'est point chasseur.

Die Lektion war gut und fruchtete augenblicklich; die Majestät veränderte Ton und Stimme und fragte mich ziemlich gelassen: Où allez-vous? — A Péronne, Sire, war die kurze Antwort; darauf der unhöfliche roi-citoyen: Péronne? encore une forteresse, nous avons bien des choses à faire en France!

Das war alles; Louis Philipp grüßte kaum und nahm den Fürsten beim Arm, um ihn in einen anstoßenden Salon zu führen, wo er sich eine halbe Stunde ziemlich laut lachend mit ihm unterhielt. Ich stand allein am Kamin und machte, scheint es, ein sehr finster' Gesicht, denn die gute Königin beschied mich zu sich und redete mich mit der zärtlichsten Stimme an: Vous allez à Péronne, Comte, soyez bien prudent, c'est un pays malsain, plein de marais et toujours des inondations.

Die gute Frau wollte die Grobheit des Gemahl wieder gut machen und fügte leise hinzu: le roi est très fatigué aujourd'hui, il a tant de choses qui le préoccupent.

Ich dankte in wenigen Worten ehrfurchtsvollst und sagte dann: Je comprends que S. Majesté n'a pas vu mon apparition avec plaisir; elle est contraire aux usages de la cour; mais le prince m'ayant fait annoncer au Roi par le Général Athalin, je ne pouvais pas reculer. —

Vous avez très bien fait, Monsieur; pour des hommes de votre naissance les portes des Tuileries ne se ferment pas, war die liebenswürdige Antwort.

Die Königin stellte mich dann selbst der Herzogin von Orleans und den beiden Prinzessinnen vor, welche mich mit

sehr artiger Herablassung über das schöne Elsaß und seine Bewohner ausfragten. Während die Herzogin noch mit mir sprach, kam der König mit Wallerstein wieder in den Salon zurück und machte sich sogleich mit dem Kaminfeuer zu schaffen; er holte mit eigener Hand ein großes Scheit Holz aus einem anliegenden Kabinett und legte es langsam in dem Kamin zurecht. Als die Herzogin bemerkte, daß ich lächelnd zusah, sagte sie in deutscher Sprache: nicht wahr, das wundert Sie, daß der König selbst sein Holz herbeiholt? Es zerstreut ihn und er läßt sich's nicht nehmen. —

Der Fürst Wallerstein konversierte mit der Königin. Plötzlich erscholl dieselbe harte Stimme, die mich so artig begrüßt hatte und man hörte den König barsch rufen: je lui ai déjà parlé! — Ein alter ehrwürdiger Oberst, dem die Worte galten, zog sich beschämt zurück und schlich ohne Abschied aus dem Salon; der Unglückliche hatte noch ein Anliegen gehabt und sich noch einmal anmelden lassen.

Im Augenblick da der König sich zum zweitenmale so unliebsam gezeigt hatte, sah mich Fürst Wallerstein an und gab mir den Wink zum Rückzug.

Wir drückten uns nach kurzer Entlassung, beide heilfroh, dem drückend langweiligsten Salon der Christenheit endlich entweichen zu können.*)

Im Wagen sagte der Fürst: Ma parole! cela n'etait pas royalement amusant. — Nein, bemerkte ich, es war weder

---

*) Als die Herzogin von Montpensier im Jahre 1848 nach der Flucht der königlichen Familie mit Herrn und Frau Estancelin bei furchtbarem Sturm und Regen in einer kleinen Wirtschaft in der Normandie übernachten mußte und Frau Estancelin sie bedauerte, sagte sie mit jugendlichem Humor: Ach! es ist hier doch mehr Abwechslung als am runden Tisch in den Tuilerien.

lustig, noch königlich. Hingegen war es belehrend für Louis Philipp; denn Sie haben ihm, Fürst, seine Grobheit recht artig zurückgegeben. Ich aber habe erfahren, zum zweitenmal in meinem Leben, daß Louis Philipp mein König nicht ist und deßwegen hat mir seine Unart durchaus keine Wirkung gemacht; ja, wenn er mein rechter König wäre, so könnte ich untröstlich sein nach diesem Empfang. — Ich, sagte der Fürst, habe deine ruhige Fassung bewundert; es war mir bang, du könntest abfahren, wie der arme alte Oberst, der mir im Herzen leid that. Ich glaube, wenn er ein Barrikadenheld wäre, so hätte ihn le Roi umarmt. —

Beim Souper, bei welchem nur die beiden Gesandtschafts-sekretäre des Fürsten und ich zugegen waren, erzählte der erstere, der König habe ihn während seines Aparté mit ihm beständig von allen möglichen Hofcancans der europäischen Fürstenhäuser unterhalten, habe mitunter ziemlich schlüpfrige Anekdoten in nicht sehr gewählter Sprache erzählt, ihm, kurz gesagt, den unangenehmsten Eindruck gemacht. Es schien mir fast, schloß er, als wolle der König mir beweisen, wie gut informiert und wie vertraut er an allen Höfen sei. —

Einige Tage nach dieser Aventure bekam ich vom Ministerium den Befehl, auf meinen Posten zu eilen, obgleich mein Urlaub noch nicht ganz abgelaufen war.

Nachdem ich mich allenthalben ruhig beurlaubt hatte, ließ ich am 29. März um 8 Uhr Postpferde bestellen und fuhr in meinem neuangekauften Wagen von Paris weg, nicht ohne im Vorbeifahren den Tuileriengarten noch einmal bewundert zu haben, in welchem alles anfing zu grünen; auch der berühmte Kastanienbaum des 20. März, der blühte, als Napoleon von der Insel Elba zurückkam, stand jetzt im vollen Schmuck seiner Blüten da.

In sechs Stunden erreichte ich Amiens, die Hauptstadt der Picardie und die Residenz meines Präfekten, oder, besser gesagt, meiner Präfektin; denn wie Rom einst eine Päpstin, Johanna, gehabt haben soll, so fand ich eine Dame als wirklichen Leiter des Departements de la Somme, und diese war kein mythisches Wesen, sondern eine wahre, kräftige, männliche Präfektin mit Fleisch und Bein. Sie war die Schwester des Grafen Duchatel, eine starke Vierzigerin, die, an einen schmächtigen unentschlossenen bescheidenen Unterpräfekten vermählt, alsobald zur Präfektin promoviert worden.

Als ich mich in der Präfektur melden ließ, kam sogleich eine Einladung zum Diner um sechs Uhr mit einem Postskriptum: Madame X recevra Monsieur le Sous-Préfet à cinq heures et demie. Punkt halb sechs Uhr erschien ich im Frack und weißer Halsbinde im sehr schönen Salon der Frau Präfektin.

Am Kamin saß eine stattliche Dame mit ernsten napoleonischen Gesichtszügen und einer durchaus männlichen Haltung.*)

Madame entschuldigte den Herrn Gemahl, der bald erscheinen würde, und fing sogleich an, mir meinen Bezirk ausführlich zu beschreiben und mir auf sehr geistreiche Weise, wenn nicht Verhaltungsratschläge doch deutliche Winke zu geben, wie ein Unterpräfekt in Peronne sich verhalten solle, um, wie sie sagte, prendre de suite le haut du pavé, d. h. sogleich fest aufzutreten. Es fiel mir auf, daß von Louis Napoleon nicht die Rede war, und ich hütete mich wohl ihn zu nennen.

---

*) Graf Duchatel glich ebenfalls dem ersten Napoleon und auffällig seiner Schwester, bei welcher jedoch das napoleonische Profil und die hohe Stirne, noch ausgeprägter, unangenehm berührten.

Kein Wort brauchte ich zu sprechen, die Herrin sprach geläufig für uns beide; nachdem ich andächtig eine gute Viertelstunde die Lektion angehört hatte, erschien der Herr Gemahl.

Der hatte kein napoleonisches Profil und kein herrisches Benehmen, sondern er stellte einen kleinen blonden höchst bescheidenen und schüchternen Mann vor, der beständig seine Frau im Auge hatte und mit ihr zu reden oder sie zu befragen schien, wenn er mir antwortete; sehr oft unterbrach sie ihn und widersprach ihm meistens, wenn er es wagte, eine eigene Meinung zu äußern.

Die Unterredung war für mich, der nicht an ein solches Weiberregiment gewöhnt war, höchst peinlich.

Während und nach dem Diner gelang es mir, die Unterhaltung von politischen und Verwaltungssachen abzulenken, und sobald es die Höflichkeit erlaubte, drückte ich mich aus einem Salon, in welchen ich mir heilig gelobte, nie mehr einzutreten, wenn ich nicht dazu genötigt sein würde.

Den andern Morgen hatte ich eine Unterredung mit meinem neuen Chef, während welcher ich Gelegenheit fand zu erkennen, daß es ihm weder an Kenntnissen noch an gesundem Verstand fehlte, aber gewiß an Willenskraft, die bei ihm ganz gebrochen schien. Bedauernswert war dieser Schwager des Ministers und noch bedauernswerter der Gemahl der gewaltigen Schwester.

Meine Audienz war kurz und unbedeutend: wenn ich um eine Auskunft über Lokalverhältnisse meines Bezirkes bat, sagte er einige nichtserklärende Phrasen und schloß stets mit der Formel: Il faudra voir cela par vous-même.

Den übrigen Teil des Tages benützte ich, um die üblichen Besuche zu machen und mit den Bureauchefs bekannt zu

werden; da sah ich bald, an welche Heiligen ich mich halten könnte, wenn ich Rat und Stütze brauchen würde.

Am folgenden Tag machte ich mich früh auf und fuhr meinem Bestimmungsort Peronne neugierig, wie man es immer ist, wenn man Bekanntschaft mit einer Arrestlokalität zu machen hat, ebendeshalb aber auch ziemlich mißmutig entgegen.

Die Straße von Amiens nach Peronne (gepflastert wie alle Hauptstraßen im weiten Umkreis von Paris) zieht erst durch ein langweiliges Hügelland meilenweit dahin, um dann durch eine lange Reihe von Teichen und Moorgründen allmählich nach der Festung Peronne zu gelangen.

Nichts zerstreut das müde Auge, als von Zeit zu Zeit eine riesige Windmühle mit dem Müller in der weißen Zipfelkappe am Fensterchen und dem schreienden Eselchen vor der Thüre. Ach, was für dumme naseweise Gesichter hatten all diese Windmüller! einer sah dem andern so langweilig ähnlich, wie die Clowns im Zirkus; es kam mir vor, als hätte sie ein böser Spuk an die Straße gebannt, um Vorüberziehende zu foppen. Auch die Bauern, die ich sah, glichen sich wie verwünschte Brüder; sie hatten alle, Männlein und Weiblein, den garstigsten Typus eines recht bornierten Volkes. (Der Picarde jener Gegend ist bekannt für seine Dummheit.) Und ich bekam von meinem lieben Elsaß, wo alles so malerisch sich dem Auge darstellt, Menschen und Landschaftsbilder so freundlich anzuschauen! ach, es überfiel mich in diesem prosaischen Lande ein unaussprechliches Heimweh, das ich nie empfunden hatte.

Auf dem langen Wege hatte ich nicht ein einziges stattliches Dorf gesehen, im Hügelland nur einzelne Höfe, in großen Entfernungen von einander in dem unermeßlichen Raum ausgestreut. Ungeheure Fruchtschober, höher als die Wohnungen

aufgetürmt, umringten jedes Haus und zeugten von der Fruchtbarkeit des Bodens; keine Wiesen, keine Wälder und keine Berge.

Scharen von kräftigen Bettlern begegneten mir. Sie marschierten wie Leute, die resolut ein eilig Geschäft zu vollbringen haben; alle trugen schwere Bündel auf dem Rücken und waren mit langen Knotenstöcken bewaffnet. Diese frechen Banden waren, wie mir sogleich der Postillon sagte, die Erbkrankheit der Picardie; seit Jahrhunderten besteht hier der Professionsbettel und ist, wie wir bald sehen werden, nicht auszurotten.

Mit solchen Bildern umgeben und unter so trüben Eindrücken fuhr ich über mehrere Brücken und Fallbrücken durch die lange Vorstadt; dann durch enge Straßen, um endlich das noch engere Portal der Unterpräfektur zu erreichen.

Als der Wagen in dem kleinen Hofraum anhielt, sah ich vier Herren in schwarzen Fracks in Reihe und Glied stehen, und als Vordermann einen fünften dickbeleibten Kameraden, der sogleich das Wort ergriff, um sich selbst und die andern Herren vorzustellen: Rombard, ancien capitaine d'infanterie légère, actuellement chef du cabinet de Monsieur le Préfet, à Péronne, pour lui rendre mon hommage et lui présenter mes sous-ordres. Bei den letzten Worten schaute er seine Mannschaft fix an, wie ein Oberst bei der Parade die Truppen mustert; dann begrüßte mich militärisch der alte Veteran, der schon lange den Säbel mit der Feder vertauscht hatte und mir sogleich durch sein joviales Benehmen und sein aufrichtiges energisches Gesicht den besten Eindruck machte.

Unwillkürlich erschien mir im Gegensatze zu Rombards gutmütigem kräftigem Wesen mein langer pedantischer Spitzfind Saltel in Espalion; der Tausch, obgleich nach langen Jahren

erfolgt, erheiterte mich und machte mir die neue Bekanntschaft nur desto interessanter.

Ich brauchte wahrlich ein gutes Geschöpf, um nicht in den großen leeren, sehr düster und öde aussehenden Räumen der Unterpräfektur von Peronne dem Spleen vollkommen anheimzufallen.

Rombard hatte mit seiner Attention drei Zimmer, einen kleinen Salon, mein Schlafzimmer und ein schönes, helles Arbeitszimmer sorgsam bereiten lassen und mit den vorhandenen Möbeln so gut es ging ausgestattet. In jedem Zimmer brannte ein helles Kaminfeuer und auf den Tischen standen große Sträuße von Veilchen, Primeln und sonstigen kleinen Frühlingsblumen.

Indem ich die Räume musterte und nicht ohne Rührung dem dicken Mitarbeiter meinen herzlichen Dank aussprach, betrachtete ich mir den Mann etwas näher und war erstaunt, unter der massiven Hülle einen ganz feinen Kern zu entdecken.

Rombard, ein Mann von kaum fünfzig Jahren mit großen dunklen Augen, einer hohen Stirne, einer etwas starken Habichtnase und einem ungeheuern Schnurrbart, der nur selten die blendendweißen Zähne erblicken ließ, hatte in seinem Gesichtsausdruck eine seltsame Mischung von männlicher Energie und beinahe kindlicher Naivetät.

Das Schicksal war mit dem Manne ziemlich hart umgegangen. Als Soldatenkind von einem Regimente erzogen, war er im achtzehnten Jahre schon Fähnrich und machte noch die letzten Feldzüge von 1813—1816 mit; in Montmirail schwer verwundet, wurde er mit der Ehrenlegion dekoriert. Nach Napoleons Sturz zählte er unter die unglücklichen napoleonischen Helden, welche die Restauration wegen Treue und Bravour auf

halben Sold gesetzt hatte, einen Sold, von welchem sie unmöglich leben konnten.

Rombard rührte sich und bekam eine kleine Anstellung in einer Privatindustrie, von welcher er knapp und kümmerlich lebte, bis ihn im Jahre 1830 die Regierung Louis Philipps wieder in die Armee aufnahm; er diente in Afrika unter Lamoricière und eroberte sich bald den Hauptmannsrang und das goldene Kreuz. Im Jahre 1838 kam sein Regiment nach Peronne und da faßte den Tapfern Gott Amor in seine rosigen Schlingen; er verliebte sich in ein anständiges, hübsches, nicht unvermögendes Bürgerskind, heiratete und ließ sich bald darauf pensionieren. Aber ruhen konnte der rührige Kopf nicht; er arbeitete zuerst als Konzipist in der Intendantur und wurde bald von einem gutinspirierten Unterpräfekten von Peronne zum Chef de Cabinet ernannt.

So hatte ich denn für meine vorübergehende Thätigkeit im neuen Bezirke eine zuverlässige und ganz angenehme Stütze.

Daß der Mann mein ganzes Zutrauen in Einem Tag eroberte, muß den Leser nicht wundern. Denn er erklärte mir offenherzig gleich bei der ersten Unterredung, er sei Napoleonist bis ins innerste Mark; da er aber seinen Napoleons-Kultus im Herzen verberge und auch verpflichtet sei, treu der jetzigen Regierung zu dienen, habe er dasselbe Bekenntnis meinem Vorgänger abgelegt und sich streng zur Pflicht gemacht, sonst nie von seinen Gesinnungen zu sprechen, habe sich auch stets geweigert, irgend eine Korrespondenz mit dem Kommandanten des Forts von Ham oder dem Aufsichtskommissär zu führen. Das müsse, betonte er ernst, der Herr Unterpräfekt selbst und geheim besorgen; denn, setzte er bewegt hinzu, il échappera, j'en suis sûr. — Ich war erstaunt; wie konnte er

die Flucht des Prinzen vermuten, wenn er sich doch in nichts mischte, was denselben betraf? Darauf erwiderte er: Je ne saurais rien dire, si ce n'est que cet homme extraordinaire est guidé par son étoile; il régnera un jour sur la France.

Der Abend, der erste in meinem neuen Exil, verstrich schnell in der Gesellschaft dieses biedern Menschen, dessen innerer Wert mir so unerwartet und plötzlich klar wurde. Mein Diener holte aus dem nahen Hotel ein hübsches Diner für zwei Herren, und ich behielt meinen Bureauchef bei mir bis spät in die Nacht hinein, die Zeit benützend, um über Land, Stadt und Leute die ersten nötigen Notizen zu nehmen und mich so in Kürze für die zu erwartenden Besuche vorzubereiten.

Aus dem freimütigen Gespräche Rombards entnahm ich, daß in Peronne und Umgegend das napoleonische Element sehr vorherrschend war. Das darf Sie nicht wundern, sagte er, die große Menge der alten Diener Napoleons, die hier im Lande im Ruhestand ansässig sind, könnte das schon hinlänglich erklären; dann müssen Sie nicht vergessen, daß Peronne die Geburtsstadt Bérangers ist und seine napoleonischen Lieder von groß und klein täglich gesungen werden und, wenn in einer Kneipe drei oder vier Männer beim Weine sitzen, wird nichts erzählt als kriegerische Thaten des Grand Empereur.

Es war Ein Uhr als ich mich schlafen legte; die ganze Nacht träumte ich von dem Prinzen Napoleon und erwachte früh morgens mit dem unheimlichen Gefühle eines Soldaten, der seinen Wachtposten verlassen hat und dafür zur Rechenschaft gezogen wird. Ich öffnete die Gardinen meines Fensters; die Frühlingssonne beleuchtete in erster Nähe eine Reihe von glänzenden Bajonetten, die über den hart vor mir stehenden Festungswall hinzogen. Es kam mir fast vor, als sei ich auch ein

Gefangener. Hinter dem Wall schweifte der Blick über eine weite, von Schilf und Geröhre unterbrochene Wasserfläche; kreischende Kibitzen flogen hin und her, Scharen von Wildenten lagerten hie und da an den sandigen Strandstellen und der bedächtige Fischreiher, auf einem Beine ruhend, brüstete sich wie ein Philosoph neben schwimmendem Wasserwilde.

Das war wohl eine traurige Aussicht; doch ich hatte anderes zu thun als zum Fenster hinauszuschauen. Kaum hatte ich gefrühstückt, so erschien auch schon der Schwarm schwarzgeschwänzter Fracks: der Herr Bürgermeister Ducaurroi mit seinen Räten, der Platzkommandant Major Lestocquoi, der Staatsprokurator Rabache, der Präsident des Gerichts Tategraim u. s. w. — Figuren und Namen, wie einem Lustspiele entlehnt oder dafür geschaffen.

Nie sind mir seither Menschen gleichgültiger gewesen als diese Herren alle. Mein Gott, ich will ja annehmen, daß sie die besten Leute der Welt waren, trotz ihrer nordischen Kälte und Gezwungenheit; allein ich wollte sie ja gar nicht kennen lernen und in mir sprach's: macht nur, daß ihr mich in Ruhe laßt; wir werden uns ja kaum gesehen haben, so bin ich schon weit von euch.

Sehr ungerecht war gewiß meine üble Laune; aber wer kann in solchen Verhältnissen guter Laune bleiben, wer ganz die Stimmung unterdrücken? Zum erstenmal, ich darf es sagen, mißfiel ich beim ersten Erscheinen meinen Mitgenossen des irdischen Beamtenlebens. (Im Himmel wird uns Gott vor Beamten hoffentlich behüten.) Il a l'air d'un Anglais mécontent, sagten die einen; die andern: c'est un lourd Allemand u. s. w.

Den andern Tag wurde mir natürlich alles wiedergesagt;

denn in Peronne würden die Leute ersticken, wenn sie nicht ausplaudern könnten, und zwar an die rechte Adresse.

Den andern Tag bei Erwiderung der Besuche bemühte ich mich, meine ganze Liebenswürdigkeit hinzustreuen; es war umsonst, der erste Eindruck hatte mich schon gerichtet.

Zwei Herren, welchen ich weniger sauertöpfisch vorgekommen war und die auch mir gleich gefielen, nahmen mich in ihren Schutz und bestrebten sich, mir um so angenehmer zu sein, als die andern Herren über mich herfielen.

Der eine, ein älterer Herr, war Oberstlieutenant des Genies, Herr Lefèvre, der zweite, ein Mann in meinem Alter, Substitut des Staatsprokurators und ein ebenso gebildeter als angenehmer Herr. Diesen beiden guten freundlichen Seelen verdankte ich die wenigen heitern Stunden, die ich in Peronne verlebt habe. Wir bildeten sogleich einen gemeinschaftlichen Tisch im ersten Hotel und brachten alle freien Abende mit einander in Gespräch und Kartenspiel zu.*)

Der Fasching war vorüber, daher hatte ich keine Einladungen zu befürchten. Die Damen von Peronne waren sehr streng katholisch und fasteten und beteten sich krank, während die Herren, wie meistens in den französischen Städten, Voltairianer von Geburt, keiner religiösen Disziplin gehorchten und im Kasino speisten.

Meine Gemütsstimmung war der strengen Arbeit durchaus nicht günstig, allein das Pflichtgefühl gewann bald die

*) Bei Oberst Lefèvre spielten wir gewöhnlich in einem niedlichen Salon, der im großen runden Turm des Festungsschlosses eingerichtet war. Dieser Turm soll Ludwig XI. im Jahr 1468 als Kerker gedient haben, nachdem Karl der Kühne, Herzog von Burgund, ihn in der Schlacht von Peronne bezwungen und gefangen genommen hatte.

Oberhand über Heimweh, Kummer und böse Laune; ich machte mich entschlossen an das Studium meines Bezirks.

Da sah es recht trübe aus. Schlechte Schulen, große Unwissenheit in den verschiedenen Volksschichten, blutarme Gemeinden und irische Zustände in der Verteilung des Grundbesitzes. Große Güterkomplexe, reichen Herren angehörend, die meistens in Städten wohnten, ihre Domänen verpachteten und sich weiter nicht um Wohl oder Weh des Landes bekümmerten. Daher ein grenzenloses Elend bei den Proletariern, die trotz der hohen Löhne nicht arbeiten wollten.

Der Bettel mit Drohungen, Diebstahl und Brandstiftungen war seit undenklichen Zeiten so eingewurzelt, die mit Knütteln bewaffneten Banden dieser neuen Geusen schlechter Art so wohl organisiert, daß alle gesetzlichen Maßregeln an der Größe des Übels scheiterten.

Die Statistik des Departements zeigte dreißigtausend Professionsbettler, die, jeder Arbeit ausweichend, nur von ihren ergiebigen Streifzügen lebten; von dieser Zahl des gefährlichen Gesindels kamen ungefähr zehntausend auf meinen Bezirk.

Die Berichte der Gendarmerie, die Klagen der Bürgermeister und die Notrufe der wehrlosen, vereinsamten Pächter, die buchstäblich von den verbrecherischen Banden gebrandschatzt waren, ließen mir keinen Zweifel, daß die energische Bekämpfung dieser Landplage meine ganze und beständige Thätigkeit in Anspruch nehmen müsse.

Eine Rundreise durch den Bezirk zeigte mir die drohende Gefahr in ihrem ganzen Umfange. In mehreren Lokalitäten war ich Augenzeuge von der Keckheit der bettelnden Horden; sobald sie nicht in Überfluß beschenkt wurden, drohten sie, nicht von der Stelle zu weichen, bis sie vollkommen befriedigt

sein würden. Hatten sie ihre Säcke gehörig mit Lebensmitteln aller Art angefüllt, dann zogen sie singend und jubilierend weiter, um abends bei einem andern reichen Pächter denselben Unfug mit Erfolg wieder zu beginnen. Die Leute sahen zwar roh und moralisch verkommen aus, aber in der Mehrzahl kräftig und gesund. Die Krüppel schleppten sie zur Schau mit und, wenn dieselben nicht folgen konnten, ließen sie sie in irgend einem Hofe liegen. Diese Banden erregten Ekel und Unmut; ihr ganzes Wesen und Treiben erinnerte an Bérangers bekannten Refrain des Bettlerliedes, zu welchem der Anblick dieser Unholde ihn vielleicht verleitet hatte:

Les gueux, les gueux
Sont des gens heureux;
Ils s'aiment entr'eux,
Vivent les gueux!

Ich war aber nicht in der Laune, diese Gueux interessant zu finden; mich entrüstete die panische Furcht, die sie den armen Bauern einflößten, ebensosehr wie die von ihnen täglich angerichteten Schäden am Eigentum. An mehreren Orten traf ich auf eingeäscherte Getreideschober, auf verstümmelte Obstbäume, niedergerissene Einfriedungen und geplünderte Gärten.

Als ich zurückkam, pflog ich Rat mit dem Staatsprokurator, der erstaunt schien über meine gerechte Aufregung. Wir leben schon so lange mit dieser Plage, sagte er, daß wir daran gewöhnt sind; die Gefängnisse sind angefüllt mit Brandstiftern, den einzigen dieser Elenden, die wir noch bestrafen, und diese sogar können wir nicht unterbringen. — Wenn ich ihnen aber Plätze verschaffe in den Gefängnissen anderer Departements, erwiderte ich, werden sie dann vom Gerichte ernstere Strafen erlangen?

Er antwortete: Das verspreche ich Ihnen heilig; allein wir haben schon oft dieses Verlangen an die Verwaltung gestellt ohne Erfolg, weil der Generalrat nicht das Departement wegen der Bettler verschulden will. Wir sind daher in die traurige Lage versetzt, die meisten arretierten Gauner wieder laufen zu lassen. —

Also in erster Reihe der Hindernisse für schnelle Remedur steht die Geldfrage, in zweiter Linie eine unzulängliche und ermüdete Gendarmerie. Es gelang mir durch eindringliches Bitten und Beschwören bei meiner energischen Präfektin, teilweise das erste Hindernis zu beseitigen; Graf Duchatel bewilligte auf Staatskosten die Aufnahme einer gewissen Zahl verurteilter Raubbettler in verschiedene entfernte Gefängnisse. Die Gendarmerie wurde durch Linientruppen zeitweise unterstützt und nun förmliche Razzias auf das verderbliche Gesindel unternommen. Es gab öfters Widersetzlichkeiten und daher Kollisionen mit den Gendarmen und der Truppe. Die Oppositionsblätter schimpften natürlich über Mißbrauch der Gewalt, in der Kammer wurde der Minister des Innern heftig interpelliert; aber Graf Duchatel verteidigte energisch alle seine Agenten in diesem Kampfe für die Ruhe und die Sicherheit des Landes. Wir fuhren unbeirrt fort, mit Vorsicht alle Kraft anzuwenden, um das wachsende Übel in die möglichst engen Schranken zu bannen. Schon in den ersten drei Monaten bekamen wir mehr Ruhe und die Landbevölkerung erfreute sich einer relativ größeren Sicherheit.

Was am besten fruchtete, war unbestreitbar das Entfernen der Hauptanstifter und Führer der organisierten Banden; ihre Verurteilung zu längerer Zwangsarbeit verursachte unter den

gueux einen nützlichen Schrecken. Geheilt war das Übel nicht; denn es besteht mehr oder minder heute noch fort.

Meine Rundreise hatte ich benützt, um in Ham Louis Napoleon einen ersten Besuch zu machen.

Das noch mit Mauern und Wall umgebene, aber sehr unfeste Städtchen Ham liegt ganz in der Ebene; das kleine Fort jedoch, in welchem Napoleon untergebracht war, befindet sich eine Viertelstunde gegen Osten entfernt, auf einer mäßigen Anhöhe. Es wird von einem hohen Wall mit starkem hohem Mauerwerk und einem tiefen Graben beschützt. Wenn man über die Fallbrücke zum einzigen gewölbten Thore hineintritt, hat man einen ziemlich geräumigen Hof vor sich, zur rechten Hand eine Kaserne, über dem Thor die Wohnung des Kommandanten und der Offiziere, und endlich linker Hand im Hintergrund ein längliches niederes Gebäude, auf welchem die Inschrift zu lesen ist „Pavillon du Génie“.

In diesem Pavillon saßen sechs Jahre lang (von 1830 bis Herbst 1836) Polignac und seine mitschuldigen Kollegen; in demselben Zimmer, das Fürst Polignac bewohnte, saß jetzt (seit Oktober 1840) Louis Napoleon, zu lebenslänglichem Gefängnis von der Pairskammer verurteilt. Ich war natürlich sehr auf diese Bekanntschaft gespannt.

Nachdem ich mich auf der Hauptwache zu erkennen gegeben hatte, führte mich in Ermangelung des Kommandanten, der abwesend war, ein alter Hauptmann bis an die Thüre des Pavillons und verließ mich mit den Worten: Voilà, Monsieur le Préfet, la prison du Prince.

Eine elende, steile Holztreppe führte mich auf einen acht Meter breiten Raum, auf welchem ein leerer Strohstuhl und ein Tischchen standen. Weil keine Seele da war, um mich zu

melden, klopfte ich an der einzigen Thüre, die zu sehen war, gerade gegenüber der Treppe. Eine leise Stimme antwortete: entrez!

Im Eintreten sah ich hinter einem großen Arbeitstisch ein langes Gesicht mit dichtem Schnurr- und Knebelbart sich langsam vom Tische halb erheben; ein Paar graue verschleierte Augen sahen mich ruhig fragend an, und erst als ich mich genannt, richtete sich die kleine kurze Gestalt verbindlich empor, mich mit den freundlichen Worten begrüßend: Ich erwartete Ihren Besuch, Graf; er freut mich desto mehr, da ich Ihre Frau Mutter in Arenenberg bei der Königin von Holland, meiner Mutter, kennen lernte. —

Nach meiner freundlichst dankbaren Erwiderung fuhr er fort: Wie schön ist es, daß Sie, noch so jung, doch schon einige Jahre Staatsdienst hinter sich haben. In den Julitagen 1830 waren Sie noch nicht bereit, aber nun dienen Sie dem Julikönigtum. —

Er wollte mich reden machen und sehen, welches politischen Glaubens ich sei.

Prinz, erwiderte ich, dem Lande, das mich adoptiert hat, diene ich mit allem Ernst eines pflichttreuen Beamten. —

Napoleon lächelte und frug: So, Sie sind also nicht ein geborener Franzose? —

Ich antwortete kurz: Während der Emigration bin ich in Deutschland geboren und habe erst nach 1815 meine Nationalität als Elsäßer wieder erlangt. —

Ja, ich besinne mich jetzt, Ihr Herr Vater war württembergischer Gesandter beim König Ludwig Napoleon in Holland; das hörte ich von der Königin, meiner Mutter, welche so die Bekanntschaft Ihrer Frau Mutter in Amsterdam gemacht hatte.

Durch diese fremden Dienste mußte der Graf, Ihr Vater, seine Nationalität verloren haben, um dieselbe erst von den Bourbonen wieder zu erhalten. Merkwürdig! sagte er träumerisch vor sich hin, merkwürdig, wie das Schicksal die Menschen zusammenführt! —

Als ich fragte, wie er sich die Zeit vertreibe, und ob ich ihm in irgend welcher Weise angenehm sein könne, erwiderte er:

O! ich arbeite den ganzen Tag und habe keine Zeit hier übrig, denn zu lernen habe ich mehr, als Zeit dazu gehört, mich (stockend suchte er das richtige Wort) vorzubereiten. Wenn Sie mich jedoch öfters mit Ihrem Besuche erfreuen wollen, wird es mir immer eine angenehme Erholung gewähren. Neben meinen militärischen Studien treibe ich Staatswissenschaft und mit Vorliebe Volkswirtschaft. Auch interessiere ich mich sehr lebhaft für den grausamen Pauperismus, dessen Überhandnehmen hierzulande zu einer großen Plage geworden ist. Was denken Sie davon und welche Mittel scheinen Ihnen die zweckmäßigsten, um schnelle Abhilfe zu erzielen? —

Ich erwähnte kurz, was ich schon zu dem Zwecke gethan und vorgeschlagen hatte, hinzufügend, daß ich überzeugt sei, die gänzliche Ausrottung des Übels sei nur durch bessere Erziehung nach langen Jahren zu erreichen.

Ja, sagte Napoleon, das ist sehr wahr; allein man könnte mit energischeren Mitteln einschreiten. In England, wo ich mich viel mit dieser Frage abgegeben habe, erkannte ich die Wohlthätigkeit der Workhouses; nur durch Zwangsarbeit können Sie die Unverbesserlichen unschädlich machen und die noch zu Rettenden aus dem Abgrunde reißen.

Als ich den Gedanken an Deportation der Recidivisten

in ferne Arbeiterkolonien berührte, wurde er sehr ernst und sagte zweimal für sich, wie fragend:

Deportation? Deportation? Dazu ist kein Gesetz vorhanden und ein Ausnahmegesetz würden Sie mit dem jetzigen Regierungssystem nie erhalten. Ja, wenn einmal andere Zeiten für Frankreich gekommen sind, dann kann man diese Frage erst praktisch lösen. —

Für einen ersten Besuch hatte die Unterhaltung lange genug gedauert. Als ich aufstand, um mich zu empfehlen, sagte der Prinz lächelnd: Heute haben Sie Ihre Beamtenpflicht nicht ganz erfüllt, weil Sie die Suppe des Gefangenen nicht gekostet haben; aber ich hoffe, Sie werden das ein anderes Mal wieder gut machen, wenn Ihnen ein Gefängnisfrühstück nicht unangenehm ist. —

Die Einladung war so artig angebracht, daß ich versprach Gebrauch davon zu machen, wenn es mir möglich sein würde.

Der Prinz entließ mich dann mit jener vornehmen Courtoisie, die höchst verbindlich und doch nicht vertraulich ist. Der erste Eindruck, den Napoleon bei jenem Besuche auf mich machte, war bedeutend: ich hatte einen gescheidten denkenden Menschen gesehen, der eine fixe Idee verfolgt, sich viel dieser Idee zuliebe beschäftigt und Studien macht, die sonst einem Lebemann fremd bleiben. Jedoch schien er über wirtschaftliche und politische Probleme, für die er schwärmte, noch im unklaren mit sich selbst zu sein.

Die Andeutungen auf sein künftiges Wirken und Wollen kamen mir natürlich komisch vor und ich konnte ein Lächeln dabei nie unterdrücken; er schien es jedoch nicht zu bemerken und verlor nie seine Fassung, wenn auch seine Anspielungen nicht ernst aufgenommen wurden.

Es fiel mir auf, daß ein gefangener Prinz sich für alles lebhaft interessiert, was außer den Mauern seines Gefängnisses dem Wohl und Weh der Bevölkerung am nächsten steht, und nach Mitteln forscht, dem Weh abzuhelfen.

Man hätte ihn in diesem Augenblick leicht für einen Halbnarren halten können, wenn er nicht seine Gedanken mit so viel Ruhe und Vernunft in der Unterredung dem Zuhörer vorgetragen und ihn durch einen gewissen Überzeugungszauber gefesselt hätte. Man wurde nicht klug aus ihm und fragte sich: ist das derselbe Mensch, der in Straßburg und in Boulogne so verrückte Streiche gemacht hat?

Als ich auf den Hausflur trat, war alles leer und still; der Pavillon du Genie schien mir von keinem andern Menschen bewohnt als von dem Gefangenen allein; denn während meines Besuches, der über eine Stunde gedauert hatte, vernahm ich nicht das leiseste Geräusch, und doch war mir bekannt, daß er mehrere Personen und einen Koch in seinem Dienst hatte*), und ich wußte auch, daß General Montholon und sein Leibarzt Dr. Connau bei ihm wohnten. Wo aber waren der Kommandant und der Polizeiagent? Als ich mich bei dem dienstthuenden Hauptmann erkundigte, wurde mir zur Antwort, der Kommandant sei auf einige Tage in Paris und der Kommissär schon zwei Tage abwesend.

---

*) Diesem Koch zahlte die Regierung monatlich ein Pauschquantum von 1200 Frcs. (wenn ich nicht irre). Mit dieser Summe mußte er täglich ein anständiges Diner und Dejeuner für 3 Personen liefern und die beiden Diener des Prinzen verköstigen. Der Tischwein, ein leichter aber guter Bordeaux, war im Pauschquantum inbegriffen.

Die feinen Weine und was über drei Couverte ging, zahlte der Prinz aus seiner Tasche, und da er oft Gäste einlud, machte der Koch eine ganz gute Einnahme.

In Peronne angekommen, untersuchte ich sofort die geheime Korrespondenz des Kommissärs und fand die täglichen Berichte von der Hand des Herrn Leroy (so hieß der Polizeiagent) sorgsam ausgefüllt mit der lakonischrn Bemerkung: Rien de nouveau. Auch diejenigen der zwei letzten Tage waren vorhanden und den vorhergehenden ganz gleich. Folglich machte sich dieser Herr die Sache sehr bequem, schrieb seine Bulletins im voraus und kümmerte sich weder um die Folgen seiner Nachlässigkeit noch um die Wahrscheinlichkeit, daß dieselbe früher oder später entdeckt und bestraft werden könnte. Aus guter Quelle entstammenden Erkundigungen entnahm ich, daß der „abgefeimte sehr zuverlässige“ Kommissär, von dem Graf Duchatel mich versichert hatte, er lasse den Gefangenen nicht aus den Augen, ein leichtfertiger, dem Spiel und Trunk ergebener Mensch sei, der vom Prinzen Taschengeld annehme, um damit in benachbarten Städten und sogar in Paris seinen Lieblingsneigungen fröhnen zu können.

Nachdem ich die ausführlichsten Berichte sowohl an den Präfekten als auch an das Ministerium hatte abgehen lassen, in welchen ich dringend die Versetzung des Polizeiagenten begehrte, blieb ich vierzehn Tage ohne ein Wort der Erwiderung; endlich wurde mir auf wiederholtes Mahnen einfach der Empfang meiner Depeschen ohne jede Bemerkung bestätigt. Nun war doch der Beweis in meinen Händen, daß ich hinlänglich gewarnt hatte, und meine Verantwortlichkeit war einigermaßen gedeckt. Da jedoch die Unordnung in der Aufsicht des Gefangenen immer zunahm,*) eilte ich nach Paris und stellte Herrn

*) Krethi und Plethi wurde durch den Kommissär beim Prinzen zugelassen, ohne Einlaßkarten, weder vom Ministerium noch von mir. Der Deputierte meines Bezirkes, Monsieur Beaumont de la Somme, ging oft

Passy, dem Unterstaatssekretär des Innern, die ganze Wahrheit klar vor Augen. Herr Passy hörte meine Klagen ruhig, beinahe schläfrig an, dann sagte er: Sie erhitzen sich ohne Grund. Der Kommissär ist ja ein sehr empfohlener Mann; er ist von vielen einflußreichen Deputierten beschützt. Wir wollen uns wegen des dummen Prinzen keine Unannehmlichkeiten in der Kammer bereiten.

Ich antwortete: Gut, dann sollen die Herren Abgeordneten den Prinzen selber hüten und nicht die Verwaltung anklagen, wenn er uns entkommt.

Nach langem Hin- und Herreden sagte Herr Passy endlich: Ich setze den Fall, er entwischt aus dem Gefängnis: glauben Sie denn, es würde eine große Bewegung im Lande dadurch entstehen oder der Regierung ernste Besorgnisse einflößen?

Nein, war meine Antwort, aber es wäre doch für die Verwaltung eine lächerliche Blamage und ich denke, es wäre besser und anständiger, die Thore von Ham zu öffnen, als den Beweis zu liefern, daß ein Staatsgefängnis keinen Gefangenen mehr festhalten kann.

Herr Passy schloß mit den Worten: Begnadigen dürfen wir ihn nicht; das gäbe einen Höllenlärm in der Opposition. Wir müssen ihn sitzen lassen, aber keine Wichtigkeit aus seiner kleinen Person machen. —

---

ein und aus in Ham; er war Oppositionsmann und erreichte doch unter Louis Philipps Regierung, was er wollte. Gleich beim Beginn des zweiten Kaiserreiches wurde er in den Senat berufen. Merkwürdig ist, daß von der napoleonischen Partei sehr wenig Personen bei dem Prinzen aufwarteten. Weder Morny noch Walewsky fragten nach ihm. Die eigene Partei hatte noch kein Zutrauen gefaßt und schien nach dem Attentat von Boulogne wie aufgelöst.

Nachdem ich erklärt hatte, daß ich durch meine wiederholten Warnungen genügend gedeckt sei und mir nun nichts übrig bleibe, als meine Hände in Unschuld zu waschen, empfahl ich mich und sah Herrn Passy in meinem Leben nie wieder.

In Peronne beriet ich mich aufs neue mit dem braven Staatsprokurator Herrn Rabache, der trotz seines lächerlichen Namens*) für einen Verteidiger der Gesetze ein sehr vorzüglicher gescheiter Kopf war. Dieser erfahrene Mann teilte meine Besorgnisse und riet mir, während einiger Monate auf eigene Kosten einen geheimen Agenten in Ham zu halten, damit der verdächtige Kommissär wenigstens Schritt für Schritt beaufsichtigt und kontrolliert werden könne.. Diesem weisen Rate folgend nahm ich auch sogleich einen erprobten Mann, der so oft wie möglich dem Herrn Leroy, wie man sagt, auf die Eisen steigen sollte.

Da ich von nun an ganz vollkommen jede Einzelheit des Gefängnisses und jeden Schritt des Kommissärs kannte, widerlegte ich jeden Tag die falschen Berichte desselben und bewies ihm, daß ich gut unterrichtet, nicht mehr zu belügen sei.

„La crainte est le commencement de la sagesse“ sagt ein wahres Sprichwort: Herr Leroy bekam Furcht vor mir und, ohne ein Tugendheld geworden zu sein, wachte er wenigstens offiziell besser über seinen Gefangenen.

Nach vierzehn Tagen besuchte ich zum zweitenmal den Prinzen. Als ich die bekannte Holztreppe, die zu seinem Kabinett führte, hinaufstieg, gewahrte ich eine kleine schwarze, unheimlich mit den grauen Augen blinzelnde Figur, die ich für

---

*) Rabacher heißt im Französischen „dumm und verkehrt schwätzen.“ Herr Rabache jedoch strafte seinen eigenen Namen Lüge, denn er war ein kluger Beamter und ein sehr tüchtiger Redner.

den Diener des Prinzen hielt; der Mensch saß auf dem Strohstuhle und hinter dem Tischchen, das mir schon bei meinem ersten Besuche aufgefallen war. Als ich auf den Flur trat, erhob sich das Gespenstchen und fragte: Wen werde ich die Ehre haben, dem Prinzen anzukündigen? Graf Dürckheim, erwiderte ich. Der kurze schäbige Mann riß die Thüre des Kabinetts ohne anzuklopfen auf und schrie hinein: Monsieur le Sous-Préfet de Péronne!

Das empörte mich und als der Prinz auf mich zukam, entschuldigte ich mich lebhaft, auf diese Weise und ohne Anmeldung einzutreten, da ich aber sagte, es scheine die Gewohnheit des Kammerdieners zu sein, unterbrach mich der Prinz lachend:

Non, non, ce n'est pas une personne à mon service, elle est, très au contraire, au vôtre; c'est le Commissaire de surveillance, Monsieur Leroy, que vous n'avez pas encore vu. —

Nochmals mich entschuldigend, entließ ich den frechen Agenten mit der Bemerkung, ich würde ihm später seine Ungezogenheit begreiflich machen. Napoleon lächelte vergnügt über die Scene, in welcher die Autorität ziemlich schneidig aufgetreten war, und sagte: O, die Leute sind alle so, sie wollen sich vor den Augen der Oberen wichtig und eifrig zeigen. — Auf meine Frage, ob sich der Mensch ein solches Benehmen schon einmal erlaubt habe, antwortete der Prinz: nein, das ist ihm noch nie geschehen; er muß heute den Kopf etwas verloren haben. — Ich sprach die Versicherung aus, daß ich eine solche Roheit nicht dulden würde und fügte hinzu: ce misérable a voulu me montrer qu'il traite un prince comme tout autre prisonnier; mais je lui apprendrai à vivre. —

Darauf antwortete Napoleon mit einem beifälligen Lächeln und zog die Klingel für seinen Diener. Als dieser eintrat, verbeugte er sich tief und harrte des Befehles mit großer Ehrerbietung. Prévenez Monsieur le Comte Montholon et Monsieur Connau, que j'ai un aimable convive et que l'on va servir, befahl der Prinz.

Der Diener in schwarzer Livrée sah ganz anständig aus und bildete mit Herrn Leroy einen für diesen letzteren nicht vorteilhaften Kontrast. Als der Bediente weg war, zeigte mir Napoleon das Porträt seiner Mutter und dasjenige seiner Herzensfreundin, der Engländerin Miß Howard, und machte mich dann aufmerksam auf die wunderschöne Marmorbüste des großen Kaisers, die auf dem Kamin stand.

Quelle belle tête! sagte er vor sich hin, Canova n'a jamais rien fait de plus beau. —

General Montholon erschien zuerst; er trug einen alten abgeschossenen Militärrock ohne Epauletten und ohne Orden. Der treue Begleiter Napoleons auf allen seinen Zügen, der zuletzt auch seine Gefangenschaft in St. Helena geteilt und ihm dort als Kammerherr und Sekretär gedient hatte, war nach dem Attentat in Boulogne, welchem er beigewohnt, zugleich mit dem Prinzen Louis Napoleon zu zwanzigjähriger Gefangenschaft verurteilt worden und teilte auch jetzt dessen Gefängnis. Montholon, damals 62 Jahre alt, schien mir sehr gebrochen und über seine Jahre gealtert. Der Eindruck, den er mir machte, war nicht günstig; er kam mir vor, wie ein sehr gewöhnlicher militärischer Höfling mit barschen Manieren und rohem Ton. Man warf ihm auch vor, den Prinzen in Geldsachen sehr zu mißbrauchen.

Dr. Connau hingegen war damals noch ein blühender

hübscher Mann von höchstens 36 Jahren. Sein Benehmen war anständig, seine Konversation bescheiden und liebenswürdig; der stark ausgeprägte mittägliche Accent verlieh seinen kargen Worten einen eigentümlichen Reiz.

Während des Frühstücks, das sehr gut war und schnell serviert wurde, herrschte eine gewisse Etikette, die auch ich beobachtete. Der Prinz sprach wenig und vermied ein allgemeines Gespräch. Beim Dessert stieß er mit mir an und sagte lächelnd: à d'autres temps et, j'espère, en d'autres lieux. — Montholon sah mich an und murmelte: Oui, oui, le prince a son étoile qui le mènera aux Tuileries.

Als Napoleon mich beinahe verlegen, den General aber unwillig mit seinem verschleierten ruhigen Blick ansah, sagte ich: Je ne dois point l'espérer, Prince, mais je comprends les châteaux en Espagne, que la fidélité construit, et lors même qu'ils ressembleraient aux Tuileries, dans une prison ils sont inoffensifs. —

Darauf erheiterte sich das finstere Gesicht des gefangenen Prinzen und, das Gespräch abbrechend, sagte er: Sie sind zu Pferde gekommen, Graf; ich habe auch ein Pferd im Fort und reite jeden Tag eine Stunde im Hofe. Sie müssen mein Tier sehen; es ist nicht schlecht, Connau hat es mir in Paris besorgt. —

Nach dem Kaffee reichte mir Napoleon seine Cigarrenschachtel, und nachdem wir beide angesteckt hatten, führte er mich durch den zweiten Hof in den gut eingerichteten Stall, wo ein stattlicher Brauner gesattelt und gezäumt auf ihn wartete; er schwang sich hinauf und ritt mir das hübsche Pferd sehr elegant in allen Gängen vor. Nach einer Viertelstunde ritt er vergnügt im kurzen Galopp auf mich zu, grüßte ver-

bindlich und sagte: A votre tour, je vous prie. Ich mußte ihm die Freude machen, ritt das Pferd, so gut ich konnte, einige Minuten im kurzen Galopp in der Bahn herum und sah, wie es ihm gefiel, sein Pferd zu bewundern. Als ich abgesessen, dankte er mir freundlich und bemerkte: Ein guter Sitz und eine vortreffliche Hand. —

Hätte mir damals jemand ins Ohr geraunt: du wirst bald diesen Gefangenen als deinen Kaiser zu Pferde begleiten und mit ihm in deine Präfektur unter lautem Volksjubel einziehen — den hätte ich wahrlich für einen Erznarren gehalten!

Als ich von Ham wegritt, hatte ich natürlich meine Auseinandersetzung mit dem Herrn Kommissär und ließ ihn, wie man sagt, gehörig herunterlaufen. Er entschuldigte sich, indem er spitzfindig bemerkte, er sei nicht gewöhnt, mit seinen Gefangenen viele Komplimente zu machen; wenn ich jedoch befehle, daß er in Zukunft anklopfen und um Audienz bitten solle, so wolle er es thun.

An diesem Schlingel war rein Hopfen und Malz verloren, ich drohte ihm mit Absetzung und wendete ihm den Rücken.

Die ganze Geschichte wurde dem Ministerium ausführlich geschildert und wie gewöhnlich der Bericht ad acta gelegt und dessen Empfang bestätigt.

Nun erwartete ich von Herrn Passy einen Verweis wegen des Kostens der Suppe des Gefangenen; kein Wort wurde davon erwähnt.

Der Sommer war gekommen. Die Tage und Wochen flogen dahin, nicht ohne Aufregung und Arbeit. Die Korrespondenz mit Herrn Passy wurde von meiner Seite immer dringlicher und schärfer, bis ich endlich entschieden meine Abberufung von Peronne begehrte.

Das Ministerium, meiner beständigen Klagen müde, war entschlossen, mich von dem mir so lästig gewordenen Posten zu befreien.

Meine Freunde, Graf d'Haussonville und von Sahune, über meine Stellung zum Ministerium gut unterrichtet, benützten die Gelegenheit der Versetzung des Unterpräfekten von Provins, eines Bezirks, in welchem Graf d'Haussonville als Deputierter gewählt ward, und begehrten für mich zur glücklichen Stunde diesen erledigten Posten.

Groß war meine Freude, als am 20. August desselben Jahres (1844) der freundliche Herr Passy mir die ersehnte königliche Ordonnanz zuschickte mit der Bemerkung, der Minister habe die erste Gelegenheit benützt, um meine treuen Dienste Sr. Majestät dem Könige anzuempfehlen; er, der Minister, zweifle nicht, daß ich in der höheren Stellung, die mir angewiesen ward, denselben Eifer und dieselbe Mühewaltung an den Tag legen werde wie bisher.

Provins war gerade nicht ein höherer Posten, allein er war doch viel angenehmer, als der, den ich verließ. Wirklich, ohne daß Graf Duchatel es ahnen konnte, ging es ganz nach meinem Herzenswunsch.

In Provins hatte ich eine schöne Unterpräfektur, einen reichen, sehr vornehm bewohnten Bezirk, eine reizende Gegend und einen sehr edeln ausgezeichneten Deputierten, mit welchem ich Hand in Hand gehen konnte und stets in den besten, freundschaftlichsten Beziehungen stand. Auch für meine Frau waren alle Bedingungen dieser neuen Residenz die möglichst vorteilhaften; das milde Klima und die geselligen Annehmlichkeiten gestatteten mir, ferner nicht mehr getrennt von ihr und meinem Söhnchen zu leben.

Den 25. August verließ ich Peronne nach herzlichem Abschied von den Freunden, die ich mir daselbst erworben hatte, und nicht ohne Louis Napoleon nochmals begrüßt und ihm meine Versetzung angekündigt zu haben. Er sprach sein Bedauern darüber sehr lebhaft aus und sagte: Je n'oublierai jamais la bonne grâce parfaite, avec laquelle vous m'avez traité. —

Wir werden später sehen, daß er es auch nie vergessen hat.

In Provins fand ich von Seiten der Behörden und der Gesellschaft den zuvorkommendsten Empfang und das freudigste Entgegenkommen. Mein Vorgänger im Amte war ein alter, lebensmüder Herr, vermählt mit einer Ehehälfte, die ihm seine gesellschaftliche Stellung nicht erleichtert hatte.

Die zahlreiche und elegante Welt war, wie ich es bald erzählen werde, sehr uneinig, hatte auch in der Unterpräfektur weder einen neutralen Vereinigungspunkt, noch ein versöhnendes Element in deren Insassen gefunden. Man freute sich daher, einen neuen Beamten mit einer liebenswürdigen jungen Frau zu bekommen, welche beide vielleicht dem alten Zwiespalt ein Ende machen und ihr Haus zu einem Versöhnungsort gestalten würden. Man hatte sich Jahre lang gelangweilt und wollte sich nun wieder amüsieren.

Allenthalben wurde an mich die freundlichste, aber dringende Anforderung gestellt, einen belebenden und wohlthuenden Salon zu öffnen. Dazu brauchte ich natürlich meine liebe Mathilde, der es überall so gut gelungen war, die Gesellschaft zu verbinden und zu erheitern.

Allein zu meinem größten Kummer meldete mir meine Schwiegermutter, Mathilde sei noch zu angegriffen, um sofort ein Haus führen zu können, besonders wenn gesellschaftliche

Verbindlichkeiten ihr Ermüdung und Sorge bereiten sollten. Mathilde selbst schrieb mir, sie wünsche sehnlichst sich mit mir zu vereinigen und ihre Pflichten als Gattin und Präfektin wieder freudig aufzunehmen, fühle sich jedoch noch zu krank, um die Reise unternehmen und mir behilflich sein zu können. Ich mußte mich also gedulden und blieb noch bis Ende Oktober allein in Provins, die Zeit benützend, um mein Haus so stattlich und anständig einzurichten, als mir es meine Verhältnisse erlaubten.

Als endlich Wohnung, Dienerschaft, Küche und Keller, Remise und Stallung gehörig bestellt waren, fing ich an, die Nachbarschaft zu besuchen und die erhaltenen Höflichkeiten zurückzugeben. Zum erstenmal war ich auf mich allein angewiesen, die Honneurs zu machen, und empfand doppelt hart, wie viel mir fehlte, weil mein guter Genius mir nicht zur Seite stand.

Die Gesellschaft bildete zwei getrennte Parteien; die eine hielt bei den Wahlen zu dem Grafen d'Haussonville, die andere zu seinem Gegner, einem Oppositionsmanne von Geburt, Herrn Bavoust, Sohn des Régicide Bavoust und eng befreundet mit Dupont de l'Eure, Ledru-Rollin, Marrast und der ganzen republikanischen Sippe.

Diese Spaltung hatte mein Herr Vorgänger nicht vermeiden können; man warf ihm vor, die Wahl des bedeutenden Deputierten, der Schwiegersohn des Herzogs von Broglie und persona gratissima bei Hof und bei dem Ministerium war, dem Scheitern nahe gebracht zu haben. Graf d'Haussonville wurde nur mit der Majorität einer einzigen Stimme gewählt und da der Kampf heftig und der Erfolg zweifelhaft war, so hatten beide Gegner erklärt, sie würden sich des Votums nicht enthalten. Folglich triumphierte die Opposition, indem sie er-

klärte, Graf d'Haussonville, nur mit Hilfe seiner eigenen Stimme gewählt, könne nicht Deputierter bleiben, und griff die Wahl an, welche die Kammer jedoch bestätigte.

Ich nahm gern die Versöhnungsrolle an, umsomehr, da ich es mit sehr artigen, freundlichen Familien zu thun hatte und es wurde mir auch leicht, durch ein vertrauensvolles Entgegenkommen beider Parteien. Doch vergaß ich dabei meine Verwaltung nicht, weil ich wohl wußte, daß eine gute Verwaltung die redlichen Bauernwähler besser besticht, als die Intriguen der schönsten Damen.

Die Erledigung der dringendsten Geschäfte war ins Stocken geraten, die Bureaux arbeiteten schlecht und langsam. Ich hatte keinen Rombard, ja nicht einmal einen Saltel. Nach einigen Wochen aber verschaffte ich mir einen thätigen Bureauchef, den ich im Ministerium des Innern fand und mit dessen Hilfe ich bald das Versäumte nachholen und mich mit besserem Gewissen der politischen Thätigkeit widmen konnte.

Bei allem Gleichmut, an welchen mich die ministeriellen Schwankungen schon gewöhnt hatten, galt es doch jetzt für mich, dem Regierungsmanne d'Haussonville eine anständige Majorität zu sichern. Ihn, sozusagen, in meinen Armen unterliegen zu sehen, wäre für mich, glaubte ich, eine böse Geschichte geworden.*)

Nach einigen Monaten näherer Bekanntschaft mit dem Grafen wurde mir der edle Mensch und wohlwollende Freund noch viel lieber und werter als der Politiker; für den ersten besonders setzte ich meine ganze Thätigkeit und meinen Einfluß

---

*) In jenen Tagen konnte ich nicht denken, daß in zwei Jahren König, Minister, Deputierter und Unterpräfekt unter den Trümmern der Parlamentsregierung begraben liegen würden.

bei den Beamten und den Wahlmännern ein, damit der Erfolg seiner Wahl nicht mehr zweifelhaft sein könne.

Graf d'Haussonville war damals, in seinem 36. Lebensjahre, noch nicht der berühmte Schriftsteller und Akademiker; doch erfreute er sich schon in der Kammer eines gewissen Einflusses, welchen er sich durch seinen Fleiß in den beratenden Kommissionen und durch seine mit Geist und Liebenswürdigkeit verbundene Geradheit errungen hatte.

Im Lande war er beliebt und populär, besonders bei den kleinen Leuten, — welche er stets zu heben und zu schützen suchte; seine große Herzensgüte, ein Erbteil seines alten Geschlechtes, war sprichwörtlich in seiner Umgebung.

Mit voller Überzeugung hing er an der konstitutionellen Monarchie und an den doktrinären Grundsätzen Herrn Guizots, dessen treuester Anhänger er war.

Im Privatleben war der Graf ein heiterer, humoristischer und sehr geistreicher Gesellschafter, ein pietätvoller Sohn und musterhafter Gatte und Vater. Seinen Freunden und Bekannten bestrebte er sich stets angenehm und nützlich zu sein; Hingabe an das öffentliche Interesse, wahre Liberalität im Denken und Handeln waren bei ihm Natur. Bei seinem gesunden lustigen kräftigen Temperament erhielten diese seltenen Anlagen eine ungezwungene, ich möchte beinahe sagen, anmutig spielende Anwendung.

Leidenschaftlicher Reiter und Jäger, liebte er es, mit seinen Gefährten durch die Wälder zu streifen, um Wildschweine und Wölfe, die Feinde des Landwirtes, mit ungestümer Wut und großer Ausdauer zu verfolgen.

Wie oft riß er mich im stürmischen Rennen unserer Pferde weit von der Jagdgesellschaft mit sich fort auf rauhen steinigen

oder mit Glatteis bedeckten steilen Hängen, weil er plötzlich eine Wolfsfährte entdeckt hatte und eine Meute zu hören glaubte (er war bekanntlich sehr harthörig), die in der Ferne Laut gäbe. Da wurde oft die nächtliche Heimkehr beschwerlich. Abends am Kaminfeuer wußte er die Abenteuer des Tages seinem greisen Vater*) und seiner heiteren alten Mutter mit poetischer Laune zu erzählen.

Bei kleineren Jagden kam es oft vor, daß er plötzlich verschwand, um einen Kranken zu besuchen oder einem bedrängten kleinen bäuerlichen Nachbarn Rat und Hilfe zu bringen.

Die bedeutenden Einkünfte der Herrschaft Gurcy, über 200 000 Franken jährlich, wurden zum größten Teil im Lande selbst für nützliche Arbeiten und Wohlthätigkeitsspenden verwendet. In Paris lebte die Familie sehr anständig aber einfach während der vier Wintermonate.

Sonderbarer und liebenswürdiger Zufall! Im Augenblick, da ich diese Zeilen dem Andenken meines alten Gönners widme, bringt mir die Post durch Vermittlung eines lieben Freundes

*) Der Vater des Grafen, ein heiterer noch rüstiger 75jähriger Sportsmann, war oft unser Begleiter auf Parforcejagden. In seiner Jugend Grand louvetier (Oberwolfsmeister) am Hofe Ludwigs XVI., vertrat er mitten unter uns ein anderes Jahrhundert. Er war die edle Vergangenheit mit der jungfühlenden, alles beherzigenden Seele eines alten wahren Edelmannes. Die alte Gräfin d'Haussonville war, im Gegensatze zu ihrer Schwiegertochter, die gebildete ruhig besonnene Hausfrau; mit außerordentlicher Anmut wußte sie das Nützliche mit dem Anziehenden zu verbinden. Rührend und bewunderungswürdig war das innere Familienverhältnis. Obgleich der junge Graf alles führte und leitete, schien doch alles vom alten Herrn auszugehen, weil der Sohn nichts that, ohne den Rat des Vaters eingeholt zu haben. Umgekehrt führte die alte Gräfin das Haus, ließ jedoch ihrer Schwiegertochter vor den Leuten die Ehre des Regimentes und der Repräsentation. Harmonisch und liebenswürdig waren stets die gegenseitigen Beziehungen. Die Gräfin-Mutter kam mir stets vor wie eine mittelalterliche Burgfrau.

den Bericht der Sitzung der französischen Akademie vom 4. d. M. (April 1886), in welcher Sitzung das Lob d'Haussonville's von zwei würdigen Akademikern (den Herren Halévy und Pailleron) auf die edelste Weise der Welt verkündet wird.

Ich wünschte es wäre mir möglich, beide Reden hier wiederzugeben, so sehr enthalten sie über den Verewigten das volle Maß der Wahrheit. Eine einzige Stelle entnehme ich aus der Rede des Dramatikers Halévy, weil seine Worte mir aus der Seele gesprochen sind:

Graf d'Haussonville hat uns ein anderes Beispiel hinterlassen, noch wertvoller und seltener, als dasjenige seiner Herzensgüte: er hat uns gezeigt, wie sogar in der Jetztzeit die Seele jung bleiben kann.

Die Jugend ist heute lebensmüde, noch ehe sie gelebt hat; verzehrt von einer wachsenden Traurigkeit, verschmäht sie mit den natürlichen Gefühlen und Gemütsbewegungen auch die Erfüllung einfacher Pflichten.

Sie will sich zu keinem religiösen, zu keinem politischen Glauben mehr bekennen. Alles ist für sie im Himmel, alles auf Erden flach und abgenützt; sie erklärt sich unfähig, das Leben zu würdigen. Wozu leben, fragt sie, wenn man sterben muß?

Früher, scheint es, wußte man nicht, daß Leben zum Tode führt; das ist eine ganz neue Entdeckung. Und dennoch geben sich einige junge Männer die ehrliche Mühe, dem Leben sich wieder anzuschließen, untersuchen ängstlich ihren Seelenzustand und forschen eifrig nach der Lösung des Rätsels ihres Daseins; es überfällt sie sogar eine krankhafte Sehnsucht nach irgend einem Ideal. Das alte, meinen sie, ist verschwunden, aus der Mode gekommen und nun suchen sie mit Hilfe der

Philosophie und der Wissenschaft nach einem neuen, originellen Ideale, das sie, scheint es, nicht finden können.

Graf d'Haussonville hingegen gab sich diese Mühe nicht: nie litt er an der Ohnmacht, das Leben zu würdigen, die im Grunde nichts anderes ist, als der Mangel an Liebe zur Pflichterfüllung. Er hat sich einfach nur an jenes Ideal gehalten, welches, ewig jung und dasselbe, die Leuchte des menschlichen Geistes bildet.

Er liebte die Ehre, die Arbeit und sein Vaterland und dadurch konnte er uns die Werke seines Denkens und Empfindens lebendig und fortdauernd als Vermächtnis hinterlassen. —

Herrliche Worte, die den Redner ehren und das edle Leben, das er beschreibt, der Nachwelt unvergeßlich machen werden.

Der Leser wird sich wohl denken, daß die sonst so unangenehme Sorge der Wahlangelegenheiten mir für einen so würdigen und lieben Kandidaten, wie Graf d'Haussonville war, zur interessanten Mühewaltung werden mußte.

Meine treue Gefährtin kam Ende November, etwas leidend noch, aber moralisch stark und voll Freudigkeit, mir nützlich sein zu können, nach Provins.

Den Winter, der glücklicherweise sehr milde war, benützten wir, um die Gesellschaft häufig bei uns zu vereinigen. Es wurde sehr oft getanzt; das elegante Offizierkorps des in Provins garnisonierenden Ulanenregiments*) lieferte die Tänzer nach Wunsch und, sobald die junge Damenwelt wieder fröhlich wurde, hörte sie auch auf zu zürnen und zu schmollen.

*) Herr v. Rillet, der Oberst dieses Regiments, war ein alter guter Bekannter von mir; er kommandierte später als General die Truppen des Oberrheins in Colmar, während ich Präfekt war.

Graf d'Haussonville erschien dann auch mit seiner Liebenswürdigkeit in den Abendgesellschaften und es gelang ihm nach und nach, sein einstiges Mißgeschick aus der Erinnerung der meisten seiner früheren Anhänger zu bannen.

Im Frühjahr 1845 waren wir schon so glücklich, hie und da einigen von den früher grollenden Familien in Gurcy bei Gräfin d'Haussonville zu begegnen und den Sommer durch fand ein beständiger Austausch von Besuchen und Gegenbesuchen zwischen dem gräflichen Schlosse und der Stadt Provins statt; dann wurden bald auch Einladungen gemacht und angenommen. Kurz, es blieb keine Spur mehr übrig vom alten Sauerteige; wir konnten uns sagen: die Arbeit war schwer, aber sie ist beinahe gelungen.

Meine Frau hatte sich so ziemlich gekräftigt, sie konnte wieder mit mir ausreiten, was ihr immer zuträglich war und ihr große Freude machte; denn sie war eine recht gute Reiterin.

Der Sommer verstrich sehr angenehm und in wachsender Intimität zwischen uns und dem Hause d'Haussonville. Im Spätherbste vereinigten sich daselbst größere Jagdgesellschaften, unter ihnen die damaligen berühmten Helden des Parforcesports; Graf Heinrich Greffhüll, der die prachtvollste Meute, speziell für Wolfsjagd, achtzig starke Bracken und die schönste Jagdequipage Frankreichs besaß, war unser Louvetier*) oder Lieutenant de Louveterie, wie man diese Behörde nannte.

*) Schon ist bemerkt worden, daß Graf d'Haussonville Vater Grand Louvetier de France unter Ludwig XVI. war; nach der Revolution wurde diese Charge aufgehoben und dem Oberhofjägermeister (Grand Veneur) deren Würden und Befugnisse übergeben. Die Institution des Louvetier bei Hof und seiner Lieutenants in den Provinzen hatte den Hauptzweck, die edle Passion des Jagdrennens zu unterhalten und dadurch auch der Pferdezucht einen höheren Reiz und Aufmunterung zu verleihen. In jedem

Dieser artige Kavalier wurde oft der glückliche und angenehme Führer der Parforcejagden, an welchen ich auf guten Pferden des Gestütes von Gurcy immer teilnehmen mußte. Graf d'Haussonville hatte nämlich in seinem Park ein reizend gelegenes Hofgut von 200 Hektaren einem wohleingerichteten Gestüt geopfert, in welchem er nur sogenannte Hunters (englische Jagdpferde) für eigenen Gebrauch züchtete.

Die junge Gräfin hatte aus diesem Gestüte für sich einen sehr schönen und braven Schimmel gewählt, ritt ihn aber sehr selten, weil sie behauptete, das Jagen sei ein grausames Vergnügen und ein zu grober Zeitverlust; nun mußte ich bei den Jagden stets das Tier reiten und, wenn ich's nicht that, so nahm sie es sehr übel und schmollte deswegen freundlich eine ganze Stunde.

Auch der alte Graf wollte mir gewöhnlich sein erprobtes Pferd aufdringen, was ich aber stets ablehnte.

An einem schönen Novembertage wurde ich mit Frau, Schwester, Kind und Kegel, wie man sagt, auf einige Tage

---

Bezirke ernannte die Regierung (und erhält die Republik heute noch) einen Lieutenant de Louveterie (Wolfs-Lieutenant), der sich verpflichten muß, eine gehörige Meute, eine gewisse Zahl Jagdpferde, kurz die vollständige Jagdequipage zu halten; dafür genießt er den Vorzug, überall in seinem Bezirke frei zu Pferde Wölfe und Wildsauen jagen zu dürfen, alle großen Jagden auf Raubwild zu leiten und eine schöne Uniform zu tragen, die hoffähig war und jetzt Grevy-fähig ist.

Die Vertilgung des Raubwildes ist übrigens nur ein eitler Vorwand, unter welchem diese aristokratische Sitte und Einrichtung aufrecht erhalten wird; nirgends in Frankreich habe ich so viele Wölfe angetroffen, als in den Departements, welchen die Seine ihren Namen verleiht. Wohl beschützen sie die großen geschlossenen Waldungen und die einsamen Schafherden ziehen sie an; doch behauptete ich stets, die Louvetiers hegten sie mit Liebe und Sorgfalt, damit ihr Handwerk nicht aufgehoben werden könne.

nach Gurcy geladen, um, wie d'Haussonville liebenswürdig schrieb, ihm beizustehen.

Die ganze Schloßgesellschaft war in sehr heiterer Laune; Damen bereiteten für den folgenden Abend eine hübsche Charade vor und die Herren spannen an einem recht bequemen Jagdplan, weil einige alte Herren, unter ihnen auch Herr Rossi, den andern Morgen zur Jagd kommen sollten und man keine entfernten beschwerlichen Reviere aufsuchen wollte. Die Förster und Piqueurs wurden sämtlich beordert, sofort die nächsten Wälder zu durchstreifen, um günstige Wolfs- oder Schweinsfährten aufzuspüren.

Bei Einbruch der Nacht erschienen sie alle mit langen verdrießlichen Gesichtern und meldeten, nicht ein einziges jagdbares Stück Hoch- oder Schwarzwild, keinen Wolf habe man aufgespürt. Was beginnen? Die Meute auf ein harmloses Reh loszulassen, fiel niemanden ein. Da lachte d'Haussonville heiter auf und rief: Haben wir nicht den Menschikow? Der muß uns aus der Not helfen!

Menschikow war ein zweijähriger, im Zwinger bei den Hunden aufgezogener Wolf, der jetzt stets an der Kette lag. Der geniale Einfall wurde mit Jubel begrüßt und der erste Piqueur beauftragt, in der Nacht den Menschikow auf tausend verschlungenen Wendungen durch Dick und Dünn im Walde herumzuführen und ihn endlich gegen Morgen recht fern in einem undurchdringlichen Dickicht mit der Kette festzubinden.

So geschah alles pünktlich nach Befehl. Als die fremden Gäste, darunter Graf Greffhüll, der Marquis de Sigy, ein achtundsiebzigjähriger Freund des alten Grafen, und Herr Rossi fröhlich bei Tische saßen, erzählte jeder von uns die Entdeckung der mächtigen Wolfsfährte auf seine Weise und Graf d'Hausson-

ville senior sagte ernst: Ich bin ein alter Louvetier, allein von solch einem Wolf habe ich nie die Spur gesehen.

Wir Eingeweihte lachten im stillen, doch verriet sich keiner. Den folgenden Morgen nach dem ersten Frühstück und bei herrlichem Sonnenschein setzte sich alles zu Pferde; Gräfin d'Haussonville und meine Frau folgten der Jagd in einem leichten Wagen. Die ersten Rüden wurden entkoppelt und gaben nicht weit vom Schlosse Vorlaut, passierten einen kleinen Bach, der den Park durchstreift, und schlugen dann hell am andern Ufer an; eine neue Koppel Hunde wurde losgelassen und nun ging die Jagd flott und stürmisch durch den Park dem Walde zu.

Wir flogen fast immer auf bequemen Wegen recht gemütlich dahin. Nach zweistündigem Ritt in die Kreuz und in die Quer ging es endlich weniger hold durch Dornen und Gestrüppe der Hallalistelle zu. Plötzlich verstummte die ganze Meute, man vernahm statt der leidenschaftlichen Laute nur noch ein dumpfes Gemurmel, dann wie ein freundschaftlich aufjauchzendes Hundegelächter und siehe! als die fremden Herren (wir ließen ihnen den Vorrang), von Mordsucht heiß, schon den Hirschfänger gezogen, Rossi ein mächtiges Jagdpistol gespannt, wetteifernd an die vermeintliche Hallalistelle heransprengten, bot sich ihnen das erstaunlichste Schauspiel dar, welches nie ein Jägersmann geträumt hätte; Menschikow in friedfertiger lockender Liebkosung mit den zwanzig Rüden, seinen alten Wohnungsgefährten. Ich lasse dem Leser die Freude, sich selbst die Heiterkeit zu beschreiben, die jenes, von dem lustigen Humor des guten Grafen d'Haussonville erfundene Jagdstückchen uns allen beibrachte.

Die Abendgesellschaften während dieser Jagdzeit waren im Schlosse Gurey äußerst interessant und unterhaltend. Der Ton,

der da herrschte, war ein höchst ungezwungener, die Konversation eine stets geistreiche, belehrende und anmutige. Politische Gespräche waren nicht ausgeschlossen; jeder durfte seine Meinung in voller Freiheit äußern und nie arteten diese Gespräche in politischen Streit aus. Vater d'Haussonville war Legitimist von liberaler Färbung, sein Sohn Orleanist von ganzem Herzen, und dennoch, auch im lebhaftesten Gespräche, kam es nie zu leidenschaftlichen Ausbrüchen; dazu gehörte eine außergewöhnliche Disziplin sowohl der Sprache als der Empfindung. Das mußte ich bewundern und nachahmungswürdig finden.

Lieber Leser, ich bitte dich, nach diesen mitunter etwas frivolen Schilderungen doch nicht gänzlich den Stab über mich zu brechen. Wo bleibt denn, wirst du fragen, bei all dem lustigen Thun und Treiben die Verwaltungssorge, wo das Gewissen deines alten Brücken- und Wegebauers von Espalion?

Wo bleibt aber, à propos, dein Herr Präfekt? wirst du weiter fragen.

Ja, den hätte ich fast gerne vergessen; denn er hat sich während dreieinhalb Jahren blutwenig um mich gekümmert. Ich weiß nur, daß er Herr von Monico hieß, ein sehr fescher artiger Herr war, der die meiste Zeit in Paris lebte, und daß kein Bureaukrat an ihm verloren ging.*)

---

*) Um nicht undankbar zu sein, muß ich sagen, daß Herr von Monico mich einmal nach Melun beschied; nicht um mit mir über Angelegenheiten meines Bezirkes zu sprechen, sondern um mich zum Herzog von Choiseul-Praslin auf sein Schloß Veau bei Melun zu führen, woselbst eine sehr schöne Jagd auf Fasanen veranstaltet war.

Das Schloß Veau ist von Fouqué, dem berühmten Finanzintendanten Ludwigs XIV., mit einem solchen Aufwand und so großer Pracht erbaut und eingerichtet worden, daß man behauptet hat, der eitle König, über

Meine Präfektin war vollkommen unsichtbar, ich hörte nie von ihr sprechen. Graf d'Haussonville ersetzte mir reichlich Präfekt und Präfektin und die Bureaux in Melun standen mir recht behilflich zu Dienst.

Zu meiner Ehrenrettung und zu deiner Beruhigung, lieber Leser, darf ich dreist hier sagen, daß die Jahre, die ich in Provinz zubrachte, doch nicht spurlos an meiner Verwaltungsthätigkeit vorüberflogen. Mit einem andern sehr lieben und edlen Freunde, dem Freiherrn von Balloy, hatte ich gleich bei meiner Ankunft in Provinz die erste Initiative zu einem großen gemeinnützigen Werke ergriffen.

---

seinen Minister eifersüchtig, habe ihn deshalb lebenslänglich in der Bastille einsperren lassen.

Fouqué war ein genialer Finanzmann, aber dabei ein pflichtvergessener Verschwender. Lang hatte er sich der Gunst des Königs erfreut; doch mit Colbert auf sehr gespanntem Fuße lebend, sah er seinen Stern bei Hofe erbleichen. Da wollte er sich wieder beim König beliebt machen und lud ihn zu einem großen Feste nach dem neuerbauten Schlosse ein. Drei Tage blieb der Monarch daselbst als Gast seines verschwenderischen Ministers und den vierten Tag, als er sich dankend verabschiedet hatte, trat Dartagnan, der Leibgardekapitän, auf Fouqué zu und — arretierte ihn im Namen der falschen, niederträchtigen Majestät.

Im Park zeigte man mir eine Ahornallee, die Fouqué in Einer Nacht hatte pflanzen lassen, weil der König bemerkt hatte, auf dem Punkt fehle eine Perspektiv bildende Allee. In einem Zwinger lagen tausende von Bleiröhren, die der Herzog von Praslin aus den alten Wasserleitungen hatte ausgraben und zum Preis von 200 000 Fr. verkaufen laßen.

Bei Tische machte mich die Herzogin auf einen Spiegel aufmerksam, welcher, ungefähr einen Meter hoch und 60 Centimeter breit, zur Zeit Ludwigs des XIV. ein Unicum der Industrie, die Eifersucht des Königs auf den höchsten Grad gesteigert hatte; der Spiegel war mit einem breiten, aus kleinen Spiegeln zusammengesetzten Rahmen, vergrößert.

Die Wände des Speisesaales waren sehr hübsch im Genre Watteau's gemalt; der obere Fries bildete eine wunderschöne 60 Centimeter breite Guirlande von Blumen und Früchten (den Raphaelischen Guirlanden im Vatikan nachgeahmt). Durch die Kränze war wiederholt ein weißes Eich-

Es war die Trockenlegung eines ungesunden großen Gebietes an den Ufern der Seine.

Das Schloß Balloy, sein großer Park und ein Teil der umfangreichen Besitzungen des Freiherrn liegen am Ufer der Seine, zwischen Monterau und dem Städtchen Bray sur Seine. Drei Dorfschaften, Mousseau, Bazoche und Balloy hatten ihr größtes Gebiet beständig unter seicht stagnierenden Gewässern, die, keinen Abfluß findend, das Land unfruchtbar machten und die Bevölkerung dem gefährlichsten Wechselfieber preisgaben.

Diese teilweise überschwemmten, teilweise mit Schilf und Weiden bedeckten Niederungen boten ein prachtvolles Terrain

---

hörnchen, vor einer gierigen Schlange fliehend, angebracht; in der letzten Ecke sah man das unglückliche Tierchen, starr vor Schrecken, von der züngelnden, sich bäumenden Schlange festgebannt. Der Maler hatte Colberts Wappen (die Schlange) und dasjenige Fouqués (das Eichhörnchen) als Sinnbilder der Feindschaft beider Minister benützt.

Man hat von Fouqué seit seiner Arrestation kein Wort mehr erfahren; viele behaupten, er sei der Gefangene mit der eisernen Maske gewesen. Das ist sicher ein Irrtum; denn Fouqué war nicht wichtig genug für jene Rolle. Nach den lieblichen Gebräuchen jener Zeit ist es wahrscheinlich, daß er, wie so viele andere Opfer, in der Bastille lebend sein Grab gefunden hat.

Als ich an jenem Tag bei Tische heiter plaudernd neben der schönen höchst liebenswürdigen Herzogin von Praslin saß, ihre schönen Kinder bewunderte und von ihr und dem Herzoge den Eindruck mitnahm, als lebe hier Eintracht und häusliches Glück, dachte ich nicht, daß die unglückliche Frau kurz nachher, von der Hand des Gatten ermordet, eine Leiche sein und der Herzog selbst sich im Gefängnis vergiften würde.

Dieses gräßliche Ereignis hatte damals die französische Gesellschaft tief erschüttert. Ein Herzog von Praslin, Pair von Frankreich und bislang ein angesehener, geachteter Mann, plötzlich zum Mörder an seiner Gattin geworden — das entrüstete das Volk und ließ jede Ehrfurcht vor den höheren Ständen verschwinden. Der unglückliche Herzog verübte die schauerliche That, um sich der eifersüchtigen Gattin zu entledigen und die Gouvernante seiner Kinder heiraten zu können. Welche Verirrung der menschlichen Leidenschaft! Die Gouvernante war ein kleines unschönes Ding und die Herzogin eine bildschöne edle Erscheinung.

für jede Art Wasserjagd. Eines Abends nach der Jagd klagte Herr von Balloy über das Leidwesen, das er seit Jahren mit der starrköpfigen rohen Bevölkerung der reichen Bauern habe, weil er es nie hatte dazu bringen können, daß sie auch nur teilweise die Hand böten zur Verbesserung des Klimas.

Sie sterben lieber im vierzigsten Jahre am Fieber, sagte er, als daß sie eine Kuh weniger in die Moräste trieben. —

Oberst Rillet, der zugegen war, lachte und tröstete den guten Freund mit den Worten: Wenn Sie alles trocken legen, wo sollen wir Enten und Beccassinen finden? —

Balloy jedoch meinte, es wäre schöner und besser, Hühner, Hasen und Wachteln auf guten reichen Feldern zu finden, als in den Morästen herumzuwaten und Fieber nach Hause zu tragen.

Dieser Meinung war ich selbstverständlich auch und von dem Augenblick an ruhte ich nicht, bis Herr von Balloy nach Erfüllung aller nötigen gesetzlichen Formen von der Regierung die Aufgabe der Trockenlegung sämtlicher überschwemmten Gebiete erhielt und zum Unternehmer ernannt wurde. Vom Landesingenieur trefflich unterstützt und mit Hilfe seiner bedeutenden Geldmittel bewältigte der tüchtige Mann das ganze Unternehmen in vier aufeinanderfolgenden Jahren. Gegen den Groll und die Roheit seiner gefährlichen Widersacher mußte ich ihn mit aller Energie beschützen, hatte es auch dahin gebracht, ihm durch unermüdliche Propaganda bei den kleinen Leuten, die kein Interesse hatten, die Arbeiten zu stören, weil sie kein Vieh in die Niederungen zu treiben hatten, einen nützlichen Beistand in den Verhandlungen zu verschaffen. Wie ein Wanderlehrer ging ich oft von Dorf zu Dorf, versammelte die Leute und suchte ihre Vorurteile zu brechen; gelang es mir nicht, sie zu

überzeugen, so machte ich ihnen doch den Standpunkt klar und bewies ihnen, daß sie sich nach dem Gesetz nicht mehr widersetzen dürften, und sie fügten sich.

Die schöne Arbeit wurde im Anfang des Jahres 1848 vollendet; als ich jedoch durch einen republikanischen Kommissär ersetzt wurde, hörte das energische Beschützen auf und bei einer Messung desjenigen Teiles des trockengelegten Gebietes, das Herrn von Balloy als Entschädigung seiner Kosten und Mühewaltung abgetreten werden sollte, fielen die Bauern über den Ehrenmann her, schlugen ihn zu Boden und verletzten ihn so gröblich, daß er zwei Tage darauf den Geist aufgab.

Herrn von Balloy traf dasselbe Schicksal, welches den unglücklichen Hüttenvorstand Watrin in Decazeville kürzlich getroffen hat. Dieser letztere, ebenfalls ein Ehrenmann, wäre gerettet worden, wenn die Behörden ihn nicht preisgegeben hätten.

Balloy ist ein Opfer seiner uneigennützigen Thätigkeit geworden, aber tausend und aber tausend früher arme, jetzt wohlhabende Bauern segnen sein Andenken und mir ist es heute noch Beruhigung und Ehre, ihn treu und kräftig unterstützt zu haben.

Der Winter von 1845 auf 1846 bot uns mehr Ruhe als der vorhergehende; weil ich meine Frau durchaus schonen wollte, beschränkte ich Besuche und Einladungen auf das möglichst geringe Maß und wachte mit Sorgfalt über das teure Leben, das in seiner Blüte bedroht war.

Meine Sorge und Mühe teilte meine Schwägerin Pauline, Mathildens ältere Schwester, mit uns, welche den Winter bei uns zubrachte und uns auch später nicht mehr verließ.

Im Dezember desselben Jahres verlor ich meine teuere treue Mutter; sie starb plötzlich an einem Schlagfluß in ihrem

siebzigsten Lebensjahre und noch in ihrer vollen Kraft und Geistesfrische. Der Tod überraschte sie in Bonn am Rhein, wohin sie gereist war, um einen Augenarzt zu konsultieren.

Die tiefe Trauer und der Kummer um diesen herben Verlust gebot eine gänzliche Zurückgezogenheit während der übrigen Wintermonate.

Am 25. Mai 1846 erfuhren wir die Flucht Napoleons von Ham, dem wohl Herr Leroy den Gefallen gethan haben wird, an jenem Morgen nicht auf dem Hausflur des Gefängnisses und auf dem uns bekannten Strohstuhle zu sitzen, als Napoleon in den Kleidern des Maurermeisters Badingue entschlüpfte.

Also haben sie ihn doch springen lassen! sagte ich zu meiner Frau, als sie mir die Beschreibung der Flucht im Moniteur vorlas — und haben ihn springen lassen sechs Jahre nach seiner Einkerkerung! Gerade dieselbe Zeit haben die Minister Karls X. in Ham zugebracht. —

Was dem Grafen Polignac Recht war, mußte für Napoleon billig sein.

Im August endlich kam der lang ersehnte und doch gefürchtete Tag der Wahl heran: Graf d'Haussonville wurde mit einer imposanten Majorität wiedergewählt. Seine Freunde und Anhänger feierten den schönen Erfolg mit Bankettieren, Illuminieren und Jubilieren, so daß man geglaubt hätte, eine große Feldschlacht sei in Provins gewonnen worden.

Wir aber, die Führer der langen Wahlkampagne, wir freuten uns, daß nun eine große Last von unsern Schultern genommen war. In Gurcy wußte man den glücklichen Ausgang des Kampfes dreißig Minuten nach der Stimmenzählung im Rathause von Provins und doch hatten wir damals noch

keinen Telegraphen. Der intelligente Kutscher des Grafen hatte einfach eine Schwalbenmutter aus ihrem Neste gehoben, sie mit nach Provins genommen und sie nach der Wahl mit einem roten Bändchen am Halse wieder freigelassen; der treue Diener hatte mit seiner Frau ausgemacht, daß ein rotes Band den Sieg, ein weißes die Niederlage bedeuten sollte.

In den Präfektenreihen sagte man damals allgemein: bei jeder Wahl macht sich jeder Unterpräfekt einen erbitterten Feind und einen undankbaren Freund. — Das Sprichwort kann etwas Wahres enthalten. Der besiegte Kandidat verzeiht natürlich nicht leicht seine Niederlage, der Sieger hingegen ist stets geneigt, seinen Erfolg nur seinem Verdienste zuzuschreiben; für einen eitlen Menschen ist es unangenehm zu gestehen: ich verdanke meine Wahl den Bemühungen einiger Freunde.

Graf d'Haussonville aber strafte das böse Wort Lüge. Offen und freimütig sagte er: ich verdanke den treuen Freunden allein meine Ernennung. Besonders mir gegenüber bewies er sich voller Freundschaft und Erkenntlichkeit bis ans Ende.

Der Nachsommer von 1846 war ein prachtvoller, vom reinsten Himmel begünstigter; bis in den November hinein gab er uns sonnige Tage. Als jedoch die ersten kalten Nächte sich empfindlich machten, verschlimmerte sich der hartnäckige Husten, an welchem meine Frau schon ein Jahr lang gelitten hatte, derart, daß die Ärzte einen Winteraufenthalt in einem südlichen Klima für notwendig hielten.

So grausam es für mich war, einen ganzen Winter allein in Provins zuzubringen, mußte ich doch in der Hoffnung einer schnelleren Genesung meiner Frau mich vor dem Willen der Ärzte beugen. Ich führte also Mathilden mit ihrer Schwester nach Pau, weil man die Pyrenäen zum Winteraufent-

halt gewählt hatte, und meinen Sohn in ein Lyceum nach Paris.

Als ich allein zurückkam und mich verlassen fühlte in den leeren Räumen der Unterpräfektur, die bis jetzt so lieb bewohnt waren, erfaßte mich wieder jenes schmerzliche Heimweh, das ich in Peronne empfunden hatte, aber diesmal nicht nach dem Elsaß, sondern nach den Pyrenäen, wo ich das Einzige hingeborgen hatte, das mir das Leben lieb machte. Brauche ich dir zu sagen, lieber Leser, daß ich einen düstern traurigen Winter zugebracht habe? Der Winter war um so ernster und trauriger, da sich der politische Himmel plötzlich recht schwarz zu färben begann.

Schon lange Jahre hindurch hatten die beiden Oppositionsparteien in der Kammer, die gemäßigte monarchische und die äußerste republikanische Linke, zwei Änderungen in der Konstitution verlangt. Diese Änderungen hielten schon zehn Jahre lang unter dem Namen Parlamentsreformen die verschiedenen Ministerien in einem beständigen gehässigen Hader mit allen den Abgeordneten, die nicht gerade blind zur Fahne der doktrinären Unbeweglichkeit des Herrn Guizot geschworen hatten; und es waren viele unter ihnen, welche in andern Fragen die Regierung unterstützten und jetzt in redlicher Überzeugung, aber mit Ungestüm die Reformen begehrten. Die Republikaner hingegen machten sich aus dieser brennenden Frage einen Hebel, um die Regierung und den Thron aus Rand und Band zu heben.

Diese so heiß begehrten und so hartnäckig verweigerten Änderungen waren im Grunde sehr unwichtig; Herr Guizot gesteht es in seinen Memoiren selbst ein in dem Abschnitt, in welchem er uns erzählt, wie Herr von Morny noch vor der

Session von 1846 ihn weise und freundschaftlich auf die ihm dringend scheinende Notwendigkeit hinweist, beide Begehren zu bewilligen, damit, wie Morny sagte, dieselben nicht am Ende gewaltsam der Regierung entrungen würden.

Auf diese Bemerkung entgegnete Guizot: Sie kennen mich hinlänglich, um zu glauben, daß ich den Reformen keine große Wichtigkeit beimesse. Einige Wahlmänner mehr in den Wahlkollegien und einige Beamte weniger in der Kammer werden gewiß den Staat nicht umwerfen; aber täuschen Sie sich nicht, die Frage ist schon nicht mehr in der Kammer anhängig, sie bewegt sich außerhalb in jenem finstern, unbegrenzten leidenschaftlich hin- und herwogenden Elemente, welches die Ruhestörer und die Dummköpfe „das Volk" nennen. Wir können keine Konzessionen machen; andere müßten kommen und es versuchen, und das wäre die Auflösung der Majorität. —

In dem, was Guizot hier sagt, beweist er, wie sehr er sich getäuscht hatte. Die Frage der Reformen, so einfach und so harmlos sie im Anfang war, hatte, sobald man ihr mit jenem Eigensinn, in welchem man die Hartnäckigkeit des alternden Königs erkannte, entgegentrat, eine Gewalt über die öffentliche Meinung bekommen, welche auch die Besten mit sich fortriß. Man konnte die Zugeständnisse durch die Majorität machen lassen, ohne dieselbe deswegen zu zerstören; es wäre wieder eine Majorität entstanden, aber eine bessere, in der öffentlichen Meinung wenigstens nicht so verhaßte, wie die damalige.

Man begehrte, daß neben den Wahlmännern, die durch Entrichtung einer Grundsteuer von 125 Fr. berechtigt waren zu wählen, auch diejenigen Bürger zur Wahl zugelassen werden sollten, die nicht so viel Grundsteuer zahlten, aber eine Staats-

prüfung bestanden und dadurch den Beweis geliefert hatten, daß sie fähiger wären als einfältige Bauern, die wahren Interessen ihres Landes und die Männer, welche dieselben in der Kammer am besten fördern und verteidigen konnten, zu kennen und zu würdigen. Auf der andern Seite konnte niemand leugnen, daß die große Menge von kleinen Beamten, die in der Kammer saßen, ebenso wie die Leichtigkeit, mit welcher die Verwaltung stets versucht war, eine beschränkte Anzahl von Wahlmännern zu bestechen, die Abhängigkeit der Majorität aufs betrübteste dem Lande klar vor Augen stellte.

Die Franzosen waren durch den langen Widerstand Guizots in ihrer Eigenliebe tief gekränkt. Wie? sagten alle diejenigen, welche sich aus der Reihe der Wähler verdrängt sahen, wie? sollten wir, Professoren, Richter, Mediziner, Advokaten, Offiziere und Beamte, die wir alle ernste Studien gemacht und dem Staate alle Bürgschaft für unsere konservativen Grundsätze geben, sollen wir von der Wahl ferne bleiben, kein Wort mitzureden haben, wenn es sich um die Wahl eines Mannes handelt, der unsere Interessen vertreten soll, während der rohe unwissende Mensch dieses Recht mit 125 Fr. Grundsteuer sich erwirbt? —

So etwas erträgt der Franzose nicht, und man muß offen gestehen, es war unnötig, Jahre lang über diese Frage zu streiten und sich, wie Morny es befürchtete, erzwingen zu lassen, was recht und billig war, statt es freimütig mit Regierungsinitiative zu verleihen.

Wenn man bedenkt, daß der Widerstand Louis Philipps in dieser Angelegenheit eine lange fieberhafte Bewegung im Lande erregte und zuletzt einen allgemeinen Sturm heraufbeschwor, der den Thron und das Königtum in Frankreich hin-

wegriß, so muß man ein Ministerium bedauern, welches, blind bis ans Ende, nicht die nötige Kühnheit besaß, um den König von seinem Eigensinn abzuwenden.

Die Furcht, die künstlich mit Mühe und Opfern erkaufte Majorität zu verlieren und einer unabhängigen Kammer gegenüberzustehen, war der einzige Grund, welcher Louis Philipp bewogen hatte, so hartnäckig der öffentlichen Meinung zu trotzen.

Man fühlte in den mittleren Volksschichten allgemein, daß es in die Länge nicht gut gehen könne, wenn der König an seinem Ministerium Guizot festhalte: man veranstaltete in allen Departements öffentliche Bankette, bei welchen die Reformen sehr leidenschaftlich und stürmisch begehrt wurden; über ein Jahr, sagt Herr Guizot, hielten diese Manifestationen das Land in einer beständigen Unruhe und die Feinde der Regierung benützten jede Gelegenheit, sie zu stürzen.

Bis in die Umgebung des Thrones verbreitete sich die Aufregung und die Besorgnis um die nächste Zukunft.

So schrieb die Herzogin von Orleans in jenen Tagen an eine vertraute Dame, Frau von Harcourt, indem sie über verdiente Mißachtung der höheren Stände, über Entfremdung der Mittelklasse und Ekel und Mißmut aller klagt, die merkwürdigen Worte: Das Land bedarf einer Regeneration. —

In derselben Zeit ruft Herr von Lamartine von der Tribüne herab den Ministern zu: Prenez garde, la France s'ennuit. —

Ein Brief des Prinzen von Joinville vom 7. November 1847 an seinen Bruder Nemours (ein Brief, welcher nach der Flucht der k. Familie gefunden wurde) ist merkwürdig genug, um hier angeführt zu werden; er kennzeichnet die Lage der Regierung recht treffend:

„Ich fange an ernstlich besorgt zu sein. Minister giebt es keine mehr; ihre Verantwortlichkeit ist null und nichtig. Alles geht bis zum König hinauf; der König aber ist in einem Alter, in welchem man keine Bemerkungen mehr anhört. Er ist gewöhnt zu regieren und zeigt gerne, daß er regiert. Seine große Erfahrung, sein Mut und alle seine Eigenschaften machen, daß er der Gefahr trotzt; aber die Gefahr ist dennoch da.

Unsere Lage ist keine gute. Im Innern ist der Stand der Finanzen kein glänzender; im Äußern, wo wir einige Befriedigung der Eigenliebe hätten geben können, glänzen wir auch nicht.

Der spanische Heiratsfeldzug hat uns in einen bedauernswerten Ruf der Unehrlichkeit (mauvaise foi) gebracht; getrennt von England im Augenblick, wo sich die italienischen Verhältnisse verwickeln, haben wir keinen thätigen Anteil daran nehmen können, der unserm Lande gefallen und mit den Grundsätzen übereingestimmt hätte, welche wir nicht verleugnen können, da wir ja nur kraft ihrer da sind. Alles das ist das Werk des Königs allein.

Wir kommen vor die Kammern mit einer abscheulichen innern und mit keiner bessern äußeren Lage. In Frankreich die Finanzen zerrüttet, draußen nur die Wahl zwischen einer Abbitte an England (Palmerston) wegen der spanischen Frage und zwischen einem gemeinschaftlichen Gendarmeriedienst mit Österreich in der Schweiz und in Italien gegen unsere Prinzipien.

Alles dem König zugeschrieben, dem König allein, der unsere konstitutionellen Einrichtungen fälscht. Ich finde das alles sehr ernst." —

Ja wohl! der brave Joinville, der beste unter den noch lebenden Orleans, hatte recht; es sprach sein offen und redlich

Gemüte nur dasjenige aus, was jeder hellsehende, unabhängige Mensch fühlte und dachte. Diese Meinung teilten jedoch die verblendeten Minister und ihre Leibeigenen der Majorität nicht.

Es giebt auf der Welt nichts Blöderes und Verstockteres, als eine Partei; der einzelne mag noch so genial und aufgeklärt sein — sowie er unter der Parteidisziplin steht, stimmt er mit seiner Partei und, wenn es gilt, für ein Verbrechen. So haben die ehrlichen Girondins für den Tod des unschuldigen Königs gestimmt und dadurch den Blutmenschen die Führung der Revolution überlassen. So stimmte auch die Majorität Herrn Guizots blind und ergeben für alles was die Regierung wollte, und die große Mehrzahl der Präfekten unterhielt das Ministerium in seinem Eigensinn. Diejenigen Beamten, welche nicht in dieser Reformfrage mit der Regierung sprachen, schrieben und handelten, wurden alle als Republikaner bezeichnet.

Meine Überzeugung, die nicht die des Ministeriums war, hatte ich in mehreren Berichten offen und frei bekannt und dabei erklärt, daß die öffentliche Meinung meines Bezirkes auch in dieser Frage einmütig zu mir stehe.

Graf d'Haussonville und der Herzog von Broglie nahmen das sehr übel und tadelten mich, so radikale Gesinnungen, wie sie sagten, an den Tag zu legen; ich meinerseits beharrte auf meiner Überzeugung und konnte meine Besorgnisse für die nächste Zukunft nicht verbergen. Von dem Augenblick an behandelte man mich in Gurcy zwar noch mit aller Liebe und Freundlichkeit, aber mit jenem unangenehmen Mitgefühl, das man einem Freunde bezeugt, den man für etwas geisteskrank hält.

Doch diese politischen Sorgen, was waren sie im Vergleich mit denjenigen für die Gesundheit meiner lieben Mathilde, die sich auch unter dem südlichen Himmel nicht bessern wollte?

Der Winter war verflossen, ohne daß sie viel gelitten hatte; der Arzt von Pau, Herr Daralde, ein berühmter Spezialist für Lungenkrankheiten, gab mir die beste Hoffnung für das Frühjahr und versprach sich und mir viel von dem Gebrauch der warmen Quelle von Bonne in den Bearner Bergen. Meine brave treue Schwägerin, die ihre Schwester pflegte, wie eine Mutter ihr Kind pflegt, gab mir ebenfalls immer beruhigende Nachrichten; ich aber war sehr ängstlich und tief bekümmert. Mir schwebte stets das Beispiel meiner Schwester Louise vor, und doch ließ ich nicht alle Hoffnung sinken; ich mußte den grausamen Gedanken, mein Liebstes auf Erden verlieren zu können, weit von mir bannen, um in meiner Pflichterfüllung ausharren zu können.

Bis Ende Juli 1847 wurde ich so zwischen Furcht und Hoffnung hingehalten.

Mathilde selbst, die sich nicht so gefährlich krank fühlte als sie es wirklich war, hatte inständig gebeten, man möge ihren Sohn erst bei Beginn seiner Ferien kommen lassen, damit er seine Studien nicht unterbreche, dann aber solle ich kommen und ihr Kind mitbringen.

Die selbstlose treue Seele dachte immer mehr an andere als an sich selbst; so hat sie auch hier sich Gewalt angethan und unser Wiedersehen, auf welches sie sich so innig gefreut hatte, hinausgeschoben, damit nicht die Pflicht versäumt würde.

Ach, es sollte nicht sein, daß wir uns noch einmal umarmten in dieser Welt; ich sollte nicht den wehmütigen Trost haben, die lieben Augen noch einmal auf mir ruhen zu sehen, ehe sie sich für immer schließen würden.

Ich ward zu spät gerufen, weil Herr Dr. Daralde aus

falschen Mitgefühl stets die Gefahr leugnete und meiner Schwägerin erst den Tag vor dem Tode ihrer Schwester erklärte, er müsse seine Hoffnung aufgeben.

Ich eilte mit meinem Sohne herbei, so schnell es die damaligen Verhältnisse gestatteten (die Eisenbahn nach Bordeaux und Pau war nur stückweise vollendet). Doch wir kamen zu spät; meine Schwägerin, die allein bei der vollendeten Schwester mit starker Seele ausgeharrt und sie mit Trost und Kraft zum Überwinden versehen hatte, empfing uns vor einem schon geschlossenen Sarge.*)

---

*) Über die letzten Augenblicke meiner lieben Mathilde kann ich nicht selber schreiben; ich entnehme die folgenden Zeilen einem Briefe meines Freundes Herrn Charles Eynard (Sohn des berühmten Philhellenen gleichen Namens) an einen gemeinsamen Freund:

La Comtesse Dürckheim, arrivée fort malade à Pau, n'a jamais cessé de souffrir et de voir son mal progresser. Mais ce séjour avait été béni pour son âme. Elle logeait dans la même maison que nous, et nous avions fait une connaissance assez intime; aux Eaux Bonnes nous nous sommes fort attachés à cette âme d'élite. Souvent j'allais lire et prier avec elle; avec quelle joie elle me recevait! on peut dire qu'elle buvait les déclarations, les promesses de Dieu, comme une terre altérée boit la rosée du ciel, le soir après un jour brûlant.

L'acceuil empressé, affectueux qu'elle faisait à ceux qui lui apportaient le nom du Sauveur était un caractère remarquable de sa piété. Cependant elle ne se doutait pas de son danger et se croyait même peu malade; son mari était dans la même illusion et sa soeur n'était pas inquiète, comme elle aurait pu l'être.

Quand nous quittâmes les Eaux Bonnes, elle se faisait encore porter dehors pour respirer l'air et en jouissait, sans être frappée de la déchéance de ses forces, que trahissait pourtant ce moyen de transport.

Elle attendait son mari et son fils au milieu d'août et ne permit pas qu'on hatât leur arrivée, craignant de déranger l'un dans ses fonctions, l'autre dans ses études; son dévouement et son abnégation étaient si complets qu'elle se refusa jusqu'au dernier moment la plus grande douceur, la joie la plus vive qu'elle pût éprouver dans ce monde.

O, lieber Leser, wie kann man nach solch einem niederschmetternden Schlag noch fortleben, sein Interesse noch auf irgend etwas lenken? Du hast Mathilden nicht gekannt, von ihrem anmutigen Geist, ihrem reichen Herzen hast du keinen Begriff, du weißt nicht, daß sie das reine, hehre Geschöpf war, das, zu edel für diese Welt, hier schon ein Engel, die Erde schwebend nur berührt hat, um Gutes zu thun, alles um sich her glücklich zu machen und dann in ein besseres Leben hinüberzueilen, wo die Krone des ewigen Lebens den Auserwählten gereicht wird. Solch ein Kleinod war mir entrissen worden — und ich Unglücklicher lebte fort!

Peu après notre départ elle eut un crachement de sang qui la mit aux portes du tombeau.

Ce ne fut cependant que le 4. août, que le Dr. Daralde annonça à Mlle de Türkheim que sa soeur était perdue.

Aussitôt que je fus prévenu, je partis, pour assister cette pauvre amie, mais j'arrivai trop tard, Madame de Dürckheim était mort le 4 à 6 heures du matin.

La veille avait été une journée pleine de calme et de paix; dans la soirée elle reçut Deveria (den Maler) et avait dit à Pauline: Allons, ma bonne petite soeur, approche la table et la lampe de mon lit; quelle bonne soirée nous allons passer! cher Monsieur Deveria, vous nous direz de bonnes choses, de ces paroles qui soutiennent et restaurent. Elle dit encore beaucoup de douces et charmantes paroles, entre autres: Demain je serai tout à fait bien, Ferdinand viendra avec Edgard, et je pourrai communier avec mon cher Ferdinand. —

A trois heures du matin elle eut un étouffement, puis, se redressant tout à coup, elle s'écria trois fois: Seigneur! Seigneur! le seigneur est bon! puis retomba dans les bras de Pauline et rendit son âme à Dieu.

Cette chère Pauline, qui m'écrivait d'arriver, parcequ'elle craignait de ne pas garder sa tête, a été admirablement soutenue. Ma présence l'aurait privée de la douceur de se sentir uniquement appuyée sur Dieu; la force qu'elle a trouvée lui garantit qu'elle a sa haute retraite en lui à jamais.

St. Sauveur 15. août 1847.

Ich klammerte mich mitten in meiner Verzweiflung an jeden Faden an, der mich mit dem Leben noch verbinden konnte, und, o Gott! das schwache Herz konnte noch etwas lieben: Ich sah mein Kind an, das eine solche Mutter verloren hatte und beschloß in meinem Innern, ihm doppelte Sorgfalt zu weihen. Das war das erste Band, welches mich wieder an die äußere Welt knüpfte. Dann sah ich die guten Eltern und Geschwister wie ein heilig Vermächtnis Mathildens vor meiner Seele schweben; hatte ich nicht die Pflicht zu erfüllen, ihnen (Vater und Mutter besonders) meine männliche Fassung und meine Ergebung als Stütze und Trost zu bieten?

Das gelobte ich mir, und nachdem ich in Pau das irdische Kleid meiner geliebten Mathilde in fremde Erde versenkt hatte, eilte ich mit meinem Sohne und meiner Schwägerin ins Elsaß, um bei den guten Schwiegereltern Linderung für meinen Schmerz zu suchen. Dort mischten sich wohl unsere Thränen und Klagen; allein es wecken die Klagen die Toten nicht auf.

Im Elsaß traf ich von meinen näheren Verwandten niemand an. Meine liebe Schwester, Gräfin Sparre, besuchte ich auf ihrem Gute Wiesloch bei Heidelberg. Ich fand die treffliche Frau, umgeben von ihren drei Kindern und ihrem Gatten, an einer schweren Krankheit darniederliegen; es war ein schmerzlicher Abschiedsbesuch, wir verloren sie noch vor Ende des Sommers. Meinen Bruder Otto traf ich in Heidelberg verheiratet als glücklichen Gatten und Vater von zwei hübschen Mädchen; mein Bruder Gustav war inzwischen ebenfalls verehelicht und lebte mit seiner Frau und zwei Kindern in Florenz.

Als mein Urlaub zu Ende war, mußte ich mich von meinen Verwandten und Freunden losreißen und wieder allein nach Provins wandern. Meinen Sohn hatte ich einem guten In-

stitute in der Schweiz anvertraut. Die Trennung von dem Kinde war ein schweres Opfer, das ich ihm bringen mußte; in meiner öffentlichen Stellung hätte ich den wilden Knaben nicht beaufsichtigen können.

Daß es nun für mich in Provins wieder recht traurig war, kann man sich denken. Mit Entschlossenheit warf ich mich der Arbeit in die Arme; ihr allein habe ich es zu danken, wenn ich in jenem langen Winter von 1847 auf 1848 nicht dem Irrsinn anheimfiel.

Bei meinem Freunde Balloy brachte ich die meiste Zeit in Beaufsichtigung und Ermunterung der schon sehr weit vorgeschrittenen Arbeiten der Trockenlegung der überschwemmten Gebiete zu; schon war im Juli auf manchen Stellen prachtvolles Korn geschnitten worden und auf anderen prangte Hanf von außerordentlicher Schönheit. Diese trefflichen Erfolge hatten jedoch den trotzigen Widerstand der reichen Bauern noch nicht entwaffnet, sie standen dem nützlichen Unternehmen noch immer feindlich und störend gegenüber. Diese Barbaren der Neuzeit gönnten dem armen Manne die Wohlthat nicht, von den Gemeinden einige Morgen gutes Land gegen kleinen Pachtzins zur Benützung zu erhalten; sie wollten allein das große Gebiet mit ihren Viehherden ausnützen. Gerade weil die bisherige Benützung des Gemeindegutes den Armen ausschloß, mußte die Verwaltung mit aller Energie die Entwässerung beschleunigen.

In Gurcy bei Graf d'Haussonville hatte ich ebenfalls bis Ende Dezember eine liebenswürdige Zufluchtsstätte, denn die Familie blieb bis Ende Dezember auf dem Lande.

Mitte Januar ging ich nach Paris; sehr beunruhigt über die allgemeine Aufregung der Gemüter in meiner Umgebung,

wollte ich mir einen klaren Begriff von der politischen Lage verschaffen und zu dem Zwecke suchte ich in der Residenz Bekannte und Freunde aller politischen Richtungen auf, um ihre verschiedenen Meinungen anzuhören.

Bei den Deputierten der Majorität und im Ministerium des Innern fand ich eine Sicherheit und eine Widerstandsfreude, die mich entsetzten; auf der Seite der monarchischen Opposition, die nur Reformen aber keinen Umsturz wollte, eine große Angriffswut gegen das Ministerium und eine sonderbare Freude, sich mit der republikanischen Partei verbündet zu haben, um in gemeinschaftlichem Ansturme das Ministerium zu stürzen. Bei den Männern der republikanischen Opposition hingegen war die Zuversicht auf eine baldige und radikale Revolution unverhüllt; sie sprachen von dem Sturz des Königtums, wie von einer ganz natürlichen Folge der Politik der vergangenen Jahre und wunderten sich, daß die Herren der gemäßigten Partei blindlings mit ihnen der Katastrophe zuschreiten konnten.

E. Quinet sagte mir damals: Je m'éffraie moi-même de l'audace du parti républicain, mais la fatalité pousse les uns et les autres vers un dénouement imminent.

Lamartine, den ich unter dem Vorwand besuchte, ihm einige seiner Gedichte, die ich neuerdings ins Deutsche übertragen hatte, mitzuteilen, sagte beinahe erschrocken: Wie? Sie finden Muße zu schreiben und zu dichten, mitten im politischen Sturmgewühl? Ich beneide Sie um dieses Glück, das mir schon lange versagt ist. Aber hüten Sie sich wohl, irgend jemanden zu gestehen, daß Sie mich besucht haben und sich mit mir beschäftigen; ich bin in offener Fehde mit Ihrer Regierung. Wir gehen mit raschen Schritten einer Umwandlung entgegen. —

Ich war erstaunt und grausam enttäuscht. Vor mir stand nicht mehr der Dichterfürst mit dem ruhigen, heiteren Blick, der hohen lorbeergekrönten Stirne, der mich vor zwei Jahren so tief bewegt hatte; politische Leidenschaft, Ehrgeiz, innere Unruhe entstellten die schönen Züge. Seine äußere Erscheinung machte den Eindruck einer auf Irrwegen wandelnden Größe.

Pindar, in die Toga des Demosthenes gehüllt, hielt die goldene Harfe noch in der Hand, entlockte ihr noch von Zeit zu Zeit auf der Volkstribüne wundersame Töne, welchen sogar die Böotier der Kammer ergriffen lauschten. Er stimmte sie noch einmal, diese Harfe, für jene mächtigen Klänge, mit welchen er, ein neuer Orpheus, das Ungeheuer Anarchie auf dem Marsfelde zu seinen Füßen legen sollte. Dann verstummte für immer die harmonische Harfe; ihre Akkorde hatten wilde Tiere gerührt, aber die Steine des Materialismus rührten sie nicht.*)

Meinen Fragen über die nächsten Zukunft wich er sorgsam aus, doch ich entnahm aus dem, was er nicht sagen wollte, dasjenige, was er wünschte und hoffte; ich glaube wohl, der alte Legitimist und Feind der Orleans wartete auf die Republik, um an ihrer Spitze endlich eine hervorragende Rolle zu spielen. Sein Benehmen gegen mich, obgleich ungemein freundlich, war nicht so unbefangen und so freimütig als bei meinem ersten Besuche.

Die Oppositionsblätter, namentlich der National, unter

---

*) Der Leser wird sich des merkwürdigen Tages erinnern, an welchem Lamartine auf dem Marsfelde die rote Fahne, die eine wütende Pöbelhorde ihm aufdringen wollte, zu Boden riß und die Trikolore mit den Worten emporhob: die rote Fahne hat dieses Marsfeld im Jahre 1792 im Blut und im Kot durchwandert, die Trikolore aber hat die Welt im Siege durchflogen. — An jenem Tage rettete Lamartine die französische Gesellschaft durch den Zauber seiner Sprache.

der Leitung Armand Marrasts, veröffentlichten täglich die leidenschaftlichsten Aufhetzungen; es war von nichts die Rede als von Anklage der Minister, Einführung des allgemeinen Stimmrechts und Anwendung der Gewalt, wenn die Regierung nicht nachgeben würde. Diese Preßausschreitungen ließ man ruhig gewähren. Statt Gebrauch von den schützenden Gesetzen zu machen, welche man zur Verfügung hatte, und überhaupt Vorsichtsmaßregeln gegen die herannahende Gefahr zu treffen, glaubte die Regierung durch Reden und Streiten über doktrinäre Theorien und politische Grundsätze eine Revolution zu beschwören.

In den mittleren Volksschichten, bei den Boutiquiers von Paris und den besseren Arbeiterklassen, bemerkte man den Drang zu protestieren und opponieren; das Wort Reform war auf allen Lippen und wurde wie eine Parole überall gebraucht.

Graf d'Haussonville und seine politischen Freunde waren noch voll Zuversicht. Ich für meinen Teil hatte in Paris genug gesehen und gehört; ich kehrte nach Provins zurück, verkaufte im stillen und unter dem Vorwand eines längeren Urlaubs Equipagen und einen großen Teil meines Mobiliars und richtete mein Haus so klein als möglich ein, um zur schleunigen Abfahrt bereit zu sein.

Den 20. Februar wurde ich nach Paris beschieden, um dem Bureau der öffentlichen Arbeiten im Ministerium des Innern mündliche Erläuterungen über die Trockenlegung der Seineufer abzugeben. Als ich gegen neun Uhr Morgens im Kabinett des Sektionschefs erschien, erklärte mir der gute alte Herr, er glaube nicht, daß wir heute eine Sitzung halten könnten; die beiden Ingenieure und die sachkundigen Experten, die er bestellt habe, würden wohl nicht erscheinen, weil in Paris alles durch

die Geschichte des großen Bankettes in Spannung und Aufregung geraten sei. Il sont tous en l'air à cause de ce maudit banquet, sagte der ruhige Bureaukrat und erzählte mir, daß heute ein Monstrebankett im Chateaurouge hätte stattfinden sollen, welches jedoch der Minister des Innern, Duchatel, polizeilich verboten habe, sich auf Gesetze stützend, welche der Regierung das Recht verleihen, öffentliche Versammlungen zu verhindern, wenn dieselben die allgemeine Ruhe und Sicherheit gefährden. Ich hoffe, sagte mein alter Freund, die Regierung wird jetzt an dem Verbote festhalten. —

Es war elf Uhr, als ich auf dem Boulevard de la Madeleine frühstückte. Von dem Zeitungstische des Restaurants nahm ich ein Plakat, worauf die Zeitung „La Reforme" ihren Abonnenten mitteilte, ihre Geldmittel seien erschöpft und die Proklamation der Republik sei bis zum Tode Louis Philipps verschoben; deshalb wolle sie nur noch bis zum Tage des großen Bankettes erscheinen, um mitten im Triumphe der Demokratie unterzugehen.

Ein anderes Journal, der „National", sagte: Jetzt handelt es sich nur darum, dem Lande begreiflich zu machen, daß die Minorität der Kammer ermächtigt ist, es zu retten und daß nun das Land selbst seine Rettung vollführen muß.

Den Aufruf an die rohe Gewalt konnte man nicht offener predigen. Ich nahm einen Wagen und fuhr die Boulevards entlang bis zum Faubourg St. Denis, dann durch das Faubourg St. Honoré zurück nach dem Palais Royal. Auf den Boulevards war die Volksmenge ungemein stark und man bemerkte an ihren lauten animierten Reden und an den leidenschaftlichen Gebärden, daß ihr Pulsschlag über hundert in der Sekunde gehen mußte. In den Faubourgs sah ich zahlreiche

Gruppen von feiernden Arbeitern und Blusenmännern, die Arm in Arm die Straße hinschlenderten, die Marseillaise oder „Mourir pour la patrie!“ brüllend.

Abends um sechs Uhr war ich bei d'Haussonville zu Tische geladen; niemand war zugegen als der alte Herzog von Broglie, die Gräfin, der Graf und ich.

Graf d'Haussonville erzählte mit großer Genugthuung folgende unglaubliche Tagesnachricht:

Die Regierung und die beiden Oppositionen seien miteinander übereingekommen, die Frage, ob der Regierung gesetzlich das Recht zustehe, das Bankett zu verbieten oder nicht, vor die Gerichte zu bringen, damit durch einen Ausspruch des Kassationshofs von Paris die Opposition in ihrem Widerstand besiegt werden könne, ohne daß man die politischen Leidenschaften aufs äußerste steigere. Zu dem Zwecke wurde folgendes sonderbare Experiment von der Regierung vorgeschlagen und von der Opposition angenommen. Das Bankett wurde auf den 22. verschoben; das Verbot hielt die Regierung aufrecht, sie versprach jedoch, nur im letzten Augenblick, nicht polizeilich, aber gerichtlich einzuschreiten, das heißt die Deputierten und ihre Begleiter ruhig in die Lokalität des Banketts einziehen und dann durch einen Friedensrichter das Vergehen konstatieren und das Verbot bestätigen zu lassen.

Gegen diesen Beschluß würde dann die Opposition an den Kassationshof appellieren; sie verpflichtete sich indessen, durch eine Kommission alle Vorsichtsmaßregeln ergreifen zu lassen, damit diese sogenannte friedliche Probedemonstration zu keinen Ausschreitungen führe und die Frage in aller Ruhe entschieden werden könne. Die Herren Duvergier de Hauranne, Leon de Malleville, Berger, Vitet und de Morny waren die Mitglieder

dieser Kommission, die ihre Ehre für die Aufrechthaltung der Ruhe und die Erfüllung des vorgeschriebenen Progamms einsetzte. —

Als Graf d'Haussonville mit seiner Erzählung fertig war, schüttelte der Herzog von Broglie bedenklich den Kopf und sagte: C'est très bien, mais les républicains resteront-ils aussi paisibles que la commission l'espère? —

Mon cher beau-père, antwortete der Graf, pour cela les mesures sont prises; 31 000 bons soldats rétabliront l'ordre s'il vient à être troublé. — Der Herzog schwieg und nickte zustimmend mit dem Kopf.

Die Gräfin verteidigte die Ansicht des Ministeriums mit vieler Wärme und sprach ihre Bewunderung aus über die noch nie dagewesene Liberalität und Mäßigung des Ministeriums; es war die würdige Urenkelin Neckers und Enkelin der Frau von Staël, die ich reden hörte.

Endlich fragte mich der Herzog von Broglie, was ich von der ganzen Sache denke. Ich antwortete, mein Urteil könne wohl parteiisch scheinen, weil ich ja so ein berüchtiger Republikaner sei, doch müsse ich trotzdem offenherzig bekennen, daß ich das Übereinkommen mit der Opposition von Seiten der Regierung nicht begreife. Sie käme mir in der ganzen Sache vor wie ein reicher Hausherr, welchem das Haus schon über dem Kopf brenne und der seinen Verwalter bitten läßt, ihm zu melden, ob er das Recht besitze, das Feuer zu löschen oder nicht. Übrigens scheine es mir grundsätzlich falsch und sogar unkonstitutionell, die Exekutivgewalt unter Vormundschaft der Gerichte zu stellen, weil die Konstitution beide Gewalten sorgsam getrennt habe.

Es wurde noch viel über den Gegenstand hin und her

gesprochen; der Graf beharrte auf seinem doktrinären Standpunkt, der Herzog zeigte sich sehr ernst und bekümmert.

Als ich spät in der Nacht von der liebenswürdigen Familie d'Haussonville Abschied genommen hatte, dachte ich wohl, daß wir sehr bedenklichen Zeiten entgegengingen, doch nicht, daß in fünf Tagen schon ein Thron in Trümmern liegen und wir uns unter der Republik wiedersehen würden.

Den folgenden Morgen, den 21. Februar, eilte ich nach Provins zurück und fand meine politischen Freunde in der peinlichsten Unruhe. Alles wartete auf eine Entscheidung; denn man fühlte, daß bei diesen doktrinären Verhandlungen in der Kammer die Monarchie auf dem Spiele stand.

Was sich zwischen dem 20. Februar und 1. März 1848 in Paris zugetragen, ist zu bekannt, als daß ich mich hier in eine lange Beschreibung jener verhängnisvollen Tage einzulassen hätte.

Es sei mir nur gestattet, kurz zu berichten, wie friedlich, obgleich besorgt, die Provinz den Verhandlungen zuhörte, wie ruhig sie sich während der Pariser Straßenkämpfe verhielt, bis endlich drei Monate später ihr Unmut und ihre Entrüstung über die unerträgliche Tyrannei der Hauptstadt losbrach.

Am 22. Februar erfuhren wir, wie das Experiment der Regierung mit dem Verbot des Bankettes sich erprobt hatte. Nachdem das friedliche, aber kindisch lächerliche Übereinkommen mit den beiden Oppositionen zu Protokoll gebracht worden*) war und feierlich alle Bedingungen der gefährlichen

*) Es ist gut, daß diese Protokolle aufbewahrt worden sind, denn ohne sie würde die Nachwelt an die Möglichkeit der Verirrung des Ministeriums Guizot-Duchatel nicht glauben.

In seinen Memoiren erklärt Herr Guizot den Vorfall mit den naiven Worten: Il y avait là une question de légalité, que, ni les débats de

Feuerprobe von beiden Seiten festzustehen schienen, verkündete plötzlich das Komité des National ein vollständiges Programm der sensationellen Inscenierung der ganzen Geschichte. Das Komité forderte alle guten Bürger auf, sich dem Festzuge, der von dem Boulevard de la Madeleine abgehen sollte, anzuschließen. Die Nationalgarde in Uniform sollte, auf beiden Seiten Spalier bildend, die Herren Deputierten, Pairs, Generale, die höheren Offiziere und Behörden und endlich die Studenten und Schüler der polytechnischen Schule zwischen ihren Reihen aufnehmen und so in einer geordneten Kolonne dem Chateaurouge zuschreiten. Die größte Ruhe und Stillschweigen wurden anempfohlen, damit diese große Manifestation in würdiger Weise statthaben könne. So wurde die Angelegenheit auf die Straße gebracht und den Volksmassen das Signal zu rohen Manifestationen gegeben.

Als die beiden Oppositionen dieses Programm gelesen hatten, erkannten sie endlich, daß nicht sie, sondern die extreme Umsturzpartei jetzt das Heft in Händen hatte, und, vor den Folgen ihres Irrtums zurückschreckend, erklärten sie öffentlich, daß sie auf das Bankett verzichteten. Die Regierung hatte für den 20. Februar eine mächtige Truppenentfaltung auf allen

---

la tribune, ni les actes de l'administration, ne pouvaient juger; il était urgent de faire vider cette question par les tribunaux, car les républicains ardents pressaient les démarches et les événements.

Und wen ruft Herr Guizot als Bürge der Unfehlbarkeit dieser seiner vorgefaßten Meinung an? Den heftigsten Widersacher der Regierung in dieser Legalitätsfrage, den Oppositionsmann Herrn Duvergier de Hauranne.

Monsieur Duvergier de Hauranne, sagt er, l'avait lui-même reconnu en disant: il s'agit là d'un subterfuge (eine Ausflucht, ein Vorwand) dont les tribunaux ne peuvent manquer de faire justice. Also hofft die Opposition das Ministerium durch die Gerichte zu schlagen, und die Regierung läßt sich das gefallen!

strategischen Punkten verordnet; sobald sie jedoch den Entschluß der Opposition erfuhr, gab sie Gegenbefehl, und die Militär-demonstration unterblieb, als hätte man nur mit den Schwätzern der Kammer zu rechnen. Doch die Partei der Unordnung und der Gewalt fuhr fort, die Volksmassen aufzuwiegeln. Schon den 22. waren Barrikaden errichtet und von den Truppen zerstört worden, den 23. wurde die Bewegung viel stärker. Die Faubourgs ließen ihre frechen Banden auf Paris los; die Nationalgarde mit und ohne Waffen drängte sich überall zwischen das Volk der Barrikaden und die Truppen mit dem Rufe: es lebe die Reform!

In der Kammer steigerte sich der Groll gegen Guizot dermaßen, daß man lächerlicher Weise vorschlug, ihn und sein Ministerium als Volksverräter und Reaktionäre in den Anklagezustand zu versetzen. Während die Minister alle vollauf zu thun gehabt hätten, ernste Verteidigungsmaßregeln gegen die Insurrektion zu ergreifen, hielt sie diese ohnmächtige Kammer zwei Tage mit leerem Geschwätze hin.

In den Tuilerien war die königliche Familie so bestürzt, daß die Königin in leidenschaftlicher Erregung die Entfernung Guizots begehrte, indem sie sagte: Ich schätze Herrn Guizot zu hoch, um ihm nicht selbst zu sagen, daß sein Rücktritt notwendig ist. Als Herr Guizot dies erfuhr, schlug er sogleich dem Könige die Entlassung des Kabinetts vor.

Der König, der nicht ohne persönlichen Mut war — denn er hatte sich bei mehreren Gelegenheiten sehr entschlossen gezeigt — war mut- und ratlos geworden, seitdem er gehört hatte, daß die Nationalgarde ihn verlasse. Sein Entschluß, Guizot zu entlassen, war bei den ersten Straßendemonstrationen

schon gefaßt gewesen. Nicht ohne Interesse ist es, von Guizot selbst zu hören, wie die Entlassungskomödie gespielt wurde.

„Wir traten, sagt Guizot, den 22. Februar um halb zwei Uhr in das Kabinett des Königs; die Königin, die Herzoge von Nemours und Montpensier waren zugegen. Der König beschrieb die Lage, hob die Gefahr derselben hervor, sprach viel von seinem Kummer, sich von dem Kabinett trennen zu müssen und fügte hinzu: lieber möchte ich abdanken.

Das kannst du nicht sagen, mein Lieber, fiel die Königin ein, du gehörst Frankreich an und nicht dir selbst.

Das ist wahr, erwiderte Louis Philipp, ich bin unglücklicher als die Minister, ich kann meine Entlassung nicht einreichen.

Ich (Guizot) sagte darauf: Majestät! dem Könige allein gehört der Entschluß; das Kabinett ist bereit, den Thron und die konservative Politik, welche die unsrige ist, bis an Ende zu verteidigen oder sich ohne Klage dem Willen Ew. Majestät zu unterwerfen, wenn hochdieselbe für gut findet, andere Kräfte zur Bildung eines neuen Kabinetts zu berufen. Wir täuschen uns nicht, Sire; eine solche Frage ist entschieden, sobald sie unter so ernsten Verhältnissen aufgestellt wird. Mehr als je braucht das Ministerium die volle Zustimmung des Thrones; sobald es im Publikum bekannt würde (und das wäre ja unvermeidlich), daß der König unentschieden schwankt, sobald wäre auch der moralische Einfluß der Minister dahin und sie wären ohnmächtig, ihre Pflicht zu erfüllen.

Darauf ließ der König jede Redezierde fallen, sprach noch mehreremale von seinem unendlichen Bedauern, sich von seinen Ministern trennen zu müssen und umarmte uns unter Thränen.

Die Königin sagte: Sie werden stets die Freunde des Königs bleiben und ihn unterstützen.

Die Prinzen fügten einige Worte ähnlichen Sinnes hinzu und wir verließen die Tuilerien.“ —

An sich selbst war dieser Entschluß des Königs, vor den Drohungen der Revolution sein Ministerium zu entlassen, ein großer politischer Fehler; er führte direkt zur zweiten Konzession, zur Entsagung des Throns, und ein paar Tage später zur schmachvollsten Flucht, die man sich denken kann.

Die Art aber, wie Louis Philipp sich der Minister entledigte, ist so unköniglich, daß, wenn nicht der redliche Guizot selbst die Schilderung davon hinterlassen hätte, man glauben würde, sie sei eine böse Parodie des Bürgerkönigtums vor seinem Falle.

Man weiß, wie den 22. Februar abends um 9 Uhr die volle Insurrektion ausbrach. Auf einen Schuß, von dem noch heute unentschieden bleibt, ob er von den Insurgenten oder von dem Posten des Ministeriums des Äußeren abgegeben wurde, wo eine bewaffnete Bande ihre herausfordernden Demonstrationen machte, ließ der Offizier des Wachtpostens auf die gedrungene Masse feuern. Zwanzig Tote und Verwundete fielen. Ein bereitstehender Karren nahm die Toten auf und nun wurden die blutigen Körper mit Wut- und Rachegeschrei über die Boulevards und durch die Hauptstraßen geführt und die ganze Nacht hindurch die Volksmassen mit diesem schauerlichen Leichenzuge auf den höchsten Gipfel der Rachewut getrieben. Den 24. abends war das bewaffnete Volk Herr von Paris, denn der Widerstand der Truppen wurde durch die Nationalgarde überall teils gehemmt, teils vereitelt.

General Bugeaud hatte zwar das Kommando übernom-

men und den vollkommenen Erfolg verheißen, wenn man ihm freie Hand lassen wolle. Graf Molé hatte kaum ein Ministerium Odillon-Barrot-Thiers zu stande gebracht, als der König dem Thron zu Gunsten des Grafen von Paris entsagte und Befehl erteilte, den Kampf in den Straßen aufzugeben. Den 24. abends floh der Bürgerkönig in einem Fiaker*), und die undankbare Bourgeoisie wünschte ihm einfach bon voyage und brüllte fort: Vive la réforme. Die politische Clique des National, Armand Marrast, Ledru Rollin, Marie, Garnier Pagès rc., escamotierte die Regierung und verteilte schnell alle Ämter an ihre Kreaturen.

Das Königtum von 1830 mußte so kläglich enden, weil es auf keinem Prinzip beruhte; von 221 Abgeordneten zum Könige erwählt, hatte Louis Philipp nur die ephemäre Stütze der selbstsüchtigen Mittelklasse; sobald diese ihm den Rücken kehrte, gab er den Thron auf. Man hat gesagt, Louis Philipp habe Frankreich 18 Jahre Ruhe und Friede gegeben. Ja, das ist richtig, aber um welchen Preis? Um den Preis der Vernichtung aller Autorität und der moralischen Versumpfung. Übrigens 15, 18, 20 Jahre höchstens dauern in diesem Jahrhunderte die Regierungsformen in Frankreich, und weil man während dieser verschiedenen Galgenfristen nicht gemordet und guillotiniert wird, preist man jede Regierung, welche es probiert über die Tobsucht der Anarchie und der Kommune einige Zeit Herr zu sein; das heißt man dann: prospérité inouie. Ja, eine Prosperität, die stets mit einer Katastrophe endet! —

Bald, nachdem die beiden Citadinen, in welchen der König

*) Karl X. war nicht in einem Fiaker davon gefahren; er zog sich nobel zurück, umgeben von seiner Garde.

in der Richtung nach St. Cloud geflohen, außer Sicht waren, bewegte sich ein anderer Zug durch den Tuileriengarten und über die Concordiabrücke dem Palais Bourbon zu, wo die Abgeordneten tagten. Es war das einfache aber rührende Ehrengeleite des minorennen Königs: der Graf von Paris an der Hand seiner edeln Mutter, welcher Herr Dupin den Arm geboten hatte, während der Herzog von Nemours, den kleinen Herzog von Chartres führend, ihr zur Seite ging. Die brave Fürstin wollte den Deputierten ihren Sohn als ihren König zeigen und Nemours begleitete seinen Neffen und seine Schwägerin mit dem ehrlichen Entschluß, den ersteren zum Könige, die letztere als Regentin proklamieren zu lassen.

Wie der Versuch der Herzogin von Orleans an dem vorgefaßten Entschlusse der Parteien und an der Volkswut scheiterte, weiß man; doch sind folgende Einzelheiten, glaube ich, weniger bekannt. Die Versammlung, von der eingedrungenen Volksmenge übertäubt und in die größte Verwirrung geraten, stob auseinander. Der Präsident, Herr Sauzet, verschwand unter der Tribüne und die arme Herzogin, von ihren Söhnen getrennt, von der drängenden Menge geschoben und bis an die Thüre des Vorsaales (salle des pas perdus) halb ohnmächtig geschleift, schrie beständig nach ihren Kindern, sie mit Namen rufend, und in der größten Verzweiflung die Hände ringend. Endlich sprangen ihr einige Abgeordnete behilflich zu, entrissen sie mit Gewalt dem gefährlichen Orte und ließen sie durch ein offenes Fenster von Arm zu Arm in den Garten der Präsidentschaft gleiten.

Der Graf von Paris wurde zu Boden geworfen und von einem Blusenmann derart in die Arme gepreßt, daß der kleine Prinz beinahe erstickt worden wäre, wenn nicht ein wackerer

Nationalgardist entrüstet dem rohen Menschen das ächzende Kind entrissen und es bald nachher seiner geängstigten Mutter gebracht hätte. Ebenso erging es ungefähr dem Herzog von Chartres, dem zweiten Söhnchen der Herzogin, der, von einem Huissier der Kammer gerettet, erst spät abends seiner Mutter wiedergegeben wurde.

Dem Herzog von Nemours wird die Geschichte seine Familientreue billig als Beweis eines uneigennützigen, edlen Charakters anrechnen müssen; nur ist zu bedauern, daß sie nicht rühmen kann, wie Nemours an der Spitze der Truppen den Thron zu verteidigen suchte, statt in der zaghaften Stunde dem alten Vater die Feder in die Hand zu drücken, die den verhängnisvollen Entsagungsakt unterzeichnete.

Der biedere Herr Guizot, dessen uneigennütziger Charakter und wahre aufrichtige Liebe zu seinem Vaterlande und dessen Hingebung für das konstitutionelle Königtum alle seine Fehler und politischen Sünden aufwiegen, ist gefallen durch seine übertriebene Vergötterung des Parlamentarismus und durch seine theoretische Ehrfurcht vor der Gesetzlichkeit. „La légalité l'a tué“, kann man sagen.

Als Philosoph und Geschichtsforscher steht er einzig da, noch über Cousin und Villemain und seinem Freunde Mignet.*) Die Rednergabe Guizots war mächtig. Sie hat ihn, den Gelehrten, den weisen Dozenten der Sorbonne, verführt, auf die politische Bühne zu treten, von welcher er hätte fern bleiben sollen; denn es fehlte ihm, um Staatsmann zu sein, der scharfe klare Blick in die Zukunft und das praktische Ermessen der Gegenwart.

---

*) Goethe sagte zu Eckermann: Guizot halte er für den hervorragendsten.

Rossini sagte von Richard Wagner, als er in der Oper in Paris dem verunglückten Versuche, den Tannhäuser dort einzuführen, beiwohnte: Quel malheur pour cet homme qu'il sache la musique! So könnte man von Guizot sagen: Quel malheur pour cet homme d'avoir su si bien parler! —

Doch Guizot hat sein Leben würdig als Christ beschlossen; er hat eine richtige Pause zwischen das politische, lärmende Treiben und die ewige Stille gesetzt. In seiner Einsamkeit des Val-Richer in der Normandie habe ich ihn noch im Jahre 1852 besucht und mich an seiner Einfachheit und Ergebung gefreut und erbaut; er schrieb damals an seiner Geschichte Frankreichs zur Belehrung seiner Enkel.

In Provins wurde von der Bevölkerung der Sturz des Königtums zwar sehr bedauert, aber noch mehr die Republik gefürchtet und gehaßt. Als sie proklamiert wurde und die provisorische Regierung eingesetzt war, sagten die guten Leute: Jetzt haben wir zehn Könige statt Einen und viel mehr Steuern werden wir zahlen müssen. Sie hatten nicht unrecht; denn kaum saßen die neuen Gewalten auf den curulischen Sitzen, als sie schon eine außerordentliche Auflage von 48 Cent. auf die vier Steuern schlugen und dadurch ihren ganzen Kredit bei dem Landvolke verloren. Diese ungeschickte Maßregel brach der Republik den Hals und bereitete dem zweiten Kaisertume eine gute Aufnahme vor.

Ich für meinen Teil nahm die politische Duperie dieses Regierungswechsels mit kaltem Blute und kühler Seele hin; es hatte mir der Himmel kürzlich ein anderes Leid beschieden, das mich für politische Schmerzen ungeheuer gleichgiltig machte.

Die Bürgerschaft von Provins und die Bürgermeister des Bezirkes überreichten mir eine Bittschrift, in welcher sie mich

beschworen, nicht wegzugehen, bis ich durch einen ordentlichen Beamten ersetzt sein würde; das konnte ich umsomehr und desto besser versprechen, als ich mir vorgenommen hatte, nicht zu demissionieren, sondern die Regierung zu zwingen, mich förmlich abzusetzen. Ich wollte sehen, wie die Republik gute Dienste anerkennt.

Ich erledigte die dringenden Geschäfte und besonders die Angelegenheit der Seineniederungen und brachte überhaupt alles was ich begonnen hatte, so viel mir immer möglich war, in fließenden Gang.

Mein Herr Präfekt war ohne Spur verschwunden. Sein provisorischer Nachfolger war ein Artillerie-Hauptmann, Herr Oskar Lafayette, Neffe des berühmten Generals, ein braver junger Herr, dessen Namen die Regierung benützte, um einen republikanischen Kommissär für Seine und Marne zu gewinnen.

Diesem Herrn hatte ich das Schreiben der Bürger von Provins mitgeteilt mit der Bitte, mich baldigst durch eine regelmäßige Absetzung von meinem Gefälligkeitsposten ablösen zu wollen.

Den 29. Februar fuhr ich nach Paris, um mich nach den mir befreundeten Familien zu erkundigen und mir den Schauplatz der Revolution und der Straßenkämpfe zu betrachten. Alle Familien waren abgereist, d'Haussonvilles nach Gurcy. Paris hatte ein düsteres, schauerliches Aussehen. In vielen Straßen waren noch halbzerstörte Barrikaden, teilweise aufgerissenes Pflaster und zahlreiche Blutspuren zu sehen; alle Gewölbe außer den Weinschenken, Spezereihandlungen, Tabaktrafiks u. s. w. waren geschlossen, keine eleganten Leute, keine schönen Equipagen ließen sich erblicken; nur Scharen von Blusenmännern und von jenen echten Strolchen, wie Paris allein sie

in revolutionären Tagen aus seinen Schmutzwinkeln strömen läßt, durchzogen, patriotische Lieder brüllend und „à bas les aristos“ schreiend, die Boulevards und die bewohnten Straßen.

In dem Hofe der Tuilerien lungerten tausende von Lumpen beider Geschlechter, wie Zigeuner im Walde ihre Speisen an großen Feuern kochend; an den offenen Fenstern des ungeheuren Gebäudes war ich nicht wenig erstaunt, eine Menge Köpfe mit weißen Mützen zu erblicken, wie man solche an Frühlingstagen an den Fenstern der großen Hospitäler sieht.

Ich fragte einen anständig gekleideten Herrn, was das bedeute. Es sind Leute, sagte er mir, welche seit acht Tagen Besitz von dem Palais genommen haben, in den Salons schlafen und hausen, und man bringt sie nicht ohne Gewalt heraus; gehen Sie nur hinauf, es ist sehenswert, wie dieses Gesindel sich eingerichtet hat. —

Ich folgte seinem Rat und schritt dem großen Portale unter dem sogenannten Pavillon de l'horloge zu; da sah ich eine Menge neugieriger Spaziergänger wie ich, welche die große Treppe hinaufstiegen, als gingen sie ein Museum zu besichtigen. In dem ersten großen Salon beim Eingang sah ich über dreihundert Proletarier auf den Sofas, Fauteuils, Stühlen und auf den Teppichen des Fußbodens liegen; andere rauchten und spielten Karten, noch andere kochten ihre Suppe auf den Estrichen der großen Kamine, in welchen ungeheure Feuer brannten. Längs den Wänden des Saales waren Matratzen, Strohsäcke oder auch bloßes Stroh ausgebreitet, worauf ganze Familien sich häuslich eingerichtet hatten.

Die allergräßlichste Unreinlichkeit herrschte überall, ein Geruch, gemischt von Tabakrauch, Speisen aller Art und Miasmen der unreinsten Orte verpestete die Luft.

Im Thronsaal und im Marschallsaal bot sich mir dasselbe Schauspiel dar, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Menge viel zahlreicher war.

In beiden Sälen vermißte ich die mir bekannten Gemälde, im ersten das schöne Bild des ersten Kaisers von Gros, im zweiten Saale die Bilder der zwölf Marschälle Napoleons. Die Wände waren nackt und von Rauch geschwärzt, ebenso die Plafonds. Die großen Spiegel und die Kunstgegenstände waren verschwunden.

Nun suchte ich die kleinen Appartements der Königin auf, die nach dem Tuileriengarten hinsehen. Da fand ich in jedem Zimmer eine oder zwei Haushaltungen vollkommen installiert und mit häuslichen Arbeiten beschäftigt. Im Salon, wo der König mir und dem Fürsten Wallerstein so angenehm begegnet war, saßen eine Menge Weiber der liederlichsten Art, halb angekleidet; die einen stritten sich, die andern schliefen oder spielten Domino und Karten.

In einem kleinen Ankleidezimmer der Königin kauerte auf dem Sofa ein altes Mütterchen, das einzige Geschöpf, das mir in diesen Räumen nicht schauerlich, widerwärtig vorgekommen war. Ich betrachtete sie mit mitleidiger Neugierde und die Alte sagte mit wirrem Blick und hastigen Gebärden: Herr, wie wenig Ordnung hier herrscht! wir, meine Tochter und ich, sind schon drei Tage hier, in der Hoffnung, es werde einmal ruhig werden. Aber ich glaube, es wird so fortgehen; jede Nacht bin ich von den Trunkenbolden drei- oder viermal geweckt worden; sie haben uns schon einmal die Thüre eingerannt. Wir sind doch ordentliche Leute, die gehofft haben, hier in dem neuen Volksspital ein leidlich Unterkommen zu finden. —

Während die Alte noch so plauderte, stürzte ein hübsches

Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren herein und schrie angstvoll ihrer Mutter zu: Maman, partons! partons! c'est un repaire de forçats ici; je viens d'être insultée grossièrement! —

Ich ging weiter, voll Mitleid für die beiden,*) die hier ein stilles Obdach gesucht hatten, und dachte bei mir selbst: wahrlich, wer in diesen Räumen stille Ruhe sucht, der muß von Sinnen sein.

Als ich wieder die Treppe hinunter und in den Hofraum trat, sah ich im Hof einen ungeheuren Haufen zertrümmertes Porzellan, Glas und Spiegelglas liegen; in der Masse mit dem Stock wühlend, erkannte ich die feinste Porzellanmalerei von Sèvres: ich hatte zertrümmerte Schätze und Meisterwerke der Kunst vor mir.

Der Tuileriengarten, sonst so elegant und schön gehalten, war jetzt vernachlässigt und durch Unrat verunstaltet.

In den elyseeischen Feldern war ich sehr erstaunt, einige Hofequipagen von Louis Philipp zu sehen; man sagte mir, die Damen der provisorischen Regierung promenierten täglich ihre Sippen in diesen Galawägen.

Sie schrieen, sagte man, zu den Wagenfenstern heraus dem Publikum im Pariser gemeinen Jargon zu: „C'est nous qui sont les princesses maintenant!" — O tempora!

Vor Betrübnis und Ärger über die Barbaren der Hauptstadt der Welt (wie die Pariser Paris damals nannten) verließ ich gleich den folgenden Tag dieses Raubnest, wo die

*) Die unglücklichen Leute hatten sagen hören: die Republik werde die Tuilerien in ein Spital verwandeln, und sogleich kamen hunderte und aberhunderte, die ersten Plätze einzunehmen. Im Mai mußte man mit Gewalt den armen Mann hinaustreiben, der geglaubt hatte, die Revolution sei diesmal für ihn gemacht worden.

Räuber die Soldaten der Revolution sind und wo man eine Regierung eskamotiert, wie die Diebe eine goldene Dose subtilisieren.

In Provins fand ich die wohlthuendste Ruhe und bei dem gesamten Volke und in allen Berufsklassen die Überzeugung, die Republik sei unmöglich.

Ich machte noch bei Veranlassung der Rekrutierung die Rundreise durch den Bezirk und fungierte in meiner alten königlichen Uniform, als wäre keine Veränderung vorgefallen.

In Gurcy fand ich meinen Freund d'Haussonville sehr niedergeschlagen. Die Revolution hatte ihn vollkommen überrascht; er hatte zu sehr an die Unfehlbarkeit Guizots und seiner Doktrine geglaubt. Er war mutlos, deprimiert und zweifelte an der Möglichkeit, jemals eine Autorität in Frankreich wieder hergestellt zu sehen.

Er wollte an seinem Lande, an der Zukunft verzweifeln. Ich blieb zwei Tage bei ihm und suchte ihn durch meine Zuversicht, daß es bald wieder anders werden müsse, aufzurichten. Es war umsonst; wir trennten uns als Freunde, aber nicht als Gesinnungsgenossen.

Nachdem ich mich bei allen guten Bekannten verabschiedet, auch bei Herrn von Balloy zwei Tage in gänzlicher Harmonie der Gedanken und Empfindungen mit dem biedern, vernünftigen Edelmann zugebracht hatte, kam ich nach Provins und erwartete ruhig die gewünschte Absetzung von der Gnade des Herrn Kommissärs der Regierung.

In den ersten Märztagen erschien in meinem Kabinett ein hübscher junger Herr, nach der neuesten Mode gekleidet, frisiert und parfümiert, eine Duodezausgabe eines Pariser Advokaten.

Der liebe Herr, voll von jener Naivetät, die den Parisern

eigen ist, wenn es sich um Dinge und Verhältnisse handelt, die über das Weichbild der Seine hinausreichen, meldete mir strahlend vor Freude, er sei mein glücklicher Nachfolger und freue sich, gehört zu haben, daß Provins ein so friedlicher und schöner Bezirk sei. Denn sehen Sie, sagte er, lieber Herr Kollege, ich komme hierher, um die Republik hier beliebt zu machen, und das wird mir gelingen; wenn mich die Leute einmal kennen, dann werden sie sehen, daß ich ein Republikaner à l'eau de rose bin und werden Vertrauen fassen. Sie ist so schön, die gemäßigte Republik! —

Da mir das Männchen gefiel und mich interessierte, lud ich es ein, mit mir zu frühstücken. Es plauderte beständig von seinen politischen Gönnern, und ich erkannte, daß es auch eine kleine Mißgeburt des National war; denn es sagte: ich besorge alle kleinen Geschäfte des National, und dies ist mein bestes Einkommen.

Was konnten Sie in Paris, darf ich fragen, durch Ihre Praxis erwerben? fragte ich. Bon an, mal an, de dix à douze mille francs, war die Antwort, — Da kommen Sie hier zu kurz, denn Sie erhalten nur 4000 Fr., entgegnete ich trocken. Da sprang das Figürchen entsetzt vom Stuhle auf und rief: 4000 fr. par mois! — Nein, nein! jährliche Besoldung! 333 Fr. 33 Cts. monatlich! — lachte ich ihm ins starre Antlitz.

Der Kleine, dem der Angstschweiß auf die Stirne gekommen war, sagte: C'est infâme! ils m'ont donc trompé à Paris, ces farceurs, en me disant que Provins valait, pour le moins, 25 000 fr. de traitement par an? — Oui, ils vous ont fait poser (gehänselt), mon bon, tröstete ich.

Er drückte mir die Hand, dankte für das gute Dejeuner

und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Armer Herr! Er sah in der Unterpräfektur Geld, wo doch nur Auslagen zu finden sind.

Endlich, den 10. März entschloß sich der Citoyen Oskar Lafayette, meine Arbeitskräfte der Republik zu entziehen. Auf einem unförmlichen Wisch Papier, ohne Titel, ohne irgend welche amtliche Form, steht (ich habe das Blatt noch) von schlechter Hand geschrieben:

République française.

Le Commissaire du gouvernement provisoire de la république française dans le Département de Seine et Marne,
En vertu de pouvoirs qui lui sont conférés par le gouvernement,

Révoque de ses fonctions le citoyen de Dürckheim, Sous-Préfet de Provins.

Melun 10 Mars 1848.

O. Lafayette.

Dieses Schreiben, ohne Begleitbrief, ohne ein Wort der einfachsten Höflichkeit, charakterisierte die Grobheit und zugleich die Oberflächlichkeit der neuen Herrscher.

Ein Artillerieoffizier, der auf diese Art einen Beamten verabschiedet, welchen unter der Monarchie der König allein absetzen konnte, ist doch eine eigentümliche Erscheinung in der Geschichte eines Landes!

Als ich das sonderbare Faktum des Herrn O. Lafayette erhielt, übermannte mich gerechter Unmut nicht; mir flüsterte eine sanfte Stimme die Worte zu: Sei getrost, deine Pflicht hast du erfüllt, geh hin und scheide ohne Groll.

Da grüßt' ich noch einmal die Räume, in welchen ich das letzte Glück genossen, küßte die Schwelle, die Mathilde

zum letztenmal betreten hatte und ging ohne Groll, ohne Reue, und nahm nichts mit, als mein heilig Leid im Herzen.

Zwölf Jahre Arbeit hatte ich dem öffentlichen Leben gewidmet. Mein Gewissen sagte mir: von der großen Schuld der Zeit sind dir zwar ein paar Tage gestrichen, aber das ist zu karg, zu klein; du mußt von neuem an die Arbeit gehen.

Wie ich nun wieder an die Arbeit kam, wirst du, lieber Leser, dem zweiten Bande meiner Erinnerungen entnehmen, wenn dich dieser erste Teil nicht zu sehr ermüdet hat.

Druck der J. B. Metzlerschen Buchdruckerei in Stuttgart.



